R

Ein stoltzer Sinn, der in sich selbst verliebt,
Sieht sich durch meinen Rath geheilet,
Den ihm dis werthe Buch ertheilet,
Dass er nunmehr sich selbst zu hassen übt.

Des Herrn

JEAN DE LA BRUYERE

weil. Mitgliedes der Franz. Acad. in Paris,

Vernünftige und Sinnreiche Gedancken

von

Sachen und der Religion,

wider die so genannten Esprits forts,

oder starcken Geister,

aus dem Französischen ins Teutsche übersetzt,

und durchgehends

mit Anmerckungen versehen,

von

Johann Joachim Gottlob am-Ende.

Danzig,
Verlegts Johann Heinrich Rüdiger,
1739. c.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sr. Excellenz

Dem

Hochwohlgebohrnem Herrn,

Herrn

Johann Balthasar,

Baron von Wernher,

der Römischen Kayserlichen Majestät hochbetrautem
Reichs-Hofrathe ꝛc.

Meinem gnädigen Herrn.

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Ew. Hoch-Freyherrl. Excellenz gegenwärtige Blätter zuzueignen, trage gar kein Bedencken. Ich halte mich dieses zu thun so wohl berechtiget, als verbunden und schuldig. Ew. Excellenz Selbst ge-

ben mir das Recht darzu in die Hände. So unrecht und verwegen dieses mein Unternehmen anscheinen will, als lange ich auf mich und die Beschaffenheit meiner Arbeit sehe, so unschuldig und gerecht wird dasselbige, so bald ich Dero Person und Deroselben vortreffliche Eigenschafften in Betrachtung ziehe.

Ew. Excellenz lieben Gott, und sein Wort, von Hertzen. Sie besitzen die gründlichste Erkenntniß derer so wohl natürlichen, als geoffenbahrten großen Wahrheiten. Die Uebung dessen, was von Ihnen als wahr, als gerecht, und gut, erkannt wird, ist Dero Haupt-Werck. Sie sind nicht nur ein großer Kenner und Liebhaber, sondern auch ein mächtiger Beförderer nützlicher Künste und Wissenschaften. Sie erweisen Sich gegen männiglich, insonderheit gegen diejenigen, die der Wahrheit und Tugend ergeben sind, ungemein liebreich, gütig, und leutselig. Sie helfen

ihnen mit Rath und That. Sie lassen Dero einzige Sorge und Bemühung seyn, Gott und dem gemeinen Wesen aufrichtigst zu dienen.

So hat man Ew. Excellenz ehedem in Wittenberg, beydes auf dem Lehr-Stuhle, als in öffentlichen Geist- und Weltlichen Gerichts-Stellen, und überhaupt bey allen Vorfallenheiten, befunden! So haben Sie besonders, gegen meine Wenigkeit, je und alle Wege sich finden lassen! Sind Sie denn nun etwan in Wien anders Sinnes worden? Im geringsten nicht! Ein dergleichen wohlgesetztes Gemüth, als in Ew. Excellenz sich befindet, ist zwar wohl, wie alle endliche Dinge, einer Veränderung, aber nur einer Veränderung zu mehrern und immer größern Vollkommenheiten, fähig. Die Briefe, mit welchen Ew. Excellenz mich, zu verschiedenen mahlen, von Wien aus, zu beehren, in Gnaden beliebet haben, sind dessen unverwerfliche Zeugen und Bürgen.

Ist nun dem also, wie mir alle diejenigen, die Ew. Hoch-Freyherrl. Excellenz etwas näher kennen, vollkommen Recht geben werden, so bin ich, unter diesen Ew. Excellenz beywohnenden unvergleichlichen guten Eigenschaften, hinlänglich bedeckt, und setze demnach Dero Namen meinem Werckgen, mit allem Fug und Recht, folglich auch getrost, und mit vieler Zuversicht, vor.

Gewißlich Ew. Excellenz müsten das edelmüthige und tugendhafte Wesen Ihrer Seele verläugnen und ablegen, oder gegenwärtige Zuschrift hat sich einer gnädigen Aufnahme ohnfehlbarlich zu getrösten. Jenes ist, sittlicher Weise, eine ohnmögliche Sache, daher ist und bleibet auch dieses bey mir außer allen Zweifel gesetzt.

Ich bin, mit dieser Zueignungs-Schrift, vor Dero Augen zu treten, mit gutem Grunde berechtiget. Ich bin es aber auch verbunden und schuldig. Schuldigkeit ent-

entstehet vornehmlich aus empfangenen Gut- und Wohlthaten. Die Wohlthätigkeit ist Ew. Excellenz besonders eigen. Und mögen wohl diejenigen, die solche, in ihren Bedürfnissen, erfahren haben, gezehlet werden können? ich meyne nicht! Mir meines wenigen Theils ist dieselbe, vor vielen andern, in reichem Maaße, zugeflossen! ich habe Dero gutthätige Neigung und Hand vornehmlich zu rühmen!

Jedoch es sey ferne von mir, daß ich in die Erzehlung derer genossenen vielen und großen Wohlthaten hinein gehen sollte. Ich würde, wenn ich solches thäte, zu meiner grösten Beschämung, meinen obigen Sätzen selbst widersprechen. Ich würde dadurch an den Tag legen, daß Ew. Excellenz ich noch gar nicht recht kennen müste. Sie haben ja die Art aller großen Seelen an sich, daß Sie lieber Güte und Wohlthat erweisen, als die damit verdienten Lobsprüche und Danckſagungen anhö-

ren wollen. Dieses weis ich, und ich weis es aus eigner vielfältigen Erfahrung. Will nun Ew. Excellenz großmüthiger Bescheidenheit ich nicht zu nahe treten, so muß ich disfalls schweigen, und mein Schweigen ist auch um so viel gerechter, je weniger ich im Stande seyn würde, die von Zeit zu Zeit empfangenen thätlichen Gnaden-Bezeigungen, nach Würden, vorstellig zu machen.

Eins kan ich gleichwohl mit einem gänzlichen Stillschweigen nicht übergehen. Die Sache selbst, die ich unter Händen habe, veranlasset mich darzu. Ew. Excellenz haben mir ehedem, in Wittenberg, unter andern auch die Uebung der Französischen Sprache nicht nur wohlmeynend angerathen, sondern auch darzu, in der That, allen milden Vorschub gethan. Was ist nun wohl billiger, was denen Regungen eines Danckbegierigen Gemüths anständiger, als daß ich die ersten, obschon vielleicht noch nicht vollkommen reifen

Früch-

Früchte meines auf sothane Sprache verwendeten Fleißes an Ew. Excellenz, in Ehrfurcht, und mit innigster Danckbegierigkeit, übergebe? Ich thue solches hiermit, und habe dabey keine andere Absicht, als daß ich dasjenige öffentlich, vor Gott, und der Welt, bekenne, was ich, von vielen Jahren her, in dem innersten Grunde meines Hertzens, geheget habe.

Ew. Excellenz sage ich für alle von Dero recht väterlich gesinnten Liebe und Gütigkeit empfangene unzehlige Wohlthaten, mit Hertz, Hand, und Mund, den allerverpflichtesten Danck, und rufe Gott im Himmel flehentlich an, daß Er Ew. Hochwohlgebohrne Excellenz, zu seines heiligen Namens Ehren, zu Kayserlicher Maj. allerhöchstem Vergnügen, und zu des gesammten Reiches Nutzen und Frommen, noch fernerhin, mit allem so geist- als leiblichen Segen, in himmlischen und irdi-

schen

schen Gütern, reichlich begnadigen wolle. Dieses wünschet, bittet, und hoffet von Gott,

Ew. Hoch-Freyherrl. Excellenz,

Meines gnädigen Herrn,

Gräfenhaynichen den 20 Sept.
1739.

unterthänig-verbundenster, und treu-
gehorsamster Diener,

Johann Joachim Gottlob am-Ende.

Vor-

Vorrede.

Jean de la Bruyere, dessen vernünftige und sinnreiche Gedancken, von Gott und der Religion, hiermit dem geneigtem Leser, in teutscher Sprache, vor Augen geleget werden, ist einer der gelehrtesten Männer, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, gewesen. Er lebte und schrieb in Franckreich zu derjenigen glückseligen Zeit, da, unter der Regierung des Großen Ludwigs, gute Künste und Wissenschaften bey nahe die höchste Staffel der Vollkommenheit erreichten, da die Gelehrten ihren Verstand und klugen Witz, um die Wette, übten, und da dergleichen Bemühungen, zur gesegneten Aufnahme aller Arten der Gelehrsamkeit, herrlich belohnet wurden. Je reicher nun Franckreich damahls an ausnehmend gelehrten Köpfen, an gründlichen Entdeckungen, an nützlichen Schriften, und überhaupt an allen zur Beförderung derer Wissenschaften dienlichen Hülfs-Mitteln war, desto mehr wurde auch der Hr. de la Bruyere veranlasset, die von Gott und der Natur empfangenen herrlichen Gemüths-Gaben äußersten Fleißes zu erwecken, und zum Besten des gemeinen Wesens anzuwenden.

den. Sein Fleiß war nicht umsonst, und er brachte es, beydes durch seine persönliche gute Eigenschaften, als sonderlich durch seine, in das Werck der Wahrheit und Tugend, kräftiglich einschlagende Schriften, in kurzer Zeit so weit, daß er von denen Großen geliebet, von seines gleichen hochgeachtet, und von allen Kennern einer wahren Gelehrsamkeit, unter die Gelehrten vom ersten Range, und zwar mit allem Rechte, gezehlet wurde. Ob nun gleich dieses alles einem in denen Geschichten derer Wissenschaften erfahrnen Leser gar nicht unbekannt seyn wird, so hoffe gleichwohl nicht unrecht zu thun, wann ich, in dieser Vorrede, so wohl überhaupt von der Person, dem Leben, und denen Schriften des Herrn de la Bruyere, als auch insonderheit von unserer unternommenen Uebersetzung, und denen beygefügten Anmerckungen, eine umständlichere Nachricht ertheile.

Ich mache von dem ersteren den Anfang. Das Adliche Geschlecht derer de la Bruyere ist in Franckreich eines der ältesten, und man findet bereits einen Geoffroi dieses Namens unter denenjenigen tapfern Männern, welche vormahls, unter Anführung des wohlbekannten Gothofredi von Bouillon, zur Wiedereroberung des heiligen Landes, ausgezogen sind. Unser Herr Autor gedencket selbst desselben, in dem XIVten Cap. seiner Caracteren, und setzet bedencklich hinzu, daß, wenn er, für seine Person, etwan auch einmahl das Glück haben sollte, denen Großen in der Welt zu gefallen, und solcher Gestalt zu hohen Stellen der Ehre und Glückseligkeit erhaben zu werden, er so denn seinem Namen einen gantz besondern

dern Glantz geben könnte, maßen es ihm gantz was leichtes seyn würde, denselben in gerader Linie von dem uhralten Gottfried de la Bruyere herzuleiten. Ich trage um desto weniger Bedencken, die angeführte Stelle herzusetzen, weil eben diese Worte unserm Herrn Autori haben zu einer großen Last geleget, und weis nicht von was für einen lächerlichen Hochmuth ausgedeutet werden wollen. Je le declare nettement, schreibt er p. m. 427. afin que l'on s'y prepare, & que personne un jour n'en soit surpris. S'il arrive jamais, que quelque Grand me trouve digne de ses soins, si je fais enfin une belle fortune, il y a un Geoffroi de la Bruyere, que toutes les Chroniques rangent au nombre des plus grands Seigneurs de France, qui suivirent GODEFROY DE BOUILLON a la conquête de la Terre-Sainte; voila alors de qui je descends en ligne directe. Wer nur ein wenig der sinnreichen Schreibart dieses Mannes gewohnt ist, und die Worte recht ansehen will, der wird mit leichter Mühe wahrnehmen, daß Herr de la Bruyere sich nur über diejenigen aufhält, welche, wenn sie aus dem Staube der Niedrigkeit zu großem Ansehen und Glück, obgleich unverdienter Weise, erhoben worden, nur darauf dencken, wie sie ihr Geschlecht recht sehr alt machen, und von denen ältesten und berühmtesten Familien herleiten mögen. Um nun diese lächerliche und allem Ansehen nach zu seiner Zeit sehr gewöhnliche Art des Hochmuths desto freyer herum nehmen zu können, so stellt er sich selbst, als ob er mit dieser närrischen Einbildung eingenommen wäre. Sein Ausdruck schmecket mehr nach einem sinnreichen und

 saty-

satyrischen Geiste, als nach Hochmuth und Eitelkeit. Gleichwohl hat Mr. de Vigneul-Marville, ein heftiger Gegner des Herrn de la Bruyere, solches nicht verstehen, vielmehr aus diesen Ausdruckungen erweislich machen wollen, daß derselbe ein Mann von großer Einbildung gewesen wäre, und auf das Alterthum seines Geschlechts sich so viel gewust hätte, da doch gerade das Gegentheil, in denen angeführten Worten, enthalten ist, wie solches des Herrn de la Bruyere Vertheidiger, Mr. Coste, in einer besondern dem Herrn de Vigneul-Marville entgegen gesetzten Schrift mit mehrern gezeiget hat. Es sey nun im übrigen mit dem Alterthum des Bruyerischen Geschlechts bewandt, wie es immer wolle, so ist unser Herr Autor an eignen Verdiensten gar nicht so arm, daß wir seinen Ruhm von der Menge seiner Ahnen, und aus denen Verdiensten seiner Groß-Väter, welches ja ohne dis nicht viel sagen will, allererst herzuholen nothig hätten. Er selbst hat sich durch seine eigene Geschicklichkeiten, Tugenden und Schriften, einen solchen wohlgegründeten Ruhm erworben, welcher bey rechtschaffenen Liebhabern der Wahrheit und Tugend, je und alle Wege in einem unvergeßlichen Andencken bleiben wird.

Er wurde gebohren Anno 1644 oder nach anderer Meynung in einem ohnweit Dourdan gelegenen Flecken, und der Pere Niceron, aus dessen Memoires pour servir a l'histoire des hommes illustres, wir die hieher gehörigen vornehmsten Nachrichten genommen haben, gedencket in seiner Lebens-Beschreibung Tom. XIX. p. 191. seqq. daß dieser Umstand

stand, betreffend den Geburths-Ort des Herrn de la Bruyere, von Mr. Clement in einer bey dem Catalogo der Königlichen Bibliotheck angebrachten Note bemercket worden sey. Sein Vater war einer von denen damahls bekannten namhaftesten Liguisten, und verwaltete in Paris das Amt eines Lieutenant-Civil. Es scheinet, daß unser de la Bruyere, bey guter Zeit, vor der unruhigen Lebens-Art seines Vaters einen Ekel, und dagegen zur Einsamkeit und Stille eine besondere Neigung bey sich empfunden haben müsse. Er machte sich daher vom Hofe und aus der Stadt hinweg, und begab sich nach Caen, woselbst er die Charge eines Threforier de France an sich kaufte, und in solcher Bedienung beydes dem gemeinen Wesen nützlich zu seyn, als seinen Studien, mit guter Muße, nachzuhängen vermeynte. Eine kluge Einsicht in die damahligen öffentlichen Verfassungen, und ein heimlicher Trieb der ihm beywohnenden Bescheidenheit, brachte ihn auf diesen Entschluß. Jedoch so klüglich er sich, nach diesem Triebe seines bescheidenen und stillen Sinnes, von Hofe, und dem bürgerlichen Geräusche, entfernet hielt, so mochten doch seine ausnehmende Gaben, und besonders gute Eigenschaften, ihn nicht lange verborgen seyn lassen. Er hatte kaum von obgedachtem Amte in Caen Besitz genommen, als man ihn von dieser Bedienung ab- und zu einem ungleich wichtigern Amte, nach Hofe erforderte. Es wurde damahls für den jungen Hertzog von Orleans ein geschickter Hofmeister gesucht. Die Sorge wurde, wie aus allen Umständen erhellet, dem berühmten Bischof in Meaux, Benigno Bossuet,

aufgetragen. Dieser war selbst, wie bekannt, ein gelehrter Mann, und wuste auch an andern Gelehrsamkeit und gute Sitten zu beurtheilen. Unser Herr Bruyere war diesem vornehmen Geistlichen, von wegen seiner Geschicklichkeit und Tugend, nicht unbekannt, und wurde von demselben, vor allen andern, bey Hofe in Vorschlag gebracht. Man folgte dem guten Rathe des Bossuets, und glaubte, in dieser wichtigen Angelegenheit, keine bessere Wahl, als in der Person des Herrn de la Bruyere, treffen zu können. Es wurde also gemeldter Printz demselben, von hoher Hand, anvertrauet, daß er selbigen, gleichwie in andern Standesmäßigen nützlichen Künsten und Wissenschaften, also auch vornehmlich in der Historie, unterweisen sollte. Daß dieses von unserm Herrn Autore mit aller Gründlichkeit, Treue und nicht ohne Segen, geschehen sey, lässet uns die vortreffliche Geschicklichkeit und das tugendhafte Wesen desselben, im geringsten nicht zweifeln. Nach diesem blieb er beständig, und bis an das Ende seiner Tage bey Hofe, nicht, wie einige, nach Nicerons Bericht, vorgeben wollen, und wie sonderlich in denen Noten über die Wercke des Boileau vorgegeben wird, als ein gemeiner von Adel, sondern in der Qualität eines gelehrten Mannes, und genoß einen jährlichen Gehalt von tausend Thalern, ohne dafür etwas verwalten zu dürfen, woraus zur Gnüge abzunehmen ist, in was für großer Hochachtung er gestanden, und wie man seine gelehrte Arbeit allem, in einer öffentlichen Verwaltung, von ihm zu hoffenden Verdiensten vorgezogen haben müsse. Es war auch gar nicht sein Werck, daß er

sich

sich um ansehnliche Ehrenstellen hätte bewerben, oder an Verwaltung vornehmer Bedienungen ein Vergnügen finden sollen. Hätte er dieses gesucht, er würde es mit leichter Mühe gefunden haben. Die Gunst derer Großen, darinnen er stund, noch mehr aber seine vortreffliche Qualitäten und Eigenschaften, öffneten ihme allenthalben dazu den Weg. Jedoch damit war ihm, wie gedacht, nichts gedient.

Unterdessen brachte er seine Zeit gar nicht müßig, viel weniger in sündlichen Eitelkeiten, zu. Er hatte an dem Königlichen Hofe zu Paris und in Versailles seinen beständigen Aufenthalt. Da stund er, so zu reden, auf seiner Warte, und sahe das verschiedentliche Thun und Lassen derer Hohen und Niedrigen mit aufmercksamen Augen an. Er führte alles, was er bemerckte, vor dem Richterstuhl einer gesunden und mit Gottes Wort erleuchteten Vernunft. Er wuste das Wahre von dem Falschen, die Tugend von dem Laster, und überhaupt das Gute von dem Bösen, eben so genau zu unterscheiden, als solchen Unterschied gründlich und sinnreich zu eröffnen. Nachdem er nun eine geraume Zeit die mannigfaltigen Wege des menschlichen Hertzens erkundiget, und alle gemachte Anmerckungen in eine reife Ueberlegung gezogen hatte, so sammlete er seine Gedancken, und legte dieselben der Welt in einem Buche vor Augen, welches er les Caracteres, oder les Moeurs de son siecle nannte. Der Titul, der Inhalt, die Schreibart, alles war etwas Neues, und gantz Unvermuthetes. Kurtz, dieses Bruyerische die Sitten seiner Zeit betreffende gelehrte Werck zog eine recht große Verwunde-

rung, und bey allen denen, die das Schöne in einer Schrift zu beurtheilen wusten, einen vollkommenen Beyfall nach sich. Nun fieng man erst an, den großen Geist des Herrn de la Bruyere recht kennen, und gebührend schätzen zu lernen. Die in Paris zur Aufnahme und Verbesserung derer Sprachen, Künste und Wissenschaften, blühende Gesellschaften gelehrter Männer sahen gar bald ein, daß Herr de la Bruyere vor andern verdiene, ein Mitglied ihrer Versammlung zu seyn. Er wurde also im Jahr 1693. insonderheit in die Academie Françoise, oder in die Academie der Sprachen, an die Stelle des Herrn de la Chambre, mit sämmtlicher Glieder einhelliger Uebereinstimmung, auf- und angenommen. Diese Aufnahme gereichte ihme zu so viel größerer Ehre, je weniger Freundschaft, Gunst, Recommendation, oder andere dergleichen äußerliche Vortheile, an derselben Theil hatten. Nichts als seine ausnehmende Gaben, Wissenschaften, Tugenden, und andere dergleichen seiner Person anklebende eigenthümliche Vorzüge öffneten ihm den Eingang in diese ansehnliche Gesellschaft derer Gelehrten. Die Sache war so bekannt und außer allen Streit gesetzt, daß er, solches selbst, in der, bey seiner Aufnahme, eingeführten Gewohnheit nach, gehaltenen öffentlichen Danckſagungs-Rede, in diesen schönen Schluß-Worten, deutlich zu erkennen giebt: Vous m'avez accordée cette place dans l'Academie Françoise, Messieurs, de si bonne grace, avec un consentement si unanime, que je la dois, & la veux tenir de votre seule magnificence. Il n'y a ni poste, ni

credit,

credit, ni richeſſes, ni titres, ni autorité, ni faveur, qui ayent pû vous plier a faire ce choix, je n'ai rien de toutes ces choſes, tout me manque; un ouvrage, qui a eu quelque ſuccès par ſa ſingularité, & dont les fauſſes, je dis les fauſſes & les malignes applications pouvoint me nuire auprès des perſonnes moins equitables, & moins eclairées, que Vous, a eté toute ma mediation, que j'ai employée, & que Vous avez reçuë. Quel moyen de me repentir jamais d'avoir ecrit?

Weil nun dieſes Bruyeriſche Buch allenthalben, ſonderlich in Franckreich ſo viel Aufſehen gemachet, ſeinem Verfaſſer aber ſo viel Ehre und Ruhm zu Wege gebracht hat, und überhaupt als ein rechtes Meiſterſtück einer vernünftigen, reinen, und zur Verbeſſerung verderbter Sitten abzielenden ſatyriſchen Schrift gehalten worden iſt, wir auch einen, und zwar den beſten Theil deſſelben, dem Teutſchen Leſer gegenwärtig in die Hände liefern; ſo wird nicht undienlich ſeyn, wann ich von der Gelegenheit, dem Inhalt, der Abſicht, und denen verſchiedenen Würckungen dieſes merckwürdigen Buches noch eins, und das andere, aus glaubwürdigen Nachrichten, beybringen werde.

Herr de la Bruyere war, mit allen ſeinen Gedancken, Wünſchen, Abſichten und Bemühungen, darauf außen, daß er ſeines Theils die Wahrheit und Tugend in der Welt, allermeiſt unter ſeinem Volck, befördern, dagegen die Irrthümer, Vorurtheile und Laſter, zerſtöhren, und zu dem Ende beydes in ſeiner weſentlichen Geſtalt, nemlich das eine in ſeiner liebenswürdigen Schönheit, und das an-

dere in seiner abscheulichen Heßlichkeit, männiglich vor Augen legen möchte. Nun kam es darauf an, was er, um diesen heilsamen Endzweck zu erreichen, für einen Weg zu erwählen hätte. Die Wahrheit ist zwar an sich unveränderlich und einfach. Aber die Art und Weise, die Wahrheit vorzutragen, und denen Menschen eine wahre Neigung zu diesem himmlischen Gute ins Hertz zu bringen, ist eben so unterschieden, als unterschiedlich die Menschen selbst nach ihrem Sinne, nach ihrer Fähigkeit, nach ihren Trieben, Affecten und Neigungen, sind. Da lässet sich denn immer einem auf diese, dem andern auf eine andere Art des Lehr-Vortrags besser beykommen. George Paschius hat, wie bekannt, ein besonderes Buch: de Variis modis moralia tradendi, geschrieben, und in demselben viel Fleiß und Gelehrsamkeit zu Tage gelegt. Unter diesen verschiedenen, von Paschio, der Reihe nach erzehlten und beurtheilten, Lehr-Arten, ist diejenige für eine nicht der unbequemsten zu halten, welche, aus gewissen äußerlichen Zeichen, das ist, aus denen in die Sinne fallenden Geberden, Worten und Wercken derer Menschen, den innerlichen Zustand des Hertzens bemercket, was Tugend und Laster, auch wie das eine und das andere eigentlich geartet sey, erkennet, den Unterscheid zwischen beyden genau bestimmet, und vermittelst einer genauen Sammlung sothaner Merckmahle und Kennzeichen, beydes, so wohl die Wahrheit und Tugend, als die Falschheit und Untugend, in ihrer eigentlichen Gestalt, Natur, Kraft, Würckung und Folge, vorstellig macht, und gleichsam mit leben-

digen Farben vor Augen mahlet, in keiner andern Absicht, als daß beydes, in seiner Natur und Wesen, erkannt, und das eine geliebt und angenommen, das andere aber verabscheuet, und verworfen werde. Es wird diese Art der Sitten-Lehre gar wohl genus tradendi moralia χαρακτηριστικὸν s. per characteres & notationes, genennet, und hat, wenn es mit gehöriger Vorsichtigkeit geführet wird, allerdings seinen großen Vortheil. Seneca urtheilet davon, in der 95sten Epistel, also: Utilem futuram esse descriptionem cujusque virtutis. Hanc Posidonius ætiologiam vocat, quidam χαρακτηρισμὸν appellant, signa cujusque virtutis & vitii ac notas reddentem, quibus inter se similia discriminentur. Hæc res eandem vim habet, quam præcipere. Nam qui præcipit, dicit: illa facies, si voles temperans esse. Qui describit, ait, temperans est, qui facit illa, qui illis abstinet. Quæris, quid interfit? alter præcepta virtutis dat; alter exemplar. descriptiones has & ἐικονισμὸς ex usu esse, confiteor.

Es ist auch diese Art zu lehren bereits in denen ältesten Zeiten bräuchlich gewesen. So gar will man schon im Homero Spuren davon gefunden haben, wenn er im 13ten Buch Iliad. v. 282. seqq. die Tugend der Unerschrockenheit, und das Laster der Furchtsamkeit, auf dergleichen Schlag, vorgestellet hat. Außer dem ist ohnstreitig Theophrastus Eresius, ein Schüler des Aristotelis, der erste gewesen, der mit Fleiß in diese Lehr-Art eingegangen ist, und nach derselben eine gantze Sitten-Lehre geschrieben hat. Es sind von der moralischen

Arbeit dieses gelehrten Griechischen Weltweisen nur noch einige wenige Ueberbleibsel vorhanden, unter dem Titul: χαρακτῆρες ἠθικοὶ, aus welchen man jedoch zur Gnüge ersehen kan, daß Theophrast allerdings ein Mann von einem recht lebhaften Geiste, von einer gründlichen Einsicht in die Wissenschaft der Sitten, und von einer großen Geschicklichkeit, seine Gedancken sinnreich auszudrucken, gewesen seyn müsse. Obgemeldter Paschius redet von demselben, wie auch von dieser Art und Weise, die moralischen Wahrheiten vorzutragen, ausführlich l. c. Cap. IV.

Um nun wieder auf unsern Herrn de la Bruyere und sein Buch zu kommen, so fand derselbe seines Orts auch, an dieser Theophrastischen Lehr-Art, einen besondern Geschmack. Man hat sich darüber nicht zu verwundern. Diese Art des Vortrages war der Art seines Geistes und Gemüths vollkommen gemäß. Er war ein Mann von einem überaus lebhaften Geiste, und von einer durchdringenden Schärfe des Verstandes. Es fehlte ihm dabey so wenig an einer gründlichen Beurtheilungs- als an einer scharfsinnigen Einbildungs-Kraft. Er wuste daher das Mannigfaltige in einer Sache gar eigentlich zu bemercken, das Verworrene ordentlich aus einander zu setzen, und ein jedwedes an seinen gehörigen Ort zu bringen. Die Lebhaftigkeit im Dencken wurde mit der Gabe, die Gedancken lebhaft, deutlich und sinnreich auszudrucken, begleitet. Alle Gattungen von Menschen, und alle Arten menschlichen Verhaltens schwebten ihm täglich vor Augen, und er führte sich

dabey nicht als einen müßigen Zuschauer, sondern als einen vernünftigen Untersucher, auf. Auf solche Weise, und da er, bey dem Schauspiele des menschlichen Lebens nicht so wohl selbst Parthie nahm, als nur, gleichsam von ferne, zusahe, erlangte er eine gründliche Einsicht in das Werck der Sitten. Er machte es disfalls, wie Cartesius, welcher von sich bekennet, daß er auf diesem Wege vornehmlich zur Erkenntniß der Wahrheit gelanget sey. Nec per . . . . novem annos, schreibt er de Methodo pag. 18. aliud egi, quam ut huc illuc Orbem Terrarum perambulando, Spectatorem potius, quam Actorem Comœdiarum, quæ in eo quotidie exhibentur, me præberem. Was war nun, bey so bewandten Umständen leichter, als daß er die Theophrastische Lehr-Art lieb gewann, zumahlen er die Gemüths-Verfassung seiner Lands-Leute wohl wuste, als welche, nach Art und Gewohnheit der ehemahligen Athenienser, immerzu gern etwas neues sehen und hören wollen; dieser Weg aber durch Bilder und Zeichen, vom Laster ab- und zur Tugend anzuführen, bis dahin in Franckreich, auch sonst, wenig, oder gar nicht, betreten worden war. Er folgte also dem Triebe seiner Natur, und that dasjenige in Paris, was Theophrast zu seiner Zeit in Athen gethan hatte.

Er übersetzte zuerst seines großen Vorgängers und Lehrmeisters, des Theophrasti, Characteres morum, und fügte denenselben einige kurtze, vornehmlich auf die Griechischen Alterthümer abzielende, Anmerckungen bey. Diese Uebersetzung ist so wohl gerathen, daß man nicht weis, ob man den

Theo-

Vorrede.

Theophraſt nicht vielmehr aus der Ueberſetzung, oder die Ueberſetzung aus dem Original erklären ſoll. Mr. Menage, Menagiana Tom. IV. p. 219. edit. Par. 1715. ſagt von dieſer Bruyeriſchen Ueberſetzung: elle eſt bien belle, & bien Françoiſe, & montre que ſon Auteur entend parfaitement le Grec. Je puis dire, que j'y ai vû bien des choſes, que peut etre, faute d'attention, je n'avois pas vûe dans le Grec. Dieſes Urtheil iſt um deſto glaubwürdiger, je bekannter es in der gelehrten Welt iſt, daß Mr. Menage die Griechiſche Sprache aus dem Grunde verſtanden habe. Nach der Ueberſetzung fügte der Herr de la Bruyere ſeine eigene Caracteres derer Sitten und Gebräuche ſeiner Zeit hinzu, und ſo kam denn das gantze Werck, unter dem Titel heraus: les Caracteres de Theophraſte traduits du Grec, avec les Caracteres ou les Mœurs de ce ſiecle, par Mr. de la Bruyere de l'Academie Françoiſe. Paris 1687. in 12.

Hierbey darf man nun nicht dencken, als ob dieſer würdige Nachfolger des Theophraſti in gar keinem Stücke von denen Wegen ſeines Vorgängers und Anführers abgegangen wäre. Er ging in der That vielfältig ab. Er ging mit ſeinen Einſichten und Vorſtellungen tiefer, als Theophraſt, in das Werck der Sitten hinein. Theophraſt blieb mehrentheils bloß bey dem Aeußerlichen beſtehen, und überließ es ſeinen Leſern, daß ſie, von ſolchem Außenwercke des Thuns und Laſſens derer Menſchen, auf die innerliche Beſchaffenheit und Geſtalt ihrer Hertzen, den Schluß machen möchten. Unſer Herr Autor hielt ſich hingegen bey denen Ausflüſſen

flüssen nicht viel auf, sondern ging gleiches Weges auf die eigentlichen Quellen des menschlichen Verhaltens, ich meyne auf die inwendige Verfassung ihres Sinnes und Willens, zu. Wir wollen hierüber seine eigne Worte vernehmen: L'on s'est plus appliqué, schreibt er im Discours sur Theophraste, aux vices de l'esprit, aux replis du cœur, & a tout l'interieur de l'homme, que n'a fait Theophraste, & l'on peut dire, que comme ses caracteres par mille choses exterieures, qu'ils font remarquer dans l'homme, par ses actions, ses paroles, & ses demarches, apprennent quel est son fond, & font remonter jusque a la source de son de reglement; tout au contraire les nouveaux caracteres deployant d'abord les pensées, les sentimens, & les mouvemens des hommes, decouvrent le principe de leur malice, & de leurs foiblesses, font que l'on prevoit aisement tout ce, qu'ils sont capables de dire, ou de faire, & qu'on ne s'etonne plus de mille actions vicieuses, ou frivoles, dont leur vie est toute remplie.

Hiernächst und wie Bruyere eines überaus freyen und ungebundenen Geistes war, mithin auch seine Freyheit im Dencken haben wolte, und sich in die Gesetze und Beyspiele seiner Lehrmeister gar nicht einzwängen ließ, so folgte er zwar, was das Hauptwerck anbetrifft, der Lehr- und Schreib-Art seines Theophrasti, ging aber auch zum öftern aus denen Schrancken derselben heraus, und ließ sich in das freye Feld eines jedoch geziemenden satyrischen Vortrags der Wahrheit hinein. Man lese nur ein und das andere Capitel seiner Caracteres mit

Auf-

Aufmercksamkeit durch, so wird man sich verwundern, mit was für gesaltzener und gewürtzter Artigkeit er das Lächerliche und Abgeschmackte in denen Lastern, und lasterhaften Gebräuchen, vorzustellen gewust. Was disfalls Boileau in gebundener Rede gethan, das that de la Bruyere in ungebundenen Worten. Er stund mit diesem großen satyrischen Poeten in einer gantz besondern Vertraulichkeit und Freundschaft. Worüber man sich um desto weniger wundern darf, je gröſſer die Gleichheit der Gemüther, derer Studien und Lebens-Arten unter beyden war. Wie denn auch die unter dem Kupfer-Bilde des Herrn de la Bruyere stehende Verse aus der Feder des Boileau geflossen, und im andern Theil seiner Wercke, unter denen Epigrammatibus p. 254. befindlich sind. Jedoch getrauete ich mich auch wohl zu behaupten, daß die Satyre des Herrn de la Bruyere, vor des Herrn Boileau seiner, noch einigen Vorzug verdiene. Sie ist reiner, sinnreicher, ihrem wahren Endzwecke gemäßer, und überhaupt so beschaffen, wie es die Natur und Absicht dieser zur Verbesserung der Sitten abzielenden Schreib-Art mit sich bringet.

Es sey ferne von mir, daß ich dem Ansehen, und denen Verdiensten, oder auch der Frömmigkeit und Tugend dieses vortrefflichen satyrischen Poeten hierdurch zu nahe treten wollte. Ich würde mir damit, und zwar von Rechtswegen, den Widerwillen aller rechtschaffenen Kenner des Herrn Nicolas Boileau Despréaux auf den Hals ziehen. Es stund ja derselbe zu seiner Zeit, unter denen Gelehrten,

ten, mit oben an, und hat vielleicht noch itzo seines gleichen nicht wieder gehabt. Er hat, unter seinen Lands-Leuten und Glaubens-Verwandten, durchgängig das zuverläßige Zeugniß, daß er nicht nur wider die Religion, und wider die guten Sitten, nichts vorgebracht, sondern auch, für seine Person, eines frommen und tugendhaften Lebens-Wandels, alles Ernstes, sich beflissen habe. So gar hat er, zum Beweiß dessen, eine besondere und sehr merckwürdige Epistel, welche unter allen die letztere ist, sur l'Amour de Dieu, oder von der Liebe Gottes, an den Abt Renaudot, geschrieben. Ich muß von diesem Briefe beyläufig noch etwas gedencken, weil derselbe der in unserm Werckgen Cap. II. von der Religion §. XXIII. befindlichen Stelle, von der Furcht und Liebe Gottes, ein nicht geringes Licht geben kan. Es ist dieser satyrische Brief insonderheit wider die Jesuiten gerichtet, als welche, in ihrer weiten und nur allzuschlaffen Sitten-Lehre, unter andern auch diesen heyllosen Satz behaupten wollen, es sey zur wahren Buße, und Gott zu gefallen, und also selig zu werden, die bloße Furcht vor Gott und seinen Gerichten, schon gnug, wenn gleich sothane Furcht keine würckliche Liebe gegen Gott zum Grunde, oder zur Seiten habe. Pascal in literis provincialibus Epist. X. hat dieses, mit Zeugnissen aus denen Schriften der Jesuitischen Lehrer, hinlänglich bewiesen. Und Boileau hat, wider diese Grundfalsche Meynung, die Nothwendigkeit der Liebe Gottes, mit vielem Eyfer, auch nicht ohne Grund, in obgedachter Epistel, behauptet. So hat er auch, außer dem, noch, in einer besondern Satyre sur

l'Equi-

l'Equivoque, diesen so wohl, als viele andere Irrthümer derer Ignatianischen Brüder, bemercket. Es heisset l. c. v. 277. seqq.

Soudain, au grand honneur de l'Ecole Payenne,
On entendit prêcher dans l'Eglise Chrêtienne,
Que sous le joug du vice un Pêcheur abbatu
Pouvoit, *sans aimer Dieu*, ni même la Vertu,
Par la seule frayeur au Sacrement unie,
Admis au Ciel jouir de la Gloire infinie.
Et que les Clefs en mains, sur ce seul Passeport,
Saint Pierre a tous Venans devoit ouvrir d'abord.

Es will zwar der ungenannte Verfasser der Anmerckungen über die Schriften des Herrn Boileau vorgeben, es habe derselbe diese Satyre nicht wider die Jesuiten gerichtet, vielweniger selbige mit ihren moralischen Lehr-Puncten herum nehmen wollen; allein Mr. du Monteil, der anderweite Noten hinzugethan, und den ersten Anmercker in vielen Stücken verbessert, auch wiederleget hat, erweiset mit vielen Gründen das Gegentheil. Ueberhaupt schreibt er in der ersten Anmerckung bey dieser Satyre: Quoiqu' en dise le commentateur, on ne sauroit douter, que la principale vüe de Mr. Despréaux n'ait eté d'offenser les Jesuites par cet Ouvrage, c'est a dire, de satiriser leur Morale, & d'attaquer leurs Casuistes en general. Insonderheit heist es in der Anmerckung zu denen obangeführten Versen:

Dans

Vorrede.

Dans ces vers, Mr. Despréaux en veut aux Jesuites, qui ont dit, *qu'on n'etoit pas obligé d'aimer Dieu, pour etre Sauvé, et que l'attrition conçue par la seule crainte des peines de l'Enfer suffisoit avec le Sacrement.* Hieraus wird nun hoffentlich, wie gedacht, der erwehnte Satz, die Furcht und Liebe Gottes betreffend, nicht wenig Licht bekommen.

Ob nun gleich solcher Gestalt Mr. Boileau, seiner Geschicklichkeit und Tugend halber, einen großen Namen hatte, so scheinet gleichwohl unser de la Bruyere disfalls den Ruhm vor ihm davon zu tragen. Boileau hatte eine nur gar zu spitzige Feder. Seine Schreibart war allzu anzüglich und beissend: So gar daß er derentwegen in manchen Verdruß gezogen wurde. Man weis ja wohl, was wegen der obgedachten bekannten Satyre sur l'Equivoque, an welcher der Herr Autor eilf Monat gearbeitet, und drey Jahr gebessert haben soll, vorgegangen ist. Die Jesuiten merckten mehr als zu wohl, daß sie vom Herrn Boileau, in diesem satyrischen Gedichte, auf das empfindlichste wären angegriffen worden. Sie beschwerten sich dieserwegen heftig bey Hofe. Sie brachten es endlich auch dahin, daß, als Boileau anno 1710. an einer neuen Ausgabe seiner Wercke arbeitete, obgemeldte Satyre, kraft eines ausgewürckten Königlichen Verboths, gäntzlich hinweg gelassen werden mußte, wie dieser Umstand in denen Noten über die Schriften des Boileau pag. 256. mit mehrern angemercket wird. Ja, es hatte sich Boileau, mit seiner anzüglichen

Schreibart, recht fürchterlich gemachet. Der bekannte und gelehrte Graf de Bussi-Rabutin erfuhr einstmahls auf seinem Land-Guthe, daß Mr. Despréaux, wider ihn eine Satyre drucken zu lassen, Vorhabens wäre. So gleich schrieb Rabutin zweene besondere Briefe, den einen an den P. Rapin, den andern an den Grafen de Limoges, und bat sie inständigst, sie möchten doch mit Mr. Boileau, ihrem guten Freunde, reden, und die vorhabende satyrische Schrift zu hintertreiben suchen, welches auch geschehen, wie ebenfalls aus oberwehnten Französischen Anmerckungen zu ersehen ist. Außer dem war Monsl. Despréaux in Religions-Sachen ein hitziger, auch in gewisser Maße ein leichtsinniger Kopf. Er war auf das heftigste wider andere Glaubens-Genossen eingenommen. Gleich im Anfange der gedachten XIIten Epistel ziehet er, mit einem recht blinden Eifer, wider Lutherum loß. Er nennet ihn

Le fougeux Moine Auteur des troubles Germaniques,

und schreibt ihm so gar, weis nicht ob um des Reims willen, wenigstens ohne allen Grund, des transports frenetiques, zu. Seine Leichtsinnigkeit, und sein gleichgültiges Wesen in denen wichtigsten Glaubens-Puncten, kan man nicht undeutlich aus einem Briefe abnehmen, welchen derselbe an seinen guten Freund, den Verfasser der obgedachten Noten, geschrieben hat, da heist es ad Sat. XII. pour ce qui regarde le de mêlé sur la grace, c'est sur quoi je n'ai point pris parti,

etan

etant tantôt d'un ſentiment, & tantôt d'un autre: de ſorte, que m'etant quelques fois couché Janſeniſte tirant au Calviniſte, je ſuis tout etonne que je me reveille Moliniſte approchant du Pelagien &c. Wie ich nun der Hoffnung lebe, es werden dieſe den Mr. Boileau, als einen ſehr guten Freund unſers Herrn de la Bruyere betreffende, und allhier beygebrachte Anmerckungen dem geneigten Leſer nicht entgegen ſeyn; alſo komme ich nunmehro auf dieſen unſern Herrn Autorem wieder zurück, und ſage, daß Herr de la Bruyere in ſeiner Satyre, bey weiten nicht ſo anzüglich, als Herr Boileau in der ſeinigen, geweſen ſey.

Man nehme einmahl die Eigenſchaften einer erlaubten ſatyriſchen Lehr-Art zuſammen, wie ſolche Morhoffius in Polyhiſt. P.I. Paſchius l.c. pag. 228. und Scaliger Epiſtola XXI. angegeben haben, man halte den Vortrag unſers Herrn de la Bruyere unpartheyiſch dargegen, ſo wird man finden, daß er in beyden Arten die Wahrheit vorzutragen, ich meyne in der Kunſt ſo wohl die Sitten derer Menſchen, nach dem Beyſpiele des Theophraſti, auf das natürlichſte abzuſchildern, als inſonderheit die Laſter in ihrem verkehrtem und lächerlichem Weſen, nach Maßgebung einer gereinigten Satyre, auf das lebhafteſte vorzuſtellen, ein rechter Meiſter geweſen ſey.

Er wär für ſeine Perſon ein aufrichtiger Verehrer der Wahrheit und Tugend. So war es ihm denn auch mit ſeinem Buche lediglich darum zu thun, daß er auch andere Wahrheit liebend,

und tugendhaft machen möchte. Er ging wider die Laster, und ließ die Personen mit Frieden. Es hieß auch bey ihm, wie es bey allen rechtschaffenen satyrischen Sitten-Lehrern, nach des Erasmi Vorschrift, heissen soll, admonere voluimus, non mordere, prodesse, non lædere, consulere moribus hominum, non officere. Daß er dieses zu seinem beständigem Augenmerck gehabt, und aus keiner andern Absicht, als den Verstand und Willen der Menschen zu bessern, die Feder ergriffen habe, wollen wir von ihm selbst vernehmen. Cet ouvrage, heist es in der Vorrede pag. 17. ne tend, qu'a rendre l'homme raisonnable, mais par des voyes simples & communes, & en examinant indifferemment sans beaucoup de methode, & selon, que les divers chapitres y conduisent par les âges, les sexes, & les conditions, & par les vices, les foibles, & le riducule, qui y sont attachez. Ich will, zum Beweiß dessen, und daß er seine gantze Lebens-Zeit, mit guten auf eine heylsame Aenderung derer Menschen abzielenden Bemühungen, zugebracht habe, noch eine deutlichere Stelle aus dem Buche selbst anführen. Im ersten Capitul seines Wercks, welches die Ueberschrift: Des Ouvrages de l'Esprit führet, schreibt er also pag. m. 86. Le Philosophe (dadurch verstehet der Herr Autor sich selbst) consume sa vie a observer les hommes, & il use ses esprits, à en demeler le vice, & le ridicule; s'il donne quelque tour a ses pensées, c'est moins par une vanité d'Auteur, que pour mettre une verite, qu'il a trouvée, dans tout le pour necessaire, pour

faire l'impreſſion qui doit ſervir a ſon deſſein. Quelques Lecteurs croyent ne annoins le payer avec uſure, s'ils diſent magiſtralement, qu'ils ont lû ſon livre, & qu'il y a de l'eſprit; mais il, leur renvoye touts leurs eloges, qu'il n'a pas cherche par ſon travail, & par ſes veilles: il porte plus haut ſes projects, & agit pour une fin plus relevée; il demande des hommes un plus grand, & un plus rare ſuccès, que les louanges, & même que les recompenſes, qui eſt de les rendre meilleurs. Aus welcher Stelle man zugleich erſehen kann, wie es ihm damit gar nicht genug geweſen, daß ſein Buch bey der gelehrten Welt Beyfall gefunden, daß es mit Vergnügen geleſen worden, daß man Geiſt, Verſtand, Wiſſenſchaft und Schönheit in demſelben bemercket, daß man ihn dieſerwegen, als einen gelehrten und geſchickten Mann, heimlich und öffentlich gerühmet, (denn bey einem Buche von dieſer Art konnten ohnmöglich dergleichen vortheilhafte Würckungen und Folgen außen bleiben:) der Zweck, den er ſich vorgeſetzet hatte, war ungleich edler. Er ſuchte nicht ſeinen Ruhm, oder Vortheil. Die Aenderung und Beſſerung derer Sitten ſeiner Zeit war der Trieb, die Abſicht, der Wunſch ſeines Hertzens, und der gantze Inhalt ſeines Schreibens. Je nachdem man, durch die Leſung ſeines Buches, zur Ablegung derer vorgefaßten Meynungen, und zur Verbannung derer Laſter, weniger oder mehr gereitzet wurde, nachdem maß er auch den Werth ſeines Buches ab, und nach ſolchem Maaße forderte er auch Erkenntlichkeit und

Danck. Er erkläret sich hierüber, seiner Art nach, überaus gründlich und sinnreich: Je pardonne, heist es pag. 380. a ceux, que j'ai louez dans mon ouvrage, s'ils m'oublient. Qu'ai - je fait pour eux? ils etoient louables! Je le pardonnerois moins a tous ceux, dont j'ai attaqué les vices, sans toucher a leurs personnes, s'ils me doivent un aussi grand bien, que celui d'etre corrigez. Mais comme c'est un evenement, qu'on ne voit point, il suit de là, que ni les uns, ni les autres ne sont tenus, de me faire du bien. Kan nun aber wohl eine Arbeit rühmlicher, eine Absicht lauterer, und ein Buch nützlicher seyn, als wenn, ohne allen Besuch eignen Ruhms und Nutzens, nur darauf gesehen wird, daß Irrthum und Boßheit ins Bloße gestellet und zerstöhret, Wahrheit und Tugend dagegen angerichtet, und aufrecht erhalten werden möge. Dis war des Herrn de la Bruyere sein Werck. In diesem Stück hat er vor vielen andern Gelehrten, und ihren Schriften, etwas voraus.

Jedoch dieser, die Besserung der Sitten betreffende, an sich höchst-rühmliche Endzweck war für den großen Geist des Herrn de la Bruyere noch viel zu enge und klein. Er suchte mit seinen Caracteren etwas weit Höheres. Sein gantzes Werck bestehet aus sechszehn Capiteln. Das letzte führet die Ueberschrift: Des Esprit Forts, oder von denen starken Geistern, und ist unter allen vorhergehenden das Weitläuftigste. Es ist durchgehends wider die Verläugner Gottes

und seines Worts, gerichtet, und scheinet mit denen übrigen keine sonderliche Verbindung zu haben. Doch siehe! Er selbst sagt uns gleichsam ins Ohr, daß die vorhergehenden funfzehn Capitel anders nicht, als eine Vorbereitung zu dem im letzten Capitel abgehandelten großen Vorhaben anzusehen wären. N'ont ils pas, schreibt er in dem Vorbericht zu seiner bey der Aufnahme in die Französische Academie gehaltenen Rede p. 513. von denenjenigen, die sein Buch mit unpartheyischen Augen gelesen, und seine darinnen gezeigte gute Absichten gefunden haben, reconnu le plan & l'œconomie du Livre des Caracteres? n'ont ils pas observé, que de seize chapitres, qui le composent, il y en a quinze, qui s'attachant a decouvrir le faux & le ridicule, qui se rencontrent dans les objects des passions & des attachemens humains, ne tendent, qu'aruiner tous les obstacles, qui affoiblissent d'abord, & qui éteignent en suite dans tous les hommes la connoissance de Dieu; qu'ainsi ils ne sont, que des preparations au seizieme & dernier chapitre, ou l'Atheisme est attaque, & peut-etre confondu, où les preuves de Dieu, une partie du moins de celles, que les foibles hommes, sont capables de recevoir dans leur esprit, sont apportées, ou la providence de Dieu est defenduë contre l'insulté & les plaintes des libertins &c. Solchem nach ist die Haupt-Absicht von dieser moralischen Schrift des Herrn de la Bruyere keine andere, als die Beförderung der Ehre Gottes, und die Vernichtigung aller dawider streitenden irrigen Meynungen gewesen.

Wie gründlich er disfalls die Sache Gottes, wider die Ungläubigen, geführt, und nichts unterlassen, was, zur Erreichung seines Endzwecks zuträglich seyn können, wird hoffentlich aus gegenwärtigen Blättern hinlänglich erhellen.

Ob nun gleich solcher gestalt das Bruyerische Werck als ein rechtes Meister-Stück in seiner Art anzusehen war, auch würcklich von verständigen Kennern dafür angesehen wurde; so fand es dennoch (wie es ja wohl denen allervollkommensten Wercken so, und nicht anders zu ergehen pflegt) seine Feinde und Widersacher. Welcher feindselige Widerspruch aber demselben nicht nur nichts schadete, sondern noch zu grösserem Ruhm und Vortheil gereichte. Was vernünftige, und dabey unpartheyische Gemüther anbetrifft, so fand und behielt es bey denenselbigen einen durchgängigen Beyfall. Dieser legte sich verschiedentlich an den Tag. Es war nicht so geschwinde an das Tages-Licht hervor getreten, da es sich so gleich vergriff, und, noch bey Leb-Zeiten des Herrn Autoris einmahl über das andere aufgeleget werden muste. Der Pere Niceron sagt hiervon: Ces Caracteres eurent d'abord un succès surprenant, comme il est facile de leur juger par toutes les editions, qui s'en sont faites coup sur coup. So wurde es auch in Holland zu verschiedenen mahlen gedruckt, in auswärtige Sprachen übersetzt, und mit einer gantz ungemeinen Begierde gelesen. Doch dis alles ist noch kein unfehlbarer Beweis von der Güte, und dem in-

nerlichen guten Gehalt eines Buches. Une cinquieme edition m'eſt garant du ſuccès d'un livre: la huitieme me cautionne, quil ne s'en eſt point fait de meilleur, heiſt es in der Suite des Caracteres ſur les Moeurs de ce ſiecle pag. 114. und das mag wohl von denen vielfältigen Auflagen der Sitten-Lehre des Herrn de la Bruyere mit allem Recht geſaget werden.

Außer dem, und was den unſchätzbaren Werth dieſes Buches zuverläßiger anzeiget, ſo wurde ihm von denen gelehrteſten Männern ſelbiger Zeit, für ſeine angewandte glückliche Bemühungen, nicht nur Danck abgeſtattet, ſondern man lag ihn auch hart an, daß er, dem gemeinen Weſen zum Beſten, in dieſer ſo gründlichen, ſo beliebten, und eindringenden Lehr- und Schreib-Art, fortfahren möchte. Man lernte die Wiſſenſchaft und Feder dieſes Pariſiſchen Theophraſts erſt recht kennen. Man ſahe ein, was derſelbe zu thun fähig und im Stande wäre. Man wünſchte von ſeiner Einſicht und Hand die gantze Sitten-Lehre, in einem ſyſtematiſchen an einander hangenden Vortrage, zu ſehen. Man war mit ſolchen kleinen Schriften nicht mehr zufrieden, man wollte von ſeiner Arbeit Bücher in Folio haben. Er gedenket dieſer an ihn ergangenen Forderungen ſelbſt, beantwortet aber auch dieſelbigen auf eine ſo lebhafte, ſinnreiche und ſatyriſche Art, daß man aus dieſer einzigen Stelle des Herrn de la Bruyere ausnehmende Geſchicklichkeit im Denken, und Schreiben, hinlänglich erſehen kan. Ich will dieſelbige

herſetzen: Qu'on ne me parle jamais, heiſt es unter dem Articul *des jugemens*, d'encre, de papier, de plume, de ſtile, d'imprimeur, d'imprimerie: qu'on ne ſe hazarde plus de me dire, Vous ecrivez ſi bien, continuez d'ecrire. Ne verrons nous point de Vous un in folio? traitez de toutes les Vertus, & de tous les vices dans un Ouvrage ſuivi, methodique, qui n'ait point de fin, ils devroint ajouter, & nul cours. Je renonce a tout ce, qui a eté, qui eſt, & qui ſera livre. *Berylle* tombe en ſyncope a la vüe d'un chat, & moi a la vüe d'un livre. Suis-je mieux nourri, & plus lourdement vetû, ſuis-je dans ma chambre à l'abri du Nort, ai-je un lit de plumes après vingt ans entiers, qu'ou me debite dans la place? j'ai un grand nom, dites-vous, & beaucoup de gloire, dites que j'ai beaucoup de vent, qui ne ſert a rien, ai-je un grain de ce métal, qui procure toutes choſes? le vil Praticien groſſit ſon memoire, ſe fait rembourſer des frais, qu'il n'avance pas, & il a pour gendre un Comte, ou un Magiſtrat. Un homme *rouge* ou *feuille-morte* (un Laquais) devient Commis, & bientot plus riche, que ſon Maitre, il le laiſſe dans la roture, & avec de l'argent il devient noble. B . . . s'enrichit a montrer dans un circle des marion-

rionnettes. BB . . a vendre en bouteille l'eau de la riviere. Un autre Charlatan arrive ici de de-là des Monts avec une malle, il n'eſt pas dechargé, que les penſions courent, & il eſt prêt de retourner d'oû il arrive avec des mulets & des fourgons. *Mercure* eſt *Mercure*, & rien davantage, & l'or ne peut payer ſes mediations & ſes intrigues; on y ajoute la faveur & les diſtinctions. Et ſans parler que des gains licites, on paye au Thuillieur ſa thuille; & a l'ouvrier ſon tems, & ſon ouvrage; paye-t-on a un Auteur ce qu'il penſe, & ce qu'il ecrit? & s'il penſe tres bien, le paxe-t-on tres-largement? ſe meuble-t-il, ſannoblit-il a force de penſer, & d'ecrire juſte? Il faut, que les hommes ſoyent habillés, qu'ils ſoyent raſes, il faut, que retirez dans leurs maiſons ils ayent une porte, qui ferme bien; eſt-il neceſſaire, qu'ils ſoyent inſtruits? folie, ſimplicité, imbecillité! continue Antiſthene, de mettre l'enſeigne d'Auteur, ou de Philoſophe: avoir, s'il ſe peut, un Office lucratif, qui rende la vie aimable, qui faſſe prêter a ſes amis, & donner a ceux, qui ne peuvent rendre: ecrire alors par jeu, par oiſiveté, & comme Tityre ſiffle ou jouë de la flûte; cela, ou rien! j'ecris a ces conditions, & je

cede

cede ainſi a la violence de ceux, qui me prennent a la gorge, & me diſent, voux ecrirez! Ils liront pour titre de mon nouveau livre: DU BEAU, DU BON, DU VRAI, DES IDEES, DU PREMIER PRINCIPE, *par Antiſthene vendeur de marée.*

Dieſe weitläuftige Stelle zeiget zur Gnüge an, beydes in was für beſonderer Hochachtung der Herr de la Bruyere, ſeines Buches halber, geſtanden, und wie er ſolcher Hochachtung, von wegen ſeiner ſinnreichen Gedancken und Ausdrückungen, allerdings würdig geweſen ſey. An einem andern Orte giebt er nicht undeutlich zu verſtehen, daß man ihm und ſeiner Arbeit ein größeres Lob beygeleget, als er nach der ihm beywohnenden großen Beſcheidenheit, verlangte: On ne Vous demande pas, Zelotes, ſchreibt er pag. 81. de vous recrier: „c'eſt un Chef d'oeuvre de „l'eſprit: l'humanité ne va pas plus loin: „c'eſt jus qu'où la parole humaine peut s'e„lever: ou ne jugera à l'avenir du gout de „quelqu'un, qu'a proportion, qu'il en au„ra pour cette pieçe; phraſes outrées, degoutaules, qui ſentent la penſion, ou l'Abbaye, nuiſibles a cela meme, qui eſt louable, & qu'on veut louer: que ne vous diſiez vous ſeulement, voila un bon livre; vous le dites, il eſt vrai, avec toute la France, avec les

Etran-

Vorrede.

Etrangers, comme avec vos Compatriotes, quand il eſt imprimé par toute l'Europe, & qu'il eſt traduit en pluſieurs langues; il n'eſt plus tems.

Damit es nun aber nicht das Anſehen gewinne, als ob die Lobes-Erhebungen des Herrn de la Bruyere nur auf deſſelben bisher angezogene ſelbſt eigne Ausſprüche beruheten, ſo fehlt es gar nicht an eben dergleichen guten Zeugniſſen, welche ihm, von denen beſten Kennern gelehrter Wiſſenſchaften und Bücher, beygeleget worden ſind. Wir wollen nur eins und das andere anführen. Mr. de la Bruyere, ſchreibt Menage in Menagianis Tom. IV. p. 218. peut paſſer parmis nous pour auteur d'une maniere d'ecrire toute nouvelle. Perſonne avant lui n'avoit trouvé la force, & la juſteſſe d'expreſſion, qui ſe rencontre dans ſon livré. Il dit en un mot ce, qu'un autre ne dit pas auſſi parfaitement en ſix. Ce qui eſt encore de beau chez lui, c'eſt que non obſtant la hardieſſe de ſes expreſſions, il n'y en a point de fauſſes, & qui ne rendent tres heureuſement ſa penſées. Ses caracteres ſont un peut chargés; mais ils ne laiſſent pas d'etre naturels. Dieſes Urtheil, ſo wohl gegründet und ſo vortheilhaft es für den Herrn de la Bruyere iſt, ſo gehet es doch mehr auf die Ausbündigkeit in der Art des Ausdrucks, als auf die innerliche

Schön-

Vorrede.

Schönheit und Seltenheit, derer in dem Buche enthaltenen Gedancken. Wir wollen daher ein anderweites Zeugniß beybringen, welches auf beydes gerichtet, auch viel vollständiger, und dem innerlichen eigentlichen Gehalt des Bruyerischen Sitten-Buches am allergemäßesten ist. Monl. Muralt, der ohnstreitig, vor vielen andern, ein geschickter Kenner menschlicher Gemüther gewesen ist, und so wohl von gantzen Völckern, als eintzeln Personen, und beyderseitigen guten und bösen Eigenschaften, eben so unpartheyisch, als gründlich zu urtheilen gewust, wie aus desselben durchgängig sehr beliebten lettres sur les Anglois, & les François, zur Gnüge erhellet, dieser gelehrte Briefsteller kömmt in gedachten lettres p. 315. seqq. auch auf unsern Herrn de la Bruyere zu reden. Er setzet ihn unter diejenige Gattung gelehrter Köpfe, welche nebst der Scharffsinnigkeit des Verstandes, und gründlichen Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten, zugleich ein aufrichtiges redliches Hertz, und in allen ihren Bemühungen die lautere Absicht haben, dem gemeinen Wesen nach Möglichkeit nützlich zu seyn. Venons a l'Esprit, schreibt er, am angeführten Orte, considere dans son veritable usage, lorsque soumis au Bon-Sens, il est voué, conjointement avec lui, au Bien de la Societè, par le Coeur tourné de ce colé là, & rempli de bons sentimens. Deux Ouvrages de ce caractere le font remarquer

de

de nos jours, & c'eſt la France, qui nous les fournit: Ouvrages excellents par leur but, qui eſt d'inſtruire, embellis par la delicateſſe d'Eſprit, & les agrements, qui s'y trouvent repandus. L' Auteur de l'un (das iſt Herr de la Bruyere) place de maniere a pouvoir conſiderer les hommes dans la ſituation la plus elevée, & frappé du Travers, du faux, qui ſe trouve parmi eux, & qui de la decoule & ſe repand dans la multitude, s'eſt mis a les peindre, & ſa peinture eſt telle, que l'on reconnoit par tout, que c'eſt un autre motif, que l'envie de briller, qui l'a produite. L'amour du Bien, & la haine du Mal l'animent, & y mettent de la vie, & ce double caractere en fait une Satyre rectifiée & complete. Par tout le Lecteur s'y reconnoit, ou il reconnoit quelqu'un, & ſe trouve entretenu de ce, qui va a l'humanité. Cet Auteur fait un eſpece de parallele entre les caracteres des hommes d'autre fois decrits par un des Ecrivains les plus eſtimés de l'Antiquité, & les Caracteres des hommes d'a preſent. En même tems auſſi il fait par ſa maniere d'ecrire, un parallele entre le genie ſimple de l'Antiquité, ou du moins de l'Auteur, qu'il a traduit, & mis a la tête de ſon Ouvrage,

& le Genie fertile en tours ingenieux de nos tems, qui lui eſt naturell, & il y reuſſit a un point, que même les partiſans de l'Antiquité doivent etre tentés de ſe declarer pour le genie moderne, pour l'ingenieux. Mais l'Ouvrage eſt ſi bon, par lui même, par ce, qui en fait l'eſſentiel, qui le plus ſouvent il permet a peine de faire attention a l'Eſprit, qui l'orne. L'Auteur y depeint principalement les moeurs de la Nation, a qui il cherche d'etre utile, & il ne faut point donter, qu'il ne le ſoit, qu'il ne lui faſſe tout le bien, que des Ecrits de cette Nature lui peuvent faire. On remarque dans les ſiens, outre le genie François, qu'il a dans toute ſa Beaute, tout le diſcernement, qu'un homme des intereſſé, un Etranger, y pourroit joindre, & ſa peinture vive & pleine de grace, vaut ſans doute, & pour l'inſtruction, & pour l'agrement, les Satyres les plus ingenieuſes, que l'Antiquité nous a leſſées, comme elle ſurpaſſe de beaucoup les ſatyres ecrites de nos jours. Dis einzige unverwerfliche Zeugniß des Herrn Muralt iſt, meines Erachtens, gnug, den Herrn de la Bruyere, mit ſeinen guten Eigenſchaften, und ſeltenen Verdienſten, kennen zu lernen. Man muß entweder daſſelbige, ohne hinlänglichen Grund verwerfen, aber auch ſich dadurch einer Unvernunft und Ueberlegung ſchuldig

geben,

Vorrede.

geben, oder man muß äußerst begierig werden, das Buch selbst zu lesen, um das angepriesene Gute, Nützliche und Schöne, mit eignen Augen wahrzunehmen. Der Verfasser derer lettres Jvives & Cabalistiques, der, was die Urtheile von gelehrten Männern, und dererselben Schriften anbelanget, gewiß eine gründliche Kenntniß und Einsicht zu Tage legt, und von dem wir überhaupt unsere Meynung, in gegenwärtigen Anmerckungen, p. 300. eröffnet haben, setzet unsern de la Bruyere dem Racine, dem Corneille, dem Despréaux an die Seite, und rechnet ihn also, mit Recht, unter diejenigen gelehrten Männer vom ersten Range, welche damahls in Franckreich den Ruhm einer gründlichen Beredsamkeit, und eines reinen, scharfsinnigen und lebhaften Vortrags, vor andern davon getragen haben, Tom. III. des lettres Cabalistiques, Epistola LXIV. p. 27.

Dem allen ungeachtet, und ob gleich dieses moralische Werck des Herrn de la Bruyere so viele wohlgegründete Vorzüge vor sich hatte, fehlte es doch nicht an widriggesinneten und mißvergnügten Gemüthern, welche bald dieses bald jenes an demselben aussetzen wollten. Ueberhaupt vermeynten einige, denen es vielleicht ungelegen war, daß ihr eignes Laster-Geschwür etwas empfindlich angegriffen würde, in diesen Bruyerischen Abbildungen derer Sitten eine gar zu beissende, und zum Theil recht ehrenrührige satyrische Schreib-Art gefunden zu haben. Man wollte des Herrn Autoris geheimste Gedancken und Absichten wissen.

Vorrede.

Man wieß mit Fingern auf diejenigen Personen bey Hofe, und in der Stadt, welche derselbe, in seinem Buche, gantz eigentlich characterisiret, und auf ihre Umstände gestichelt haben sollte. Man sahe seine Vorstellungen als lauter Gemählde an, zu welchen sie das Original bald in dieser, bald in jener Person, antreffen wollten. Es kamen gar bald verschiedene Verzeichnisse, oder so genannte Schlüssel, zum Vorschein, in welchen die Namen dererjenigen angezeiget wurden, welche in des Herrn de la Bruyere Buche sollten angegriffen worden seyn.

Nun ist es wahr, es hat dieser Französische Theophrast die mannigfaltigen lasterhaften Ausschweifungen des menschlichen Hertzens, und die daher fließende, zu seiner Zeit im Schwange gehende, üblen Sitten und Gebräuche, dermaßen mit lebendigen Farben abgeschildert, und in ihrer eigentlichen inn- und äußerlichen Gestalt, so eigentlich vor Augen gemahlet, daß, wer solche Abbildungen mit Aufmercksamkeit betrachtet hat, nothwendig, vermöge der in der Seelen liegenden natürlichen Einbildungs-Kraft, an diejenigen Personen gedencken müssen, von welchen er etwan gewußt, daß sie mit dieser oder jener Art derer bemerckten lasterhaften Vergehungen, vor andern behaftet gewesen sind. Es folgt aber daher noch gar nicht, daß der Verfasser dieser Characteren ebenfalls diese eintzele Personen im Sinne gehabt, und solche ausdrücklich gemeynet haben müsse, oder an ihren Ehren mit Fleiß habe angreifen wollen. Es

machte

machte es Bruyere so, wie es diejenigen zu machen pflegen, und auch machen müssen, die ein Laster in seiner wahren Beschaffenheit, das ist, mit allen seinen Quellen, Eigenschaften, Kennzeichen, Würckungen und Folgen, vorstellen, und also der Sachen Natur und Wesen, so viel, als möglich ist, erschöpfen wollen. Sie geben freylich unter andern auf diejenigen Menschen genau Achtung, welche mit solchem Laster behaftet sind. Sie dencken nach, und mercken fleißig an, wie dieselben etwan zu solchem lasterhaften Wesen gekommen, wie dasselbe in ihnen Wurtzel geschlagen, wie es sich, mit seinen bösen Früchten, hier und dar geoffenbaret, wie es sich verborgen gehalten, oder wohl gar die Gestalt der Tugend an sich genommen, und wie überhaupt diese Gattung von unglückseligen Menschen, nach dem Triebe dieses verderbten Sinnes und Willens, in diesem und jenem Falle, sich bezeiget habe.

Es bleiben aber diese Forscher moralischer Wahrheiten, mit ihren Betrachtungen, gar nicht bey einer Person allein bestehen. Ein und eben dasselbe Laster zeiget sich immer, mit seinen Ausbrüchen, in einem anders, als in dem andern. Auf diese Verschiedenheit lassen sie ihr Augenmerck gerichtet seyn. Sie bringen alles, was sie, in einzeln Fällen, angemerckt, zusammen, und in gehörige Ordnung, und so denn suchen sie, aus diesen bemerckten mannigfaltigen Quellen, Eigenschaften, Merckmahlen, Früchten, Verhältnissen, und übrigen Umständen eines Lasters, von demselben einen klaren, deutlichen und möglichstermaßen vollständigen all-

gemeinen Begriff zu ertheilen. So verfuhr Theophraſt in Athen; ſo verfuhr auch ſein Nachfolger, unſer de la Bruyere, in Paris und Verſailles. Dieſer konnte disfalls noch glücklicher ſeyn, weil er, an der Schärfe des Verſtandes, und Lebhaftigkeit des Geiſtes, jenem nicht nur nichts nachgab, ſondern noch dazu bey Hofe in einem ſolchen Poſten ſtund, da er die geheimſten Verfaſſungen, und verborgenſten, oft ſcheinbarſten Wege laſterhafter Seelen, beobachten, nach und nach einſehen, und entdecken, mithin davon eine wahre Abbildung entwerfen konnte.

Da er nun alſo verfuhr, und es ihm lediglich darum zu thun war, daß er das Laſterhafte in ſeinem Greuel, und das Tugendſame in ſeiner Liebenswürdigkeit, zum Beſten der Menſchen, vorſtellen möchte, ſo fiel es ihm allerdings höchſtſchmertzlich, daß man ſeine gute Abſichten nicht in alle Wege erkennen, vielmehr ſeine zur Erkenntniß der Wahrheit abzielende Bezeichnungen der Laſter für bittere, auf dieſe und jene Perſon abgerichtete Injurien und Verläumdungen auslegen wollte, und daher öfters bey denen unſchuldigſten Stellen ſeines Buches ſich hören ließ: C'eſt médiſance, c'eſt calomnie! Er beſchweret ſich gar ſehr über dieſes unbillige Verfahren ſeiner Widerſacher in der obgedachten Vorrede, und bezeuget einmahl über das andere, daß er es gar nicht mit Perſonen, ſondern mit Sachen zu thun, auch bey Abfaſſung ſeiner Caracteres weit edlere Endzwecke vor Augen gehabt habe. En ménageant

les

les particuliers avec toutes les precautions, que la prudence peut ſuggerer, j'eſſaye dans mon livre des Moeurs de decrier, s'il eſt poſſible, tout les vices du coeur, & de l'eſprit, de rendre l'homme raiſonnable, & plus proche de devenir Chrêtien, ſchreibt er l. c. p. 515. Er betheuret zugleich, daß er von denen bekannt-gewordenen Schlüſſeln weder der Urheber ſey, noch an denenſelben den geringſten Antheil habe, als welche ja einander ſelbſt widerſprächen, mithin, beydes zu ſeiner Rechtfertigung, als zur Beſchämung ihrer Urheber, gereichten, da der eine die Stellen ſeines Buches von dieſer, der andere von einer andern Perſon, verſtanden wiſſen wollen. Er ziehet daraus, mit gutem Fug und Recht, den Schluß für ſich, daß es das Anſehen habe, als ob ſeine Abbildungen der Sitten recht wohl gerathen ſeyn, und den Menſchen, in ſeiner wahren Natur und Beſchaffenheit, recht eigentlich ausgedruckt haben müſten, weil doch die gegebenen Sitten-Bilder ſo vielen einzeln Perſonen ähnlich befunden würden. Je ſuis presque diſpoſé a croire, qu'il faut, que mes peintures expriment bien l'homme en general, puis qu'elles reſſemblent a tant de particuliers, & que chacun y croit voir ceux de ſa Ville, ou de ſa Province, heiſt es p. 516.

Auſſer dieſen ungegründeten Beſchuldigungen, welche bloß aus Neid und Mißgunſt, oder auch

wohl aus einem schmertzhaften Gefühl eines durch die Bruyerische spitzige Feder aufgestochenen bösen Geschwüres, hergeflossen, anbey gröstentheils nur von interessirten Journalisten und Zeitungs-Schreibern, vorgebracht worden, außerdem, sage ich, hat de la Bruyere einen bittern Widersacher in der Person des bereits oben gedachten Herrn de Vigneul-Marville gefunden, welcher in dem ersten Theile seiner Melanges d'Histoire, & de Literature, beydes an seiner Person, als an seinen Schriften, gar verschiedenes aussetzen wollen. Die beygebrachten Anschuldigungen und Einwürfe beruhen entweder auf leeren Muthmaßungen, oder ungeräumten Wort-Verdrehungen, oder fließen aus einem übelgesinnten bittern Gemüthe hervor. Es hat solches Mr. Coste, in der Abfertigung, die er diesem unvernünftigen Tadler gegeben, und Herrn de la Bruyere, mit gutem Grunde, vertheidiget hat, deutlich erwiesen. Diese Vertheidigungs-Schrift führet den Titul: Defense de Mr. de la Bruyere, & de ses Caracteres, contre les Accusations, & les Objections de Mr. de Veigneul-Marville, und ist der Holländischen Auflage derer Caracteres von 1720. mit beygedrucket worden. So viel ist gewiß, daß die wider de la Bruyere zum Vorschein gekommene Critiquen bey rechtschaffenen Liebhabern der Wahrheit und guter Sitten, keinen Beyfall gefunden, vielweniger dem Buche desselbigen, an seinem wahren Werthe, einigen Abbruch gethan, wohl aber denselben desto kenntlicher gemachet haben.

So gar wurde das Bruyerische Werck für etwas in seiner Art recht vollkommenes gehalten, und als ein Meisterstück und Muster-Bild von vielen zur Nachahmung vor Augen gestellet. Denn es waren diese Caracteres nicht so bald ans Licht hervorgetreten, als die gelehrte Welt sich mit Schriften von dieser Art, und mit dergleichen Titeln, gleichsam überschwemmet sahe, welche aber auch gar bald in Vergessenheit kamen, und dem Werth unserer Bruyerischen Caracteres mehr erhöheten, als daß sie denselben hätten nachtheilig seyn, oder nur einiger maßen gleich geachtet werden sollen. Da erschienen im öffentlichen Druck: Ouvrage dans le goût des Caracteres. Les differens Caracteres des femmes du siecle. Caracteres & Portraits Critiques sur les defauts ordinaires des hommes. Portraits serieux & critiques. Caracteres tirez de l'Ecriture sainte, & appliquez aux Moeurs de ce siecle. Caracteres naturels des hommes, en forme des dialogues. Caracteres des Vertus & des Vices. Man hörte und sahe nichts als Caracteres, die aber gröstentheils als schlechte Copien von einem schönen Original befunden, und derentwegen mit verächtlichen Augen angesehen wurden. Es ist ja nicht die Ueberschrift und äußerliche Gestalt eines Buches, sondern der Inhalt und die innerliche Güte, welche dem Verfasser Ehre und Ruhm bringet. Gleichwohl ist es immer der Brauch gewesen, daß, wenn

etwan eine Schrift unter einer besondern Benennung zum Vorschein, und, ihres innern guten Gehalts wegen, in Hochachtung gekommen ist, sich bald mehrere Schriften unter gleichen, oder gleichkommenden Tituln, in großer Menge, eingefunden haben, gerade als ob es schon gnug wäre, an der Ehre eines vortrefflichen Scribentens Theil zu nehmen, wenn man nur eine Schrift unter dem Titul, den er seinem Buche vorgesetzet hat, heraus geben kan. So gieng es mit denen, die es dem Bruyere nach, oder wohl gar gleich thun wollten.

Eine eintzige nach dem Bruyerischen Fuß eingerichtete Schrift hat sich bey Ehren erhalten, und ist so gar würdig befunden worden, in einigen Holländischen Editionen, dem Original an die Seite gesetzet, und beygedruckt zu werden. Der Titul ist: Suite des Caracteres sur les Moeurs de ce siecle. Paris 1700. in 12. Es fehlet so viel, daß der Verfertiger dieser fortgesetzten Abbildungen derer Sitten, dem Herrn de la Bruyere seinen wohlverdienten Ruhm streitig machen, oder es ihm nur gleich thun wollen, daß er vielmehr offenhertzig bekennet, wie er gar nicht im Stande sey, diesem großen Sitten-Lehrer es völlig gleich zu thun, und derentwegen, seines Unternehmens wegen, so gar bey der gelehrten Welt, um Verzeihung bittet. Livre admirable, schreibt er p. 314. que celui de LA BRUYERE! Caracteres inimitables, qu'on s'efforça pourtant d'imiter! La confusion retombe sur

l'Au-

l'Auteur imprudent, ſur moi-même le premier. Si un Auteur eut donné a un livre le titre, que porte le mien, j'avoue qu' auſſi tôt ma plume s'armeroit pour vanger THEOPHRASTE. Les grands noms ne doivent pas ſervir à produire un ouvrage mediocre; nous devons menager leur reputation, & la notre, les laiſſer jouir paiſiblement d'une gloire acquiſe, travailler à en acquerir une, qui nous ſoit propre, ſi non vivre obſcurs, & garder le ſilence. Je ſuis touché de ma Morale; la faute eſt ſans remede, je m'en accuſe, & demande grace aux partiſans de LA BRUYERE. Après cet aveu, qui me confond, ce tort, que je me donne ſans miſericorde, il y auroit de la cruauté à s'elever contre moi, ou de la bizarrerie à s'indigner de ma Satyre: je ne m'epargne point, & je proteſte, que j'epargnerai tout le monde. Dergleichen Beſcheidenheit leuchtet aus dem gantzen Wercke hervor. Und wie de la Bruyere hören muſte, daß er von kleinen, aber dabey bosshaften Gemüthern, nur der kleine Theophraſt genennet würde, ſolches aber für gar keine Beſchimpfung, ſondern für eine beſondere Ehre hielt; ſo war auch dieſer ſein Nachfolger vollkommen vergnügt, wenn er nur den Beynamen des kleinen Bruyere führen ſollte. La Bruyere ne ſe croyoit pas deshonoré, qu'on l'appellat le

petit Theophraste; je me rejouirois fort, d'etre nommé le petit la Bruyere. pag. 116. Ich habe diese beyde Stellen zu dem Ende angeführet, daß man daraus ersehen möge, wie es diesem Fortsetzer derer Bruyerischen Caracteren weder am Geist und Scharfsinnigkeit, noch an glücklichen Ausdrückungen gefehlet habe, und selbiger also vor andern im Stande gewesen sey, in die Fußtapfen seines Vorgängers, mit gutem Erfolg, einzutreten. Der Verfasser der wohlbekannten Monats-Schrift: la Republique de lettres genannt, Avril 1700. p. 466. entdecket uns den Namen dieses Autoris, und legt auch seinen Fortsetzungen ein gutes Zeugniß bey. Ce livre, spricht er von dieser Suite des Caracteres, est d'un Avocat, qui demeure a Rouen, nommé Monſ. Aleaume. Il a de l'Esprit, & de la Politesse. On trouve dans son Ouvrage des pensées assez bien tournées; mais il y en a d'autres, qui n'ont pas le même caractere &c.

Ich habe die beyden letztern Capitel von der Religion aus diesem Wercke herausgenommen, und hoffe, daran nicht unrecht gethan zu haben. Man halte die Gedancken und Ausdrückungen mit dem Vortrag des Herrn de la Bruyere zusammen, so wird man in jenen vielleicht nicht eine so erhabene Lebhaftigkeit, als in diesem, doch aber gewiß eine ebenfalls überaus sinnreiche und angenehme Gründlichkeit bemercken. Man hat daher diese beyden

Capitel nicht nur denen Bruyerischen Gedancken von Gott an die Seite zu setzen, sondern auch immerzu unter dem Namen des Herrn la Bruyere anzuführen, und als seine eigne Arbeit anzusehen, kein Bedencken getragen. Die große durchgängig sich veroffenbarende Gleichheit des richtigen Inhalts und schönen Vortrags wird hoffentlich das, was man disfalls gethan hat, entschuldigen.

Noch eins muß ich von dem Buche unsers Herrn Bruyere gedencken. Man hat angemercket, daß es, nach einer gewissen Zeit, nicht mehr mit einem so außerordentlichen Eifer gesuchet, und mit so besonderm Vergnügen, als vorher, gelesen werden wollen. Es hat solches einige derer grösten Gelehrten nicht wenig Wunder genommen. Olivet hat über dieses fast unbegreifliche Schicksal eines in seiner Art unvergleichlichen Wercks gantz besondere Gedancken. Dieser gelehrte Abt hat, wie bekannt, die Historie von der Frantzösischen Academie, deren unser Bruyere ein Mitglied gewesen ist, geschrieben. Wenn er nun in denen Nachrichten von unserm Herrn Autor auf diesen Umstand kommt, so schreibt er solche Abnahme der Hochachtung gegen die Caracteres, und daß dieselben nicht mehr mit so vielen Gedränge aufgesucht würden, der Bößartigkeit der menschlichen Gemüther zu. Tant, qu'on a cru, sagt er, voir dans ce livre les portraits des gens vivans, on l'a devoré, pour se nourrir du triste plaisir, que donne la Satyre personnelle;

nelle; mais a meſure, que ces gens-la ont diſparu, il a ceſſé de plaire ſi fort par la matiere. Dem ſey nun, wie ihm wolle, ſo erhellet doch aus allen bisher gemachten Anmerckungen ſo viel, daß de la Bruyere einer derer gelehrteſten, derer ſinnreichſten, und geſchickteſten Männer ſeiner Zeit geweſen, auch dafür jederzeit, von allen redlichen, gehalten worden ſey.

Außer der Ueberſetzung des Theophraſts, und ſeinen ſelbſt eigenen Caracteren, hat man wenig mehr von ihm zu leſen bekommen. Er gehört unter diejenige Gattung von großen, aber ſeltenen Gelehrten, welche lieber viel dencken, und wenig ſchreiben, als viele Schriften, ohne ſonderliche darinnen befindliche heylſame Gedancken, heraus geben wollen. Der Pere Niceron gedencket noch einiger Dialogues ſur le Quietiſme, welche in Paris 1699. herausgekommen ſind, und mercket zugleich mit an, daß de la Bruyere nur den Entwurf zu dieſen Geſprächen gemacht, Mr. du Pin aber dieſelben vollends ausgearbeitet und herausgegeben habe.

Was endlich des Herrn de la Bruyere Tod anbetrifft, ſo befand er ſich vier Tage vor ſeinem Ende in einer Geſellſchaft guter und gelehrter Freunde. Er war dabey friſch und geſund. Ehe er es ſich verſahe, ſo merckte er, daß ihm auf einmahl das Gehör vergangen wäre, ohne darüber den allergeringſten Schmertz zu empfinden. Er eilte daher nach Verſailles zurück, woſelbſt er in

dem

dem Condeischen Pallast seine Wohnung hatte. Kurtz darauf überfiel ihn ein Schlagfluß, daß er, nach einer Viertel-Stunde, seinen Geist aufgab. Der Tag seines Todes war der 10. May 1696. sein Alter also 52. Jahr. So berichtet uns Niceron in dessen Lebens-Beschreibung. In denen Anmerckungen über die Oeuvres des Boileau wird an zweyen Orten gemeldet, daß er 57. Jahr alt worden sey. Da denn über dis noch einmahl der Tag des Todes auf den 20sten, das andere mahl auf den 10. May gesetzet wird. vid. P. I. p. 224. und P. II. p. 254. nach der Holländischen Edition von 1729. Die Umschrift bey dem meiner Edition vorgesetzten und anitzt aufs neue abgestochene Brust-Bild des Herrn de la Bruyere kommt ebenermaßen mit der Rechnung des Pere Niceron nicht überein, indem seine Geburt 5. Jahr zurück, und also sein Alter, mit dem Autore derer Noten zu dem Boileau, auf 57. Jahr gesetzet wird. Wir wollen die Ursachen dieser verschiedentlich angegebenen Rechnung nicht untersuchen, als woran unsern Lesern wenig oder nichts gelegen seyn wird. So wird es uns auch überhaupt nicht zu verdencken seyn, daß wir von der Person und dem Leben dieses gelehrten Franzosen ein mehrers nicht beygebracht haben, da selbst diejenigen, die sein Leben in Franckreich beschrieben haben, ein mehrers nicht auftreiben können. Wie viele gelehrte Männer hat es nicht zu allen Zeiten gegeben, von deren Lebens-Umständen, wenn solche gleich noch so merckwürdig gewesen sind, keine sonderliche Nachrichten hinterlassen worden? Laertius gab sich alle

ersinn-

ersinnliche Mühe, viele und zuverläßige Nachrichten von denenjenigen zu sammlen, deren Leben er beschrieben hat, gleichwohl hat er z. E. von dem Thalete Milesio, der doch ohnstreitig unter denen alten Weltweisen keinen geringen Rang gehabt hat, nichts gewisses aufzubringen gewust. Wenn uns auch noch weniger von denen Umständen des Herrn de la Bruyere bekannt wäre, als uns doch bekannt worden ist, so ist uns sein in Händen habendes Buch ein unverwerflicher Zeuge, und gnugsamer Bürge, beydes für seine ausnehmende gründliche Gelehrsamkeit, als auch für die recht Christliche Redlichkeit seines Sinnes und Willens. Wir wollen nur noch das rühmliche Zeugniß beyfügen, welches ihm der Pere Niceron von wegen seines vernünftigen, uneigensinnigen, angenehmen und überhaupt tugendhaften Lebens-Wandels, l. c. beyleget: C'etoit, sagt er, un Philosophe, qui ne son goit, qu'a vivre tranquille avec ses amis & ses livres, sachant faire un bon choix des uns & des autres, ne cherchant, ni ne fuyant le plaisir, tousjours disposé a se livrer a une joye moderée, & ingenieux a la faire naitre, poli dans ses manieres, & sage dans ses discours, craignant toute sorte d'ambition, meme celle de montrer de l'Esprit.

Nachdem ich nun von dem Autore, und desselben Buche so viel zuverläßig beygebracht, als zur Sache nöthig zu seyn vermeynet habe, so muß nun

auch

auch von der unternommenen Uebersetzung so wohl, als denen beygefügten Anmerckungen, noch etwas gedencken. Ich will, wie ich auf dieses Vorhaben gerathen bin, mit aller Aufrichtigkeit erzehlen.

Ich habe bereits auf der Land-Schul Grimma an denen Characteribus morum des Theophrasti ein besonderes Vergnügen gefunden, jedoch, wie es gemeiniglich auf Schulen zu ergehen pfleget, bey Lesung dieses güldnen Büchleins, mehr auf die schöne Attische Schreibart, und die daher zu erlernende Reinigkeit der Griechischen Sprache, als auf die Sache selbst und die darunter vorgetragene Sitten-Lehre, gesehen. Ich habe mir die Lust an diesem, so wohl als andern dergleichen vortrefflichen Ueberbleibseln des gelehrten Alterthums, auch auf der Universität, nicht vergehen lassen. Einstmahls fand ich in einem Verzeichniß von Französischen Büchern des Bruyerischen Wercks gedacht. Wer war begieriger, als ich, dasselbe zu sehen und zu lesen? Ich vermeynte in diesem Buche anders nichts, als einen gelehrten Commentarium über des Theophrasti Büchlein, und dasjenige nachgeholet oder verbessert zu finden, was etwan Isaacus Casaubonus vergessen, oder versehen haben möchte. Ich schaffte mir also den Theophrast des Herrn de la Bruyere, so bald als möglich, an. Der ziemlich hohe Werth dieses Buches, so wie es anno 1720. in Holland auf das vollständigste herausgekommen, reitzte mich noch mehr, dasselbige zu lesen, und, derer darauf gewen-

wendeten Kosten halber, an dem verhofften nützlichen Inhalt und Vortrag, mich zu erholen. Ich schlug es auf, und durchblätterte es mit der grösten Begierde. Allein wie verdrießlich fiel es mir, da ich dasjenige in dem Buche gar nicht fand, was ich suchte. Die Uebersetzung derer Theophrastischen Caracteren sammt denen dabey befindlichen Anmerckungen, machen den allerwenigsten Theil desselben aus. Diese letztern sind sehr sparsam, und gehen nur auf die Erläuterung einiger wenigen Redens-Arten, welche nach denen Griechischen Gewohnheiten schmecken. Anbetreffend die beygefügten eignen Caracteres des Herrn de la Bruyere, so haben selbige mit des Theophrasti seinen gar nichts zu thun. Ich durchsahe also dieselbigen mit gantz flüchtigen Augen, und vermeynte die Zeit viel besser, als mit Lesung dieser die Sitten Franckreichs angehenden Schrift, anlegen zu können. Ich hatte zwar dann und wann theils in andern Büchern, theils aus dem Munde derer öffentlichen Lehrer, viel Gutes von diesem Französischen Weltweisen, vernommen. Es wollte aber alles dis noch nicht hinlänglich seyn, auf die Betrachtung seiner Gedancken viel Zeit und Fleiß zu verwenden. Ich legte also das Buch, nicht ohne Verdruß, bey Seite, und habe es in drey Jahren nicht wieder zur Hand genommen. Ich kam nach der Zeit ins Amt. Weilen ich nun in der Französischen Sprache mich in etwas geübet hatte, und das Erlernte nicht gar wieder vergessen wollte, gleichwohl an guten Französischen Büchern keinen sonderlichen Vorrath hatte, so versöhnte

mich

Vorrede.

mich wieder mit dem Herrn de la Bruyere, und nahm seine Caracteres bey müßigen Stunden wieder vor. Ich fing an, das Buch, mit mehrerer Aufmerckſamkeit, zu leſen. Ich laß bald im Anfange, bald zu Ende deſſelben, wie denn die Capitel keine ſonderliche Verbindung mit einander haben, und alſo ohne Unterſchied geleſen werden können. Je mehr ich laß, je mehr bekam ich Luſt zu leſen. Bald gefiel mir die überaus zierliche Schreib-Art, bald blieb ich bey denen ſinnreichen Einfällen behangen, bald, und zwar am meiſten, machten die tiefen Einſichten in das Geſchäffte der Sitten, und die im Vortrage der Wahrheit beygebrachten bündigen Schlüſſe, einen angenehmen Eindruck in mein Gemüth. Ich nahm mir vor, das Buch vom Anfang bis zu Ende durchzuleſen. Ich befand durchgängig, und wurde je länger, je mehr überzeuget, daß der Autor einen aufgeweckten Geiſt, einen ſchönen Verſtand, eine gründliche Wiſſenſchaft, und bey dem allen, ein frommes und redliches Hertz gehabt haben müſſe. Dis veranlaßete mich, daß ich, bey lebendigen und todten Lehrern, um des Mannes und ſeiner Schriften Beſchaffenheit, mich genauer erkundigte. Da ich denn allenthalben ſehr viel Gutes von ihm in Erfahrung brachte. In dieſer guten Meynung wurde noch mehr, und völlig beſtärcket, als ich auf das letzte ſechszehnte Capitel kam, welches von denen ſo genannten ſtarcken Geiſtern handelt, und lauter unwiderſprechliche Beweiſe für die Exiſtenz und Vorſorge Gottes in ſich faſſet. Die angenehme Mannigfaltigkeit derer wider die Got-

tes-Verläugner abgehandelten hochwichtigen Lehren erhielt mich bey einer beständigen Aufmerckſamkeit, und die durchgängig bewieſene Gründlichkeit überzeugte, ja rührte zum öftern gantz empfindlich, mein Hertz. Dieſer überzeugende Vortrag von Gott und Göttlichen Dingen erhielt nicht nur durch das ſinnreiche Weſen derer Ausdrückungen, ſondern vornehmlich durch die zu Tage gelegte groſſe Beleſenheit, eine beſondere Zierde. Bald dauchte mich, ich läſe in des Ciceronis Büchern de natura Deorum, und hörte einen Balbum wider einen Atheiſtiſchen Cottam diſputiren; bald kam es mir vor, als ob ich eine derer allerneueſten Philoſophiſchen Beweisführungen für das Daſeyn Gottes vor Augen hätte, und bald auf den Satz des Widerſpruchs, bald auf den Satz des zureichenden Grundes, bald auf andere itziger Zeit ſonderlich in Uebung ſtehende Gründe des Bekenntniſſes geführet würde. So artig und ſo ſchicklich iſt hier altes und neues zuſammengebracht, und aus beyden das Beſte heraus genommen. Es war mir eine ſonderliche Freude, daß ich es alſo befand. Ich bin kein Verehrer des Alterthums zum Nachtheil der neuern Art zu philoſophiren. Ich mag aber auch nicht das Neue in der Weltweisheit alſo liebgewinnen, daß ich das Alte verachten ſollte. Eins, wie mich deucht, will, bey dem neuerlichen Vortrag der Wahrheit nicht wohl zu leiden ſtehen. Ich finde eines Theils, daß in verſchiedenen ſonſt guten Schriften, die Beweisthümer derer Alten für die Exiſtenz Gottes entweder gar verworfen,

oder

oder doch wenigstens für unzulänglich erkläret werden wollen, andern Theils, daß man die Beweis-Gründe, welche von der Zufälligkeit der Welt hergenommen werden, und freylich ihrer Bündigkeit halber die Besten sind, für etwas gantz Neues, und ehedem nicht so gebräuchliches, je zuweilen anzugeben pfleget. Und gleichwohl habe ich diese letztere Art des Beweises, bey dem Herrn de la Bruyere, zu dessen Zeit doch das Principium rationis sufficientis entweder gar nicht, oder wenigstens nicht, wie voritzt, so gänge und gäbe war, nicht ohne Vergnügen, in aller seiner Kraft, angetroffen.

Diese Umstände nun waren vermögend, mich dahin zu bringen, daß ich mich unternahm, diese schöne Abhandlung des Herrn Autoris, anbelangend den Beweiß der Gottheit wider die starcken Geister, in meinen Neben-Stunden, ins Teutsche zu übersetzen, und wo es nöthig seyn möchte, mit einigen Anmerckungen zu erläutern. Zweyerley wolte mich gleich Anfangs von diesem Vorhaben abschrecken. Erstlich schien selbst der Verfasser der Suite des Caracteres &c. mir die Feder aus der Hand zu reissen. Ich fand, daß er von denen, die sich über eines andern Arbeit machen, und also auch von denen Uebersetzern eines guten Buches, nicht die beste Meynung hegte. Ne donnez jamais, schreibt er pag. 124. a penser, que Vous avez voulu poursuivre le travail d'autrui. Vous risquerez moins d'etre Au-

teur, que de commenter, ou de TRADUIRE. Celui, dont Vous expoſez les Ouvrages eſt peut-etre celebre dans la Republique des lettres; ſavez Vous, ſi l'eſtime, qu'on a pour lui, ne diminuera celle, qu'on auroit èue pour Vous? Le public ne s'attend pas à une ſimple Traduction, il eroit, que vous voulez encherir. S'etant formé de Vous une grande idée, ne deviendrez Vous pas le jouet de ſa critique, quand il connoitra, que Vous n'etes pas cet homme, dont il s'etoit fait un beau portrait? Le public n'a pas tort, d'en vouloir à ces ſortes des gens: Car il arrive, qu'on tâche d'éclipſer par ſes propres ſentimens les penſées de l'Auteur. On s'aime trop, pour renoncer au plaiſir, qu'il y a, d'ajouter du ſien à ce, que des Savans ont dir. Le Traducteur eſt bien puni de ſa temerité. Ce qu'il y a d'exquis dans l'Ouvrage, ou le lui attribué; le public eſt-il injuſte? Oui, me direz Vous? Mais qu'etoit-il neceſſaire de le prier, d'en uſer ainſi. Ce tour etoit bon autrefois, il & uſé maintenant, les Lecteurs ne ſont plus duppes.

Gleichwie ich mich nun aber deſſen gar wohl beſcheide, daß weder meine Ueberſetzung, noch die beygeſetzten Anmerckungen, der Ehre und Würde

des

Vorrede.

des Bruyerischen Buches, den allergeringsten Eintrag thun können, oder werden, geschweige, daß ich so verwegen seyn, und diese meine wenige Arbeit derselben vorgezogen wissen wolte; also dauchte mich, es wurde mir, selbst durch das Beyspiel des Herrn de la Bruyere, und des Fortsetzers seiner Gedancken, aller geschöpfte Zweifel benommen. Jener hat ja selbst einen Uebersetzer abgegeben, und solche Uebersetzung mit Anmerckungen begleitet. Seine eigene Caracteres aber was sind sie anders, als wohlgegründete, durch die Uebersetzung veranlaßte, und nur auf die Zeichen seiner Zeit eingerichtete Anmerckungen? Dieser aber, Mr. Aleaume, hat er nicht auch selbst die Sichel in eine fremde Erndte hineingelassen? und sich an die Erläuterung, und weitere Fortsetzung der Arbeit des Herrn de la Bruyere, obgleich mit einem glücklichen Erfolg, hinangewaget? Wenn nun er solches ohne Bedencken thun zu können geglaubet, so hoffe auch ich, meines Unterfangens wegen, einiger maßen entschuldiget zu seyn.

Die andere, ungleich wichtigere Hinderniß, so sich mir in den Weg legte, war diese. Ich befand das Bruyerische Werck, wenigstens was den Vortrag von Gott und der Religion anbetrifft, allerdings einer Teutschen Uebersetzung würdig. Ich wuste, daß es bereits, und bald nach desselben ersterer Ausgabe, in andere auswärtige Sprachen übersetzet worden. Gleichwohl fand ich, nach allen eingezogenen Erkundi-

gungen, nicht, daß man es in unsere Teutsche Sprache übersetzet hätte. Wie? dachte ich bey mir selbst, und woher muß das kommen? Man hat ja viele andere Französische, oder sonst in ausländischen Sprachen geschriebene Bücher, die noch darzu von einem weit geringerm Werthe, und öfters mit sehr kleinen Merckwürdigkeiten angefüllet sind, gar geschwinde in Teutscher Sprache geliefert! So, daß es denen Teutschen beynahe als ein Fehler, und vielleicht nicht gantz unrecht, angeschrieben werden will, daß sie sich, mit Uebersetzung fremder Bücher, nur allzusehr beschäfftigen, da sie ja wohl eben so gründlich zu dencken, und eben so geschickt, in ihrer Mutter-Sprache, zu schreiben, vermögend seyn dürften, als etwan ein Franzose, oder ein Holl- und Engelländer! Wie? daß man, bey solcher großen Uebersetzungs-Sucht, den Herrn de la Bruyere übersehen, und sein Buch, darinnen so viel Geist und Geschmack, so viel Sinnreiches, Schönes und Nützliches, zu befinden, ja welches, in seiner Art, ein rechtes Kunst- und Meisterstück ist, nicht, wie tausend andere Bücher, in einer Teutschen Kleidung hervortreten lassen? Ich gestehe es, ich konte mich so gleich in die Sache nicht finden. Ich kam gar auf die Gedancken, ob ich denn etwann mit einem Vorurtheil für den de la Bruyere eingenommen wäre, und gar zu gute Meynungen von seinem Buche geschöpfet hätte. Ich nahm daher meinen Bruyere aufs neue vor, und versuchte, ob er sich auch bey Ehren erhalten würde? Der Versuch lief zur Vergrößerung beydes

Vorrede.

seiner Ehre, als meines Vergnügens ab. Ich ersahe an ihm noch mehr Gutes, als vorher, und wurde also in meinem Vorhaben aufs neue, mit völliger Gewißheit, bestärcket. Hierzu kam noch, daß ich einige nicht unwahrscheinliche Ursachen, warum wohl die Teutsche Uebersetzung dieses schönen Buches unterblieben seyn möchte, ausgefunden zu haben vermeynte. Vielleicht, dachte ich, ist es andern mehr also, wie dir anfänglich, ergangen, daß sie in dem Buche das, was sie gesuchet, nicht gefunden, und durch solchen Irrthum einen Verdruß wieder dasselbe geschöpfet haben; Vielleicht sind sie mit Lesung des Buches nicht bis auf das letzte Capitel, welches doch das beste ist, gekommen. Außer dem ist es ein Werck, darinnen fast alle Arten der Wissenschaft und Gelehrsamkeit ins enge zusammen gefasset sind. Es muß derjenige, der den Bruyere verstehen, noch mehr, der ihn übersetzen will, nicht nur derer gelehrten Alterthümer, sondern auch derer gelehrten und anderer merckwürdiger Geschichte seiner Zeit, vornehmlich des Zustandes derer freyen Künste und ihrer Liebhaber in Franckreich, kundig seyn. Hiernächst war de la Bruyere ein Mann von geschwinden und scharfsinnigen Gedancken. Daher ist er öfters kurtz, und, seiner sinnreichen Kürtze wegen, etwas unverständlich. Manche Stellen und Ausdrückungen kan man gar nicht verstehen, weil man die besondern Umstände, auf welche dieselben zielen, nicht weis, auch nicht wissen kan. Diese und viele andere Bedencklichkeiten können schon vermögend gewesen seyn, einen Lieb-

haber der Teutschen Sprache, wenn er auch sonst noch so viel Geschicklichkeit besessen, von der Uebersetzung dieser Caracteren abzuhalten. Da nun auch ich meines Unvermögens mir gar wohl bewust bin, so habe ich mich an das gantze Werck noch nicht recht getrauet, sondern nur mit Uebersetzungen desjenigen Capitels den Anfang gemacht, welches, meinen Gedancken nach, unter allen das wichtigste, das verständlichste, und dem Amte, darinnen ich, durch die Gnade Gottes, stehe, am allergemäßesten war.

Bey dem allen habe ich doch, in diesem sonst leichten Vortrage, eine Stelle gefunden, welche ich bis diese Stunde nicht recht verstehe. Ich will meine Unwissenheit offenherzig bekennen, und diese zweifelhafte Stelle hersetzen, auch den gelehrten Leser bitten, daß, wenn ihm die Sache besser wissend seyn sollte, er mir davon sonderschwer, einige Nachricht zu ertheilen, gütigst geruhen möge. Ich werde solches mit allem Danck annehmen, und überhaupt in der Bereitwilligkeit, in diesem und andern Stücken, eines bessern mich belehren zu lassen, nicht leicht jemand etwas nachgeben. Die streitige Stelle ist Cap. I. §. 51. zu befinden, da redet der Herr Autor von dem bekannten Königlichen Lust-Schlosse Chantilly, und machet aus denen daselbst befindlichen recht wundersamen Kunst-Gebäuden, wider einen Atheisten, den Schluß, daß nothwendig ein verständiger und erfahrner Werckmeister und Künstler vorhanden gewesen seyn müsse, der alles dieses so angegeben

und

und ins Werck gerichtet hätte, woraus so denn weiter auf den Werckmeister der gantzen Welt gefolgert wird. Da redet nun der Herr Autor den starcken Geist unter andern also an: Vous recrierez-Vous (indem du alle diese mit Verstand, und Weisheit aufgeführte Kunstwercke erblickest:) Quel jeu du hazard! combien de belles choses se sont rencontrées ensemble inopinement! non sans doute, Vous direz au contraire, cela est bien imaginé, & bien ordonné, il regne ici un bon gout, & beaucoup d' intelligence; je parlerai comme Vous, & j' ajouterai, que ce doit être la demeure de quelqu' un de ces gens, chez qui un NAUTRE va tracer, & prendre des alignemens dès le jour même, qu'ils sont en place - - - - Hier weis ich nun nicht, was, oder wer, der NAUTRE, welches Wort in meiner Edition mit eben solchen großen Buchstaben gedruckt ist, eigentlich seyn soll. Ich habe alle Gelehrten, und andere Lexica, deren ich habhaft werden können, nachgeschlagen, auch einen und den andern gelehrten Mann zu Rathe gezogen, aber zur Zeit nirgends etwas gewisses gefunden. Ich habe daher in der Uebersetzung dieses unverständliche Wort gar außengelassen, und nur überhaupt den Sinn des Herrn Autoris ausgedrucket. Wie denn der Beweis-Grund desselben in seiner völligen Kraft

bleibet, man mag endlich, wer der Mr. Nautre sey, wissen oder nicht. Unterdessen sollte es mir gleichwohl hertzlich lieb seyn, wenn ich auch in dieser kleinen Ungewißheit verständiget werden könnte. Außer dem habe, bey der Uebersetzung, keinen weitern Anstoß gefunden, hoffe auch, den wahren Sinn des Herrn de la Bruyere durchgehends wohl getroffen, nicht weniger im Teutschen, so viel es sich thun lassen wollen, deutlich ausgedrucket zu haben. Worbey gar nicht abredig seyn will, daß, ob ich mir gleich alle Mühe gegeben, die Lebhaftigkeit und sinnreiche Kürtze derer Gedancken und Worte des Herrn Autoris auch im Teutschen kenntlich zu machen, daß, sage ich, wie eine jedwede Sprache ihre eigenthümliche Artigkeiten hat, also auch der Bruyerische Vortrag in seiner Mutter-Sprache allerdings mehr Lebhaftes und Schönes, im Munde führet, welches sich in der Teutschen Sprache, wenn man zumal von denen Worten nicht gar zu weit abgehen will, nicht ausdrucken lässet. Dagegen wird man auch, bey genauer Gegeneinanderhaltung des Textes und der Uebersetzung, nicht selten bemercken, daß unsere Sprache, hier und dar, eine Wohlredenheit an die Hand gegeben hat, welche in der Französischen nicht befindlich ist, ja daß jezuweilen dem Original selbst, durch die Uebersetzung, hin und wieder einiges Licht gegeben wird. Denn wer wollte sagen, daß eine jedwede Uebersetzung schlechterdings gezwungen, undeutlich, und unverständlicher, als der Text seyn müsse? Eine gute Uebersetzung kan selbst vor dem

dem übersetzten Wercke, der Deutlichkeit halber, und sonst, einen besondern Vorzug haben. Denn ob ich gleich dieses eben nicht von unserer gegenwärtigen Uebersetzung gesaget haben will; so bezeuget doch das oben angeführte Zeugniß des Herrn Menage, daß solches mit Recht von der Bruyerischen Uebersetzung des Theophrasts gesaget werden kan.

Ob ausser dem, mit unserer Arbeit, es sich der Mühe verlohne, wird vornehmlich aus denen beygebrachten Anmerckungen zu beurtheilen seyn. Ich habe solche beyzufügen, der Nothdurft befunden. Herr de la Bruyere ist zwar in seinem ganzen Vortrage gründlich, aber er hat seine Beweis-Gründe öfters also versteckt, und in solche liebreitzende Aussenwercke eingekleidet, daß sie erst hervorgesuchet, von denen Zierrathen der Beredsamkeit entblösset, und in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Kraft dargestellet werden müssen. Oefters gedencket er derer hochwichtigsten, und in die Religions-Wahrheiten gantz eigentlich einschlagenden Puncte nur gleichsam im Vorbeygehen, in welchem Fall man wiederum einigen Anstand zu machen, und einige Erläuterungen beyzufügen, sich genöthiget gesehen hat. Sein Vortrag ist mehrentheils kurtz, vielmahls abgebrochen, und so eingerichtet, daß etwas, so zu reden, nur mit halben Worten angezeiget, und das, was fehlet, dem Nachdencken des Lesers überlassen wird. Nicht zu gedencken, daß die vorgetragenen Sachen selbst bald einer gewissen Einschränckung,

bald

bald eine weitere Ausführung, bald sonst eine und die andere Anmerckung erheischet haben. Ich bin derentwegen, mit meinen Betrachtungen, mehr bey denen Sachen, als bey Worten, oder dergleichen Neben-Dingen, bestehen geblieben. Dabey habe ich immerzu mein Augenmerck zugleich mit auf die neulicher Zeit in Streit gezogene philosophische Lehr-Puncte gerichtet, wie es denn fast unmöglich ist, daß einem, der sich in der itzigen Weltweisheit nur ein wenig umgesehen hat, bey Aufmercksamer Lesung derer Bruyerischen Sätze, nicht immerzu die, der neuern Weltweisheit halber, erregten Streitigkeiten, einfallen sollten. So eine genaue Verwandschaft hat das eine mit dem andern, und so gar scheinet Herr de la Bruyere etwas zu entdecken, zu beantworten, und zu entscheiden, was erst nach seiner Zeit auf die Bahne gebracht, und streitig worden ist. Ich weis wohl, man wird mir einen Einwurf machen und sagen, man hätte sich, in Anmerckungen, in Weitläuftigkeiten, und solche Untersuchungen eingelassen, zu welchem im Texte keine sonderliche Veranlassung anzutreffen wäre. Das ist wahr. Allein da ich doch, wie der Augenschein lehren wird, einigermaßen darzu veranlasset worden bin, mir auch überdieß einmahl vorgenommen hatte, bey dieser guten Gelegenheit, einen und den andern, bisher streitig gewesenen Lehr-Punct, in der Furcht des Herrn, und nach meinen Einsichten, in etwas zu beleuchten, und so wie ich es, in dem Lichte der Vernunft

und

und heiligen Schrift, gefunden, aufrichtig zu eröffnen; so wird mir dis Verfahren hoffentlich so gar sehr zur Last nicht geleget werden dürfen. Ich dencke auch, in dem gantzen Werckgen, mich also aufgeführet zu haben, daß weder der heiligen Schrift, noch der gesunden Vernunft, noch auch der Ehre vornehmer Gottes-Gelehrten und Weltweisen, im geringsten zu nahe getreten worden sey.

Die Absicht, welche ich hierbey habe, ist keine andere, als daß ich, beydes zur Befestigung der großen Wahrheiten von Gott und der Religion, als zur Bestreitung des Unglaubens, auch meines wenigen Orts, etwas beytragen möge. Wie nun dieser Endzweck unschuldig, redlich und gut ist, so ist auch der Lehr-Vortrag Herrn de la Bruyere allerdings so beschaffen, daß ich, an Erreichung dieses vorgesteckten Ziels, nicht gantz und gar zweifeln will. Ich mag wohl mit allem Rechte sagen, daß dieser Französische Weltweise, in seinem Buche, und sonderlich in dem Handel mit denen starcken Geistern, allen allerley worden ist. Es sind ja die menschlichen Gemüther nicht von einerley Art, so ist auch die Fähigkeit bey dem einen immer größer, als bey dem andern. Schon Fenelon, der ge-

lehrte und fromme Ertz-Bischoff in Cambrai, hat, in dem Eingange seiner Demonstration de l' Existence de Dieu, angemerckt, daß nicht alle Beweisthümer von dem Daseyn Gottes für alle sich schicken, und daß sonderlich die aus der Metaphysic hergeleiteten Gründe den Begriff derer mehresten, überstiegen. Que les hommes, schreibt er Cap. I. accoutumes a mediter les verites abstraites, & a remonter aux premiers principes, connoissent la divinité par son idée; c'est un chemin seur, pour arriver a la source de toute verité. Mais plus chemin est droit & court: plus il est rude & inaccessible au commun des hommes, qui dependent de leur imagination. C'est une demonstration si simple, qu'elle echappe par sa simplicité aux esprits incapables des operations purement intellectuelles. Plus cette voye de trouver le premier etre est parfaite, moins il y a d'esprits capables de la suivre. Suchet nun jemand einen gründlichen auf die ersten Grund-Sätze alles Erkenntnisses gebaueten Beweis, so wird er hier denselben finden. Findet ein anderer an derjenigen Art des Vortrags einen Geschmack, da das ungeräumte und lächerliche in der Atheisterey vorgestellet wird, so wird ihm dieser neuere Theophrast,

phrast, mit seinen Abschilderungen, ein völliges Gnügen leisten. Hat jemand an Betrachtung der sichtbaren Welt, und denen daher gezogenen Beweisen, sein Belieben, oder sucht er in Dingen, die nach dem Alterthum schmecken, sein Vergnügen, oder liebt er Veränderung und Mannigfaltigkeit derer Vorstellungen, so wird er hier ebenfalls seine Rechnung finden. Ein jedweder Paragraphus enthält bey nahe etwas neues, und bringet etwas gantz unvermuthetes hervor. Alles mit einander aber beziehet sich auf das Haupt-Werck, und ist dahin eingerichtet, daß die menschlichen Gemüther, nach ihren verschiedenen Fähigkeiten, gerühret, und von der Wahrheit, daß ein Gott, und eine göttliche Vorsehung sey, überzeuget werden mögen. Ich lebe also des guten Vertrauens, es werde diese Arbeit nicht gäntzlich ohne Segen seyn.

Sollte es denn aber sich zeigen, daß diese Uebersetzung, sammt denen dabey befindlichen Anmerckungen einigen Beyfall gefunden, und zur Befestigung der Wahrheit zur Gottseligkeit etwas beygetragen habe; so wäre mit Gott entschlossen, künftig hin des Herrn de la Bruyere **vernünftige und sinnreiche Gedancken von der Menschen Thun und Lassen**, oder von de-

nen Tugenden und Lastern, auf eben den Schlag, denen Teutschen Liebhabern der Wahrheit und Tugend, vor Augen zu legen. Wobey sich noch deutlicher ergeben würde, von was für einer tiefen Einsicht in die Sitten-Lehre, und überhaupt von was für einem großen Geiste, unser Herr Autor gewesen sey. Unterdessen schliesse ich diese Vorrede mit denen Worten, mit welchen Herr de la Bruyere den Vorbericht zu seinen Caracteren beschlossen hat: Je consens, que l'on dise de moi, que je n'ai pas quelques fois bien, remarqué, pourvûque l'on remarque mieux.

Erster Abschnitt

von

Gott.

§. I.

Die * starcken Geister, wissen sie denn auch, daß man sie nur zum Spott also nennet? ** Ist wohl irgends eine grössere Schwachheit als diese, da man nicht weiß, welches der Ursprung und Anfang seines Wesens, seines Lebens, seiner Sinne, seines Erkenntnisses sey, und was der eigentliche Endzweck von alle dem seyn sollen? Kan wohl eine Kleinmüthigkeit grösser seyn, als im Zweifel zu stehen, ob unsere Seele nicht etwan Materie, dergleichen Stein und Gewürme ist, und ob dieselbe nicht so wohl, als diese geringe Creaturen, verweßlich sey? Sollte nicht vielmehr dieses eine Stärcke und Großmuth zu nennen seyn, wenn man dem Begriffe von einem solchen allerhöchsten Wesen in seinem Gemüthe Platz verstattet, welches

höher ist, denn alle Dinge, welches alle Dinge ausser sich erschaffen und gemacht, und auf welches alle solche Geschöpfe hinwiederum sich beziehen müssen, welches im höchsten Grad vollkommen, welches vollkommen rein und heilig, welches weder Anfang noch Ende hat, und von dem unsere Seele, als ein unsterblicher Geist, gleichsam eine Abbildung, und, wenn ich so sagen darf, ein kleines *** Theilgen ist.

* Was für eine Art von Ungläubigen der Herr Auctor durch die so genannten esprits forts, oder starcken Geister verstanden wissen wolle, ist nicht nur aus diesen ersten Gedancken des Herrn de la Bruyere deutlich abzunehmen, sondern es hat auch derselbe diese Irr-Geister in dem folgenden ersten Cap. von der Religion §. XI. gar umständlich beschrieben. Aus welchem allen zu ersehen ist, daß durch die starcken Geister alle diejenigen zu verstehen sind, welche es für eine gantz besondere Stärcke des Geistes halten, wenn sie die großen Wahrheiten von Gott und göttlichen Dingen in Zweifel ziehen, oder wohl gar verläugnen können. Dahin gehören nun alle Atheisten, Deisten, und Naturalisten, als in welche drey Classen diejenigen gemeiniglich eingetheilet werden, welche von Gott, von der Religion, von der H. Schrifft, von der Unsterblichkeit der Seelen, und andern hochangelegenen Wahrheiten Grundstürtzende Meynungen hegen. Atheisten sind diejenigen, die gar keinen Gott glauben, oder wenigstens sich alle Mühe geben, den so natürlichen Gedancken von dem Daseyn eines Gottes aus ihren und anderer Hertzen gäntzlich zu vertilgen. Deisten werden genennet, die zwar einen Gott glauben, aber von einem ihm zu erweisenden Dienste, und also von Religion und Gottesdienste, nichts wissen wollen, welche denn, in diesem Stück, dem Epicuro am nächsten kommen, der zwar

auch

auch einen Gott glaubte, aber dabey vorgab, daß desselben allerhöchstes und seligstes Wesen nicht zulasse, daß er um die Menschen, oder andere ausser und unter ihm stehende Dinge, sich bekümmere, daher sich auch die Menschen um ihn nicht eben viel bekümmern dürften, weil sie von daher weder etwas übels zu befürchten, noch etwas gutes zu hoffen hätten, durch welche Lehren Religion und Gottesdienst schlechterdings aufgehoben, ja Gott selbst, in der That, abgeläugnet wird. Conf. Cicero de Natura Deorum L. I. Naturalisten sind, die zwar sowohl die Existentz Gottes, als die Nothwendigkeit eines Gottesdienstes zugestehen, aber lediglich bey der Natur, oder der sichtbaren Welt bestehen bleiben, und von keiner nähern göttlichen Offenbahrung an die Menschen, mithin von keiner heiligen Schrifft etwas wissen, vielweniger nach derselben die Erkenntniß und den Dienst Gottes einrichten wollen. Diese drey Gattungen von Ungläubigen werden, wenigstens von unserm Auctore, wiewohl nur spottweise, esprits forts genennet. Der Grund solcher Benennung ist nirgends anders, als in der Einbildung solcher Leute, oder auch in der Unwissenheit anderer, zu finden. Denn weil sie ihre Zweifel und Widersprüche gemeiniglich mit einigen Schein-Gründen vorzubringen wissen, so geschiehet es, daß sowohl sie selbst, als auch andere, die das Wahre von dem Falschen gebührend zu unterscheiden, entweder nicht im Stande sind, oder nicht Fleiß genug darzu anwenden, dergleichen scheinbare Vorstellungen für lauter Früchte einer starcken und tiefeinsehenden Vernunft halten, darinnen ein geschickter und aufmercksamer Liebhaber der Wahrheit nichts als Schwäche, Ungrund, Irrthum und Betrug entdecket. Theophilus Spizelius in seinem Scrutinio Atheismi Cap. II. §. VII. meynet, daß denen Atheisten, und ihrem Anhange, der Name starcker Geister derentwegen, und zwar mit Recht, beygeleget werde, quia confirmati essent ad nihil amplius credendum, seu, quia ad perfectionem nihil

credendi pervenissent, weil sie zum Unglauben recht verhärtet und verstärckt, oder weil sie in der Kunst, nichts zu glauben, zur Vollkommenheit gelanget wären. Des Herrn Auctoris Meynung, daß sie nur spottweise, und zur Verhöhnung also genennet werden, ist eben so gründlich, als sinnreich. Und so ist diese vermeynte Stärcke des Geistes anders nichts, als eine ἐνέργεια τῆς πλάνης, eine Stärcke, und starcke Würckung des Irrthums und Selbst-Betrugs. 1 Thess. II, 11.

** Wenn die Erkenntniß unserer Seelen auch daher groß oder klein, weit oder enge, starck oder schwach, genennet werden kan, je nachdem sie es mit großen oder kleinen, wichtigen oder geringern, heilsamen und nothwendigen, oder nicht so brauchbaren und vortheilhaften Wahrheiten zu thun hat, und aber Gott die allerhöchste, auch deswegen die allernothwendigste und allerseligste Wahrheit ist, so verdienet derjenige Geist allerdings vor andern groß und starck genennet zu werden, der Gott erkennet, es wird auch solche Stärcke und Großmuth des Geistes um so viel ausnehmender seyn, je gründlicher die Erkenntniß Gottes ist, und je mehr dieselbige gebührend angewendet wird. Es heisset daher mit Recht: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, רֵאשִׁית חָכְמָה das höchste und edelste, und das vollkommenste in der Wissenschaft und Weisheit ist die Erkenntniß und Furcht Gottes. Ps. CXI. v. ult. Daher ist und heisset auch der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn nicht nur der Geist der Weisheit und des Verstandes, sondern auch des Raths und der Stärcke. Es. XI, 10. Wer sich nun einer Stärcke des Verstandes rühmen will, der rühme sich dessen, daß er den Herrn wisse und kenne. Jer. IX, 23. Wer also Gott nach seinem Wort kennet und ehret, der ist ein rechter esprit fort, und wer Gott nicht kennet, noch kennen will, der beweiset die gröste Schwäche des Verstandes, und ist ein rechter esprit foible. Uebrigens sind die Gedancken des Herrn Auctoris eben so gründlich, als

zur

zur Beschämung der Gottesverläugner dienlich, wenn er schreibt, daß es allemahl für einen Menschen besser stehe, auch den Adel seiner Seelen erhöhe, wenn er einen Gott glaubt und annimmt, als wenn er denselben läugnet und verwirft.

*** Wenn unser Geist ein kleines Theilgen des allerhöchsten und unendlichen Geistes genennet wird, so geschiehet es nicht in dem Sinne und Verstande, wie die alten Weltweisen unsere Seele divinae particulam aurae, ein Stückgen von dem göttlichen Wesen, genennet haben. Der Herr Auctor will weiter nichts anzeigen, wie es denn auch seine Art des Ausdruckes anzeiget, als daß unsere Seele mit Gott einige Aehnlichkeit habe, wie solches unten in der Abhandlung von dem Wesen und der Natur unserer Seelen mit mehrern erhellen wird.

§. II.

Der fähige und lehrbegierige (le docile) sowohl, als der schwache (le foible) nimmt leichtlich Begriffe und Vorstellungen an; der eine nimmt gute, der andere nimmt schlimme an, das ist, der erstere läst sich überzeugen, und giebt der Wahrheit Beyfall, der andere ist eigensinnig, und wird verführet. Demnach ergreift ein fähiger Kopf die wahre Religion, der schwache hingegen nimmt entweder gar keine, oder eine falsche, an. Nun hat ein so genannter starcker Geist entweder gar keine Religion, oder er machet sich eine falsche Religion, und also ist ein solcher starcker Geist anders nichts, als ein sehr schwacher Geist.

§. III.

Ich nenne diejenigen * weltlich, irdisch, oder ungeschliffen und grob, ** deren Geist und Hertz an

ein kleines Stück der Welt, das sie bewohnen, und welches die Erde ist, gleichsam angebunden sind, die weiter nichts achten, weiter nichts lieben. Leute, die eben so sehr eingeschräncket sind, als dasjenige eingeschräncket ist, was sie ihr Eigenthum, oder ihre Herrschaft nennen, welches man doch ausmisset, davon man die Aecker zehlet, und die Gräntzen anzeigen kan. *** Ich verwundere mich gar nicht, daß Leute, die sich auf einen Sonnen-Staub gründen, auch bey denen geringsten Bemühungen, welche sie zur Erforschung der Wahrheit anwenden, zu wancken pflegen, daß sie, bey diesem ihren so kurtzen Gesichte, nicht durch den Himmel und desselben Gestirne dringen, und bis zu Gott selbst gelangen, daß, da sie weder die Vortrefflichkeit eines Geistes, noch die Würde der Seelen erkennen, sie noch weniger begreifen, wie schwer es sey, die Seele zu beruhigen? wie weit die gantze Erde unter ihr stehe? wie unentbehrlich ihr ein allerhöchst vollkommenes Wesen sey? welches Gott ist, und wie unumgänglich nöthig dieselbe einer Religion habe, die ihr denselben anzeige, und die Gewähr darüber leiste? **** Im Gegentheil begreife ich gar leicht, daß bey dergleichen Gemüthern es gantz was natürliches sey, daß sie entweder in einen gäntzlichen Unglauben, oder in eine Religions-Sachen betreffende Gleichgültigkeit verfallen, und meynen, Gott und die Religion diene zu weiter nichts, als zur Politique, das ist, zur guten Einrichtung, Ordnung und Zierde der Welt, als welches, ihren Gedancken nach, das einzige ist, wel-

welches einige Aufmercksamkeit und Betrachtung verdienet.

* Die H. Schrift nennet sie auch also. Sie nennet alle diejenigen, die nur denen sinnlichen Vorstellungen und Begierden des Hertzens folgen, mithin an das Wesen dieser Welt gebunden sind, Liebhaber des Wesens dieser Welt, 1 Ioh. II, 15. 16. ja die Welt selbst. 1 Cor. XI, 32. Sie heissen irdischgesinnte, Phil. III, 19. ja selbst Erde, Iesa. XI, 4. ihre Hertzen werden einer dicken, groben und unempfindlichen Materie verglichen. Matth. XIII, 15. Rom. XI, 8. 1 Tim. IV, 2.

** Hier fänget der Herr Auctor an, die schändlichen Qvellen der Atheisterey zu entdecken. Die Hauptqvelle ist das fleischlichgesinnte Weltwesen, welches in denen Hertzen und Gliedern solcher Gottes-Verächter herrschet. Sie sehen nur auf das sichtbahre und nicht auf das unsichtbahre. Sie suchen, was denen Sinnen des Leibes wohl thut, und vergessen darüber der Hoheit ihrer Seelen, und wie sie dieselbige, auf eine ihrem geistlichen Wesen anständige Weise, vergnügen sollen. Augen-Lust, Fleisches-Lust und hoffärtiges Leben ist ihr höchstes Gut. Darum bekümmern sie sich nicht um Gott. Sie lieben Wollust mehr, als Gott. Der Bauch ist ihr Gott. Weil sie nun gern wollten, daß gar kein Gott wäre, so wenden sie auch allen Fleiß daran, sich und andere zu bereden, es sey kein Gott. Denn die unartigen Menschen glauben immer gern, was sie wollen und wünschen, das da seyn, oder nicht da seyn möchte.

*** Als lange wir die Vergnügung und Zufriedenheit unsers Gemüths in Dingen dieser Welt suchen, so finden wir es nicht, und bleibt immer ein Verlangen, eine Begierde, ein Wunsch nach einem vollkommenen Gut und Wohl, übrig. Dieses unendliche Verlangen unserer Seelen kan schlechterdings nicht anders, als durch ein unendliches Gut, gestillet werden. Dieses

unendliche Gut ist Gott. Die Vereinigung und Gemeinschaft mit Gott ist der alleinige Weg zur wahren und recht beständigen Gemüths-Zufriedenheit. Daher sagt David: Pf. LXII, 1. Meine Seele ist stille zu Gott, oder nach der heil. Sprache: אַךְ אֶל־אֱלֹהִים דּוֹמִיָּה נַפְשִׁי, nur in, mit, bey, und über Gott wird meine Seele gestillet und zum Schweigen, oder zur Ruhe gebracht. Wenn wir demnach den unmöglichen Fall setzen wollen, es wäre gar kein Gott, so würden wir die allerelendesten Creaturen von der Welt seyn, und wir hätten sehnlichst zu wünschen, daß ein Gott seyn möchte, weil wir desselben zu unserer wahren Glückseligkeit schlechterdings nöthig haben. Diese Unentbehrlichkeit Gottes, oder eines allerhöchsten Gutes, für uns arme dürftige Menschen, kan zugleich, bey billigen Gemüthern, ein Beweisthum seyn, daß auch in der That ein Gott sey, und nothwendiger Weise seyn müsse. Die Religion muß uns auf diesen Gott führen, auch Anweisung thun, wie wir zu ihme kommen, und in seiner Gemeinschaft Ruhe finden sollen. Erdencken und erwehlen wir uns selbst eine Art und Weise, dem unsichtbaren Gott zu dienen, so müssen wir immer in Furchten stehen, ob auch solche Art und Weise des Gottesdienstes vor ihm gefällig, und uns gesegnet seyn werde, und so würden wir, bey Uebung einer selbst erwehlten Religion, die gewünschte Seelen-Ruhe nicht nur nicht finden, sondern uns noch viel unruhiger und unglückseliger machen. Es ist daher, zur wahren Beruhigung unsers Gemüthes, wiederum unumgänglich nöthig, daß die rechte Art und Weise, Gott zu dienen, geoffenbahret, und von Gott selbst geoffenbahret werde. Gott, eben deswegen, weil er Gott ist, ist vollkommen gütig, und derentwegen, uns so viel Gutes zu erzeigen, geneigt und willig, als wir nur immer anzunehmen fähig sind. Es lässet sich demnach sicherlich glauben, daß es der gütigste Gott an solcher so unentbehrlichen Offenbahrung seiner Willens-Meynung, betreffend die Art und Ordnung, ihme gefällig,

und im Segen zu dienen, nicht werde haben ermangeln lassen. Da nun die H. Schrift Alten und Neuen Testaments alle Eigenschaften und Kennzeichen einer göttlichen Offenbahrung hat, wie auch weiter unten erwiesen werden wird, so wird sie mit Recht zur Regul und Richtschnur unsers Glaubens und Lebens, und also unserer gantzen Religion angenommen und gebrauchet. Das ist es, was der Herr Auctor mit wenigen, doch wohlgefaßten Worten, anzeigen wollen.

**** Es hat zu allen Zeiten solche Leute gegeben, welche die Religion als eine Erfindung Welt-kluger Köpffe angesehen haben, weil dieselbige ein geschicktes Mittel wäre, wodurch die Unterthanen eines Staats zum Gehorsam anzuhalten, mithin desto eher Friede und Ruhe, im gemeinen Wesen, befördert werden könnte. Schon Cicero gedencket solches, qui dixerunt, totam de Diis immortalibus opinionem fictam esse ab hominibus sapientibus reipublicæ caussa, ut, quos ratio non posset, eos ad officium religio duceret, er setzt aber auch hinzu, nonne hi ipsi omnem religionem funditus sustulerunt? Daß Machiavellus, und mit ihm viele andere, in denen neuern Zeiten, eben diese grundstürtzende Meynung gehabt, ist bekannt. Siehe Theoph. Spizelii scrutinium Ath. Cap. III. §. 20. Daß aber dergleichen Meynung, nach Ciceronis Urtheil, in Büchern de divinatione, in der That, und von Grund aus, alle Religion aufheben, erhellet von selbst. Denn wenn die Religion von Menschen erdacht, und nur zu dem Ende eingeführet worden ist, daß äußerlicher Wohl- und Ruhestand desto füglicher erhalten werde, so wird niemand für seine Person, und um des Gewissens willen, sondern nur in Absicht auf das gemeine Wesen, zum Gottesdienste verbunden seyn, es wird auch die Religions-Verfassung allemahl verändert werden können, und verändert werden müssen, je nachdem es die so genannte ratio status, und andere äußerliche Umstände

erfordern. Es hat aber die Religion einen ungleich dauerhaftern Grund, und eine ungleich größere Absicht vor sich. Die Religion überhaupt, oder daß dem Herrn Himmels und der Erden von seinen vernünftigen Geschöpfen gedienet werde, gründet sich in ihrer Dependentz von Gott. So lange ein Gott seyn wird, und so lange vernünftige Creaturen seyn werden, so lange wird auch eine Religion seyn, und seyn müssen. Daher die Religion eher gewesen ist, als eine Policey, oder ein gemeines Wesen, unter denen Menschen entstanden ist. Und wenn auch einmahl die Verbindungen zwischen Obrigkeiten und Unterthanen wieder aufhören werden, so wird dennoch der Mensch, auch in der seligen Ewigkeit, eine Religion behalten, und nach derselben seinen Gott und Schöpfer unaufhörlich dienen, auch in solchem Dienste seine Seligkeit finden. Denn was die Absicht der Religion anbetrifft, so gehet dieselbe auf die Verehrung Gottes, und folglich auch auf der Menschen wahre Wohlfahrt und Seligkeit, weil der wahre Gottesdienst der Menschen zeitliches und ewiges Wohl, als eine unzertrennliche Folge, nach sich ziehet. Ob nun gleich die angeführte grundfalsche Meynung von einem politischen Ursprunge zu der Religion selbst dem bürgerlichen Wohlstande wenig oder gar nicht zuträglich ist, maßen das, was erdichtet ist, ohnmöglich etwas gutes, auf eine gründliche und dauerhafte Weise, würcken oder nach sich ziehen kan, vielmehr nur desto größer Unheyl zu befahren stehet, im Fall der Betrug entdecket werden sollte, da gewiß derjenige, der sonst zur Beobachtung seiner bürgerlichen Obliegenheit von selbst geneigt und willig ist, gar leicht von solcher Schuldigkeit abgezogen werden dürfte; so kan man doch diese böse Meynung, als ob die Religion, um des Staats willen, eingeführet sey, utiliter und selbst zur Befestigung der Wahrheit annehmen, maßen hierdurch die Feinde Gottes, und seines Dienstes, wieder ihren Willen, eingestehen müssen, daß die Religion,

und

und sonderlich unsere christliche Religion, mit ihren Lehren und Forderungen, dem Menschen gar nicht schädlich, vielmehr, zur Erhaltung und Beförderung des allgemeinen Wohls in der Welt, förderlich und dienstlich, ja höchst nothwendig sey. Auch dieses kan und muß, bey billigen Gemüthern, eine Achtung und Neigung gegen unsere Religion zuwege bringen. Wie denn gewiß ist, und durch die Erfahrung bestätiget wird, daß, je ein besserer Christ jemand ist, ein desto besserer Regent und Unterthan derselbe seyn, auch desto besser seine leibliche und bürgerliche Wohlfahrt finden wird. Denn die Gottseligkeit, das ist, das wahre thätige Christenthum, ist zu allen Dingen, und also auch zum gemeinen, und besondern leiblichen Besten, nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Weil denn aber die Gottseligkeit vornehmlich die Verheißung des zukünftigen ewigen Lebens hat, und das ewige Leben ungleich wichtiger, als das zeitliche Leben, ist, so folget auch von selbst, daß die eigentliche Absicht der Religion nicht auf eine bloße gute Einrichtung der Welt, sondern hauptsächlich auf die Einführung des Menschen in die Gemeinschaft Gottes, folglich auf die Unterweisung zur ewigen Seligkeit gerichtet sey.

§. IV.

Einige verderben sich vollends durch weite Reisen, und verlieren dadurch das wenige von der Religion, das ihnen etwan noch übrig war. Sie sehen alle Tage einen neuen Gottesdienst, mancherley Sitten, mancherley Gebräuche und Ceremonien. Sie sind denenjenigen gleich, welche in die Waaren-Gewölbe gehen, aber noch nicht mit sich selbst einig sind, was sie für eine Art der Zeuge erwehlen und kaufen wollen. Die grosse Anzahl derselben, so man ihnen vorlegt, machet sie noch

viel ungewisser. Eine jedwede derselben hat ihre Annehmlichkeit und ihren Wohlstand. Sie entschliessen sich zu nichts, und gehen, ohne etwas zu kaufen, davon.

Reisen in fremde Länder sind an und für sich selbst keine Quelle des Unglaubens oder der Atheisterey, vielmehr können solche in allen Theilen der Wissenschaften, auch selbst in der Gottes-Gelahrtheit, ihren guten Nutzen haben. Man findet hiervon in des Lanfii Consultationibus gute Nachricht, da er, in der ersten Rede, das Lob und den Nutzen, in der andern aber den Tadel und Schaden derer Reisen anzeiget. Was demnach, bey ungesetzten, und leichtsinnigen Gemüthern, in Religions-Sachen, für Irrthum, Schaden, und Gefahr, auf Reisen angerichtet wird, geschiehet nur zufälliger Weise.

§. V.

Es giebt Leute, welche nicht eher fromm und gottesfürchtig werden wollen, als bis die gantze Welt ungläubig und gottlos worden sey. Dieses gottlose Wesen wird alsdenn das Werck des gemeinen Mannes seyn, und davon werden sie nachher sich loszumachen wissen. Sie wollen in einer so wichtigen und ernsthaften Sache etwas besonders haben. Sie halten es mit der Mode, und mit dem gemeinen Laufe der Welt, nur in solchen Dingen, die gar nichts zu bedeuten haben, und von gar keiner Folge sind. Ja wer weis, ob sie nicht auch schon darinnen eine Art der Großmuth und Unerschrockenheit gesetzet haben, daß sie, was das Zukünftige anbetrifft, alles auf ihre Gefahr an-

kommen lassen. Es ist überdis, ihren Gedancken nach, nicht nöthig, daß man, in gewissen Umständen, bey einer gewissen Weite des Verstandes, und gewisser Absichten, sich viel bekümmere zu glauben, wie und was die Gelehrten und der gemeine Mann glauben.

Es ist hier die Rede von einer carnali affectatione singularitatis, oder von einem Gesuch fleischlich gesinnter sonderlicher Meynungen und Lebens-Arten, welcher bey gar vielen eine Quelle, gleichwie mancherley Unwesens, also auch des Unglaubens, zu seyn pfleget. Denn weil solche Freydencker, in allen Dingen, etwas besonders haben wollen, und aber die Meynung, daß ein Gott sey, folglich auch Religion und Gottesdienst, eine allenthalben eingeführte Sache ist; so wollen sie lieber von solcher allgemeinen Gewohnheit abgehen, ohne den Grund davon gebührend zu untersuchen, als daß sie, mit dem gemeinen Hauffen, gemeine Sachen machen sollten. Nun ist zwar die Allgemeinheit einer Meynung, und eines Gebrauchs, noch kein unwidersprechlicher Beweis, daß solche Dinge derentwegen gleich wahr sind, es ist aber auch noch weniger daher zu schliessen, daß alles, was durchgängig angenommen wird, irrig und ungeräumt seyn müsse, vielmehr würden solche Atheistische Singularisten, bey genauer Untersuchung der Sachen, befinden, daß dieser durchgängige Begriff von Gott, und von der Nothwendigkeit eines ihm zu erweisenden Dienstes, einen höhern Ursprung, als etwan die Erziehung, Nachahmung, Gewohnheit, und politische Erfindung, zum Grunde, und also die Wahrheit auf seiner Seiten haben müsse; wie man auch derentwegen denjenigen Beweis für die Existentz Gottes, der von dem übereinstimmigen Glauben aller Völcker hergenommen wird, und darauf sich nicht allein Cicero und andere heydnische Weltweisen, sondern auch unsere alte christliche Gottes-Gelehrten, berufen ha-

haben, nicht so schlechthin zu verwerfen hat, zumahlen dasjenige, was Bayle und andere dagegen vorbringen, annoch sehr zweifelhaft und unerwiesen ist. Allein das eingebildete Vergnügen in seinen Gedancken, Meynungen, und Handlungen etwas besonders vorzeigen zu können, gilt bey denen vermeynten starcken Geistern mehr, als Wahrheit und Beweis. Il n' y a pas de verité si evidente, schreibt Jurieu in seiner Histoire critique P. I. Cap. III. dont quelques gens ne se donnent la liberté de douter, pour avoir le plaisir, de se faire remarquer dans une route singuliere. Das ist, es ist keine so offenbahre Wahrheit, an welcher zu zweifeln nicht gewisse Leute ihnen die Freyheit nehmen sollten, um nur das Vergnügen zu haben, sich auf einem gantz besondern Schlag und Wege finden zu lassen. Einer andern und bessern Art von Singularisten gedenckt Scriver in seinem Seelen-Schatze Part. V. cap. IV. p. m. 849. wenn er also schreibt: Die rechtschaffene wahre Christen sind rechte Sonderlinge, und gantz anders, als alle andere natürliche Menschen gesinnet; was diese verlangen, das verachten sie, was die verachten, das verlangen sie, und was die vergnüget, das betrübet und verunruhiget sie, was aber jene betrübet, das erfreuet und vergnüget sie. Alle Welt verlanget, suchet, und achtet die Ehre, den Reichthum, die Wollust, das Leben; die Christen aber fliehen die Ehre, sie verachten den Reichthum, sie erschrecken vor der Wollust der Welt, und wollen lieber sterben, als leben. Die Lust der Welt-Kinder ist auf mancherley Dinge gerichtet: Einer hat Lust zur Hoheit und Herrlichkeit, und liebet Pracht und Ansehen; ein anderer findet seine Lust in der Unreinigkeit; ein anderer in dem Studieren und in den Wissenschaften; ein anderer im Sammlen der zeitlichen Güter, ein anderer im Zerstreuen derselben durch Schwelgerey und Ueppigkeit; einer findet seine Freude im Bauen, ein anderer im Verwüsten, u. s. w. Der Christen Lust aber ist gantz ausnehmend und son-

sonderlich, sie haben Lust zu sterben, sie haben eine Begierde, die Welt je eher und lieber zu verlassen, der Tod ist der Welt erschrecklich, ihnen aber tröstlich und erfreulich.

§. VI.

Man zweifelt, ob ein Gott sey? bey einer vollkommenen Gesundheit, fast auf gleichen Schlag, wie einige zweifeln, ob es eine Sünde sey, mit einer Maitresse zu thun zu haben. Wird man aber kranck, und ist die Wassersucht, oder eine andere tödtliche Kranckheit, vorhanden, so giebt man der Maitresse den Abschied, und glaubet einen Gott.

§. VII.

Man sollte sich vorher ernstlich untersuchen und prüfen, ehe man sich für einen starcken oder Frey-Geist ausgiebet, damit man wenigstens, und seinen Lehr-Sätzen zu folge, also bis ans Ende verbleiben möchte, wie man gelebet hat; oder wenn man findet, daß man die Kraft nicht besitzet, es so weit zu bringen, man sich entschliesse, also zu leben, wie man gerne sterben möchte.

Nichts räumet sich mit denen vermeynten starcken Geistern weniger, als Unbeständigkeit und Wanckelmuth. Nichts äussert sich bey ihnen mehr, als eben diese Schwäche, wenn es zum Sterben gehet. Da sie im Leben mit aller Gewalt von dem gemeinen Haufen distinguiret seyn, und etwas besonders haben wollen; so wenden sie sich doch im Tode wiederum auf desselben Seite, und müssen also, wider ihren Willen denen all-

gemeinen Begriffen Recht geben. Kan etwas thörichter seyn, als dieser Leute Eigensinn? Kan ein stärckeres Zeugniß wider sie für die Wahrheit seyn, als diese ihre, wider Willen vorgenommene, Sinnes-Aenderung? Sie sind dem Epicuro gleich, von dem Cicero schreibet: Nec quemquam vidi, qui magis ea, quæ timenda esse negaret, timeret, mortem dico, & DEOS. Lib. I. de Nat. Deor.

§. VIII.

Alles Schertzen ist bey einem Sterbenden etwas ungeräumtes. Lauft der Schertz vollends auf gewisse wichtige Puncte hinaus, so ist er etwas klägliches. Auf seine Kosten denen Hinterlassenen ein Vergnügen, von wegen eines gesprochenen artigen Wortes, zu machen, ist gewiß eine über alle Maassen betrübte Sache.

Es ist dem Wercke des Monſ. de la Bruyere ein Schlüssel beygefüget, welcher verschiedenen Stellen einen gar deutlichen Aufschluß giebt; sonderlich sind in demselben die Namen derjenigen Personen angezeiget, auf welche der Herr Verfasser, hin und wieder, sein besonderes Absehen gehabt haben mag. Dieser Schlüssel nun so wohl, als die, meiner Edition von 1720. am Rande beygefügte Anmerckung, verweiset uns bey diesem §. auf einen gewissen Grafen, damahliger Zeit, Namens d' Olonne, welcher so gar auf seinem Todesbette eine recht gottlose Leichtsinnigkeit bewiesen haben soll. Da er, als Monſ. de Cornouaille, Vicarius von St. Eustachio, zur Thüre eingetreten, und ihn zum Tode zubereiten wollen, zu denen Umstehenden gesprochen: ſerai-je encornaillé jusqu' à la mort? Soll ich mir denn, bis an mein Ende, Hörner machen lassen? womit er auf den Namen Cornouaille abgezielet, und damit einen recht leichtfertigen Schertz getrieben hat.

Es

Es hat uns auch der Herr Auctor von diesem Grafen, an einem andern Orte, nemlich L. I. p. m. 343 nach Anzeige obgemeldten Schlüssels, unter dem Namen Cliton, eine eben dahin einschlagende Beschreibung gegeben, woselbst es unter andern von ihm heisset, daß derselbe in seinem gantzen Leben nur zwo Verrichtungen gehabt, daß er nehmlich Mittags und Abends gespeiset, und es das Ansehen gehabt, daß dieser Mensch nur zur Verdauung gebohren gewesen sey. Cliton n'a ja mais eu toute sa vie, que deux affaires, qui est dediner le matin, & de souper le soir; il ne semble né, que pour la digestion. Da er nun den Bauch für seinen Gott im Leben gehalten hat, so ist es auch nicht zu verwundern, daß er, auch im Tode selbst, mit Gott und göttlichen Dingen, sein Gespötte getrieben hat. Fast eben dergleichen erzehlet der oft angeführte Spizelius Cap. II. von dem bekannten Atheisten, Franciſco Rablais, daß er in der letzten Todes-Stunde alle diejenigen verlachet, die ihn auf Gott und dessen Barmhertzigkeit verweisen wollen, führet auch aus dem Io. Laeto, von einem sonst gelehrten Italiäner, Namens Cosmus, folgende Worte an: Atheus ex hac vita migravit, moriturus, nec Parochos, nec Capucinos, ferre voluit, monitus extremum, reformidaret judicium, affatim risit, stulti, inquit, abite, nulli sunt diaboli, nisi hostes nostri, qui nos, in hoc mundo, vexant, neque alius Deus est, præterquam Reges & Principes, qui soli nos possunt juvare, & nobis bene facere. Von dieser unglückseligen Leichtsinnigkeit und Art zu schertzen, wird weiter unten noch etwas mehrers beygebracht werden.

§. IX.

Man mag endlich von dem, was nach dem Tode erfolgen soll, halten, was man will, so ist Sterben gewiß eine sehr ernsthafte Sache. Es will also

zu solcher Zeit gar nicht Leichtsinnigkeit, und Schertz, sondern Beständigkeit und Ernst, wohl anstehen.

§. X.

Es hat zu allen Zeiten dergleichen Leute von aufgewecktem Geiste, und angenehmer Wissenschaft gegeben, die rechte Sclaven derer Großen in der Welt gewesen sind, als deren ruchloses Wesen sie wider ihr besseres Wissen, und Gewissen, angenommen, auch ihr Lebtage solches Joch getragen haben. Diese Leute haben nur für andere Leute gelebet, und dieselbigen, wie es scheinet, für ihren allerletzten Endzweck angesehen. Sie haben es sich für eine Schande gehalten, vor ihren Augen, ihre Seele zu retten, und als solche sich sehen zu lassen, wie sie vielleicht, in ihren Hertzen, waren, und also haben sie, es sey aus Ehrerbietung, oder aus Schwachheit, sich selbst ins Verderben gestürtzet. Sind denn nun aber wohl auf Erden die Großen so groß, und die Mächtigen so mächtig, daß sie es um uns verdienen, daß wir, nach ihrem Gefallen, nach ihrem Geschmack, und nach ihrem Eigensinn, glauben und leben, indeß wir unsere Gefälligkeit gegen dieselbigen noch viel weiter treiben, und so gar sterben sollten, nicht so wie es für uns am sichersten wäre, sondern auf eine solche Art und Weise, die ihnen angenehmer und gefälliger ist.

Dieses ist nur von denenjenigen falschberühmten Politicis gemeynet, welche entweder alle Religion verworfen, und abgeläugnet, oder, mit dem Machiavello,

und

und andern, die Religion nur als ein Mittel, den Etaat desto besser einzurichten, angesehen haben. Dergleichen atheistische Politici sind ehedem, an denen Höfen der Großen, häuffig, und beliebt, gewesen, auch derentwegen, mit einem besondern Namen, Gens de Service, genennet worden, wie Gentilet in Antimachiavellismo bemercket: Ihnen ist die Ehre bey Menschen lieber gewesen, denn die Ehre bey Gott. Joh. XII. 43. Aber solche irrdischgesinnte Ehre ist auch, offters noch vor der Welt, zu Schanden worden. So wenig aber das Wort: Nulla fides pietasque viris, qui castra sequuntur, bey Soldaten ist weder Frömmigkeit, noch Treu und Glauben zu finden, eine allgemeine Warheit ist; so leidet auch dieses: Exeat aula, qui volet esse pius, wer fromm seyn will, muß vom Hofe weg bleiben, seinen Abfall. Maßen es zu allen Zeiten, gleichwie unter denen Großen selbst, also auch unter ihren hohen Bedienten Männer von ausnehmender soliden Frömmigkeit gegeben hat, und auch noch giebt.

§. XI.

Ich wünschte, daß diejenigen, die wider den gemeinen Lauf, und wider die großen und allgemeinen Glaubens- und Lebens-Reguln sich setzen, auch mehr, als die andern, wüsten, daß sie stärckere Gründe, und solche Beweißthümer hätten, die eine Ueberzeugung mit sich führen.

Die Unwissenheit ist eine, und eine derer vornehmsten Quellen der Atheisterey. Denn wie, nach dem Ausspruch des Baco de Verulamio, eine wohl und gründlich gelernte Weltweisheit zu Gott führet, also führet eine disfalls nur obenhin geschöpfte Erkenntniß von Gott ab.

§. XII.

Ich möchte einen vernünftigen, mäßigen, keuschen, billigen und gerechten Mann sehen, der da sagte, es ist kein Gott. Wenigstens würde ein solcher ohne Interesse reden. Allein dergleichen Leute giebt es nicht.

Diesen Ausspruch des Herrn de la Bruyere wollen Bayle und andere nicht gelten lassen. Man führet, zu dem Ende, Exempel solcher Atheisten an, die einen überaus vernünftigen und recht tugendhaften Lebens-Wandel geführet haben, und solcher Gestalt dem gemeinen Wesen gar nicht schädlich, sondern vortheilhaft und nützlich gewesen seyn sollen. Man ist so weit gegangen, daß man gemeynet, dergleichen Atheisten wären in menschlicher Gesellschaft noch wohl eher, als andere, die einen Gott bekennen und glauben, zu erdulten, und zu gebrauchen. Nun findet man ja wohl, daß einige solcher Gottes-Verläugner einen äusserlichen ehrbaren Wandel von sich haben blicken lassen. So führet Jo. Colerus, im Leben Bened. de Spinoza, gar umständlich an, daß dieser Ertz-Atheist überaus mäßig, nüchtern, sparsam, friedfertig, uneigennützig, leutselig, und in seiner gantzen Lebens-Art ordentlich gewesen sey. So weiß man auch, was man dem 1729. verstorbenen berüchtigten Deisten Collins, in denen gelehrten Zeitungen, vom Jahr 1731. p. 226. für ein rühmliches Zeugniß, seinen Lebens-Wandel betreffend, gegeben. Wider welches Zeugniß sowohl, als wider die Sache selbst, Herr Pastor Götten, in einer Note über Dittons Buch von der Warheit der christlichen Religion aus der Auferstehung Jesu Christi, p. 78. eine und die andere wohlgegründete Anmerckung gemachet hat. Ausser dem allen ist auch nicht zu läugnen, daß, wenn ein Atheist die moralitatem actionum internam, oder den innerlichen sittlichen Gehalt derer Handlungen zugestehet, wie er denselben zugestehen muß,

und

und demnach nur die natürlichen Folgen eines tugend- und lasterhaften Wandels vernünftig erweget, ein solcher, wenn er auch keinen Gott, und kein ausdrückliches Gesetz von Gott einräumen will, demnoch sich, zu einem tugendhaften Lebens-Wandel, verbunden halten muß, woferne er nicht die gantze Natur seiner Seelen aufheben will, als welche, unter andern, auch dieses mit sich bringet, daß er das begehre und vollbringe, was ihme nützlich und gut, das hingegen verabscheue und lasse, was ihme schädlich vorkommt. Dem allen aber ungeachtet, und was die Sache selbst anbetrifft, so mag ein Atheist noch so einen guten Schein der Tugend, Ehrbarkeit, und Zucht, von sich geben, so verdienet doch solch Schein-Wesen den Namen einer wahren Tugend im geringsten nicht; weil es dabey an dem rechten Grunde, der heilsamen Erkenntniß, und Furcht des Herrn, wie auch an der rechten Absicht, die Ehre Gottes, und seine wahre Seelen-Wohlfahrt zu befördern, ermangelt. Hiernechst, und wenn man von eines Atheisten tugendhaften Handlungen Rühmens machet, auch wohl dadurch einen Bekenner Gottes und seines Wortes, beschämen will; so siehet man jenen gemeiniglich nur von der Seiten an, da er, nach der Beschaffenheit seines Temperaments, oder auch von wegen einer gehabten guten Erziehung, zu diesem und jenem Laster, nicht sonderlich geneigt ist, und derentwegen dasselbe, nicht sowohl aus Liebe zur Warheit und Tugend, als aus Mangel eines darzu führenden natürlichen Triebes, unterlässet. Welches man denn schon für hinlänglich zu seyn meynt, einen solchen überhaupt tugendhaft zu nennen, da er doch andern Lastern ergeben ist, auch dieselben ohne Scheu treibet, wenn er nur derselben Begehung seinen fleischlichen Absichten gemäß erkennet. Im Gegentheil siehet man einen, der Gott und sein Wort bekennet, nur von der schlimmsten Seite an, und weiß ihm die geringsten Vergehungen, als grosse Missethaten, anzuschreiben. Kurtz: ein Atheist, als ein Atheist, und in so weit er

nach seinen atheistischen Lehr-Sätzen lebet, kan nicht warhaftig tugendhaft seyn, und ein Christ, als ein Christ, und in so ferne er seinen christlichen Glaubens-Lebens- und Leidens-Lehren nachgehet, kan nicht anders, als die Laster verabscheuen, und ernstlichst vermeiden. Es hat und behält demnach unser Herr Auctor recht, wenn er dafür hält, daß kein Atheist gefunden werde, auch nicht gefunden werden könne, der in der That und Warheit tugendhaft sey.

§. XIII.

Ich gestehe es, ich bin in dem Stücke äusserst neugierig, daß ich denjenigen gern sehen möchte, der von dem Satze: Es ist kein Gott, überzeuget seyn will. Er sollte mir wenigstens den unüberwindlichen Beweißgrund sagen, der ihn zu überführen vermögend gewesen ist.

§. XIV.

Die Unmöglichkeit, darinnen ich mich befinde, zu beweisen, daß kein Gott sey, entdecket mir desselben Existentz oder Würcklichkeit, und daß ein Gott sey.

§. XV.

Gott verdammet und strafet diejenigen, die ihn beleidigen, er ist allein Richter in seiner eignen Sache, welches sich widerspricht, wenn er nicht selbst die Gerechtigkeit und Warheit, das ist, wenn er nicht Gott ist.

§. XVI.

Ich empfinde bey mir, daß ein Gott ist, und ich empfinde bey mir nicht, daß kein Gott sey.

Das

Das ist für mich gnug. Alles übrige Raisonniren nutzt mir nichts. Ich schliesse, daß ein Gott ist; dieser Schluß liegt in meiner Natur. Ich habe die Gründe darzu in meiner Kindheit gar zu leichtlich angenommen, ich habe sie nachhero, bey anwachsenden Jahren, auf eine gar zu natürliche Weise behalten, daß ich sie unmöglich in den Verdacht einer Unrichtigkeit ziehen kan. Allein es giebt doch gleichwohl Gemüther, die sich von diesen Grund-Sätzen los machen. Ich antworte: Das ist noch eine grosse Frage, ob es dergleichen Leute giebt, und wenn dem auch allenfalls so wäre, so beweiset es weiter nichts, als daß es Monstra und Ungeheuer giebt.

Die innerliche Ueberzeugung des Hertzens, von dem Daseyn und Wesen eines Gottes, ist ohnstreitig, für unsere eigene Person, der stärckeste Beweißthum, daß ein Gott sey, fast eben so, wie derjenige von der Warheit der christlichen Religion am allerlebhaftesten überzeuget wird, der bey einer wohlgeordneten Uebung des Christenthums, in dem innersten seiner Seelen, empfindet, schmecket, und sieht, daß die Lehren des christlichen Glaubens Warheit, Geist und Leben sind, wohin der Heyland selbst weiset, wenn er spricht: So jemand will den Willen deß thun, der mich gesandt hat, der wird innen werden, ob diese Lehre von Gott sey ꝛc. Joh. VII. 17. Diese innerliche Ueberzeugung des Hertzens von der Existentz eines allerhöchsten Wesens, könte, und würde auch, bey allen sich finden, wenn nicht viele, sonderlich aber Atheistische Gemüther, diese, in uns allen, von Natur offenbare Warheit, durch muthwillige Ungerechtigkeit, aufhielten, ob sie gleich dieselbe, aller angewandten hartnäckigten Bemühung ungeachtet, nicht gäntzlich bey sich ausrotten und vertilgen können. Daher auch unser Herr

Auctor mit Recht saget, daß dergleichen Leute, die von der Warheit, daß ein Gott sey, gar keine Regung bey sich empfinden wollen, entweder gar nicht gefunden würden, oder wenn ja dergleichen es gäbe, sie doch nur als Unmenschen gehalten werden müsten. Weilen nun Atheisten schlechterdings läugnen, daß sie von Gott, in ihrer Seelen, gar keine Ueberzeugung oder Empfindung hätten, auch daher die von der allen Menschen von Natur eingepflantzten Erkenntniß eines Göttlichen Wesens, hergenommene Beweißthümer zu verlachen pflegen, so hat man freylich dieselben mit andern Gründen zu überführen, an welchen es auch unser Herr Auctor nicht ermangeln lässet.

§. XVII.

Der Atheismus ist nichts. Die Großen, welche man dieserwegen am meisten in Verdacht hat, sind viel zu träge, als daß sie in ihrem Hertzen den richterlichen Ausspruch thun solten: Es ist kein Gott. Ihre Unempfindlichkeit und ihr unbekümmerter Sinn machet sie, in diesem so wichtigen Glaubens-Puncte, eben so, wie in der Materie von dem Wesen ihrer Seelen, und von den Folgen einer wahren Religion, gantz kaltsinnig, und gleichgültig. Sie läugnen diese Dinge nicht, sie gestehen sie aber auch nicht zu. Sie dencken nur nicht daran.

Es kan dergleichen Fahrläßigkeit von denen Großen in der Welt nicht so schlechterdings gesaget werden. Man findet deren gar viel Exempel, welche um diese Dinge sich bekümmert, und die Warheit derselben, wo nicht gantz und gar geläugnet, doch in Zweifel gezogen haben. Daß Kayser Anastasius dem atheismo nur allzusehr ergeben gewesen sey, kan man beym Zonara

und

und Paulo Diacono, lesen. Pabst Paulus III. da es mit ihm zum Sterben kam, und ein Geistlicher, Franciscaner Ordens, selbigen zum Tode zubereiten wolte, auch unter andern erinnerte, daß er an das ewige Leben gedencken möchte, fragte noch: Ob denn ein ewiges Leben wäre? und als der Mönch zur Antwort gab, das würden Ihro Heiligkeit sehr wohl wissen, auch darüber sich noch weiter erklärte, so versatzte er mit vielem Unwillen: Last mich zufrieden, ich will es bald sehen. Voetius disp. P. I. p. 1142.

§. XVIII.

Wenn wir gleich noch so gesund, noch so starck, noch so verständig sind, so haben wir doch von diesen Leibes- und Gemüths-Gaben nicht zu viel übrig, daß wir an andere Menschen, oder an einen geringen Eigennutz, gedencken dürften; dagegen scheinet es, ob wolten der Wohlstand, und die Gewohnheit, von uns fordern, daß wir an Gott nur alsdenn erst gedencken, wenn wir uns in einem Stande befinden, da nicht mehr, als nur etwan so viel Vernunft noch übrig ist, daß man nicht sagen dürfte, es sey gar keine Vernunft mehr da.

Unser Leben ist kurtz. Unsere Gesundheit veränderlich. Unsere Leibes- und Seelen-Kräfte sind schwach und hinfällig. Daher sollten wir billig unsere wenige Lebens-Zeit, und alle unsere Kräfte auf die Betrachtung derjenigen Dinge verwenden, an deren Kentniß und Gebrauch das allermeiste gelegen ist. Da nun Gott das allerhöchste, und aller unentbehrlichste Gut für uns Menschen ist, so solten auch vornehmlich mit Gott und göttlichen Dingen unsere Gedancken, Kräfte, Arbeiten, und Tage beschäfftiget seyn. Allein wie verkehret fangen es disfalls die mehresten Menschen an! Sie bringen

ihre Tage zu, wie ein Geschwätz. Sie lassen das Haupt-Werck fahren, und halten sich mit Neben-Wercken, ja wohl gar, mit eiteln und nichtswürdigen Dingen, auf. Sie schweiffen, mit ihren Gedancken, und Begierden, so auf der Erden, und unter denen Vergänglichkeiten herum, daß sie entweder gar keine, oder doch sehr wenige Zeit, übrig haben, an Gott, an ihre Seele, an den Tod, und an die Ewigkeit zu gedencken. Sie sind auch, bey aller dieser Fahrläßigkeit, gantz unbekümmert. Sie meynen, es seye noch Zeit genug, an jene verdrießliche Dinge zu gedencken. Wenn denn nun die Kräfte des Leibes und des Geistes hinweg, und in lauter unnützen Geschäfften verbracht sind, wenn der Tod vor der Thüre ist, und sie, so zu reden, an dem Rande der Ewigkeit stehen, so meynen sie denn, nun erfodere es der Wohlstand und Gewohnheit, daß sie endlich auch um Gott sich bekümmern. Da soll denn Gott mit denen Hefen eines kraftlosen Alters vorlieb nehmen, nachdem sie die Blüthen ihrer muntern Lebens-Jahre dem Gott dieser Welt aufgeopfert haben. Die gesammte Stärcke und Kraft des Geistes ist auf das Wesen dieser Welt verwendet worden; der wenige Ueberrest des Verstandes wird der Betrachtung und Handlung solcher Warheiten gewidmet, die eine völlige Sammlung aller nur aufzubringenden Gemüthskräfte erfoderten. Kan etwas verkehrter, als ein solches Verfahren seyn? Und so halten es die mehresten Menschen! Wer weise und klug ist, gedenckt an das einzige Nothwendige, und vergisset, mit Paulo, was dahinten ist, und strecket sich zu dem, das davorn ist. Phil. III. 13.

§. XIX.

Ein Großer glaubt, er werde sterben, und er stirbt; ein anderer Großer vergehet unvermerckt, und verliehret täglich etwas von sich selbst, ehe er gäntzlich verlöschet. Fürchterliche, aber vergebli-

che Lectiones! So merckwürdige, und so merck-lich einander entgegen laufende Umstände kommen in keine Betrachtung, und rühren niemand! Die Menschen brauchen dabey nicht mehr Aufmerck-samkeit, als etwan bey einer Blume, die verwel-cket, oder bey einem Blat, das abfället. Sie stehen nach denen ledigen Stellen, und erkundigen sich, ob, und durch wen, dieselbigen wieder erse-tzet sind?

§. XX.

Die Menschen, sind sie denn wohl ehrlich gnug, treu gnug, billig gnug, um es zu verdie-nen, daß wir unser gantzes Vertrauen auf sie se-tzen, und uns nicht dahin zu bringen, daß wir we-nigstens wünschen möchten, daß doch ein Gott wä-re, an den wir von ihren Gerichten appelliren, und zu dem wir unsere Zuflucht nehmen könten, wenn wir von ihnen verfolget oder verrathen werden?

Wir Menschen wären freylich die allerelendesten, un-ter allen Creaturen, auf dem Erdboden, wenn kein Gott seyn sollte; ja es würde, in solchem Falle, besser für uns, und zu wünschen seyn, daß wir weder Vernunft und Verstand, noch einen freyen Willen hätten, weil wir sodenn ungleich wenigern Leidenschafften, und daher rührenden Bekümmernissen, und Mühseligkeiten, un-terworfen seyn würden. Da wir nun mit so edlen Kräf-ten, als Verstand und Wille sind, begabet worden, und aber dabey Lebens-lang mit Sorge, Furcht, und Hoff-nung kämpfen müssen, auch die wahre Beruhigung, weder bey denen Menschen, noch sonst irgendwo in der Welt, finden können, vielmehr, und wenn wir solche bey der Creatur suchen wollen, nur unruhiger werden, so muß nothwendig ein höheres allerseligstes Wesen vor-handen seyn, in und bey dem wir Ruhe, Friede, und

Trost finden können und sollen, und dieses ist Gott. Der Weg zu Gott, und zur Ruhe in Gott, ist unser Heyland. Durch den haben wir Friede mit Gott, und lebendige Hoffnung zur ewigen Ruhe und Seligkeit. Wäre dieses nicht, und wenn wir auch schon, als lange wir lebten, Trost in unsern Mühseligkeiten finden sollten, so wären wir doch die elendesten von der Welt. 1 Cor. XV. 19.

§. XXI.

Ist es das Große und Hohe in der Religion, welches die starcken Geister blendet, oder verwiret, so sind sie keine starcke Geister mehr, sondern schwache Köpfe, und kleine Geister; ist es aber das niedrige, und einfältige Wesen in der Religion, das sie stutzig machet, so sind sie warhaftig recht starcke Geister, und noch weit stärcker, als die grossen so erleuchtete, so erhabene, und nichts desto weniger so gläubige Männer, die Leones, die Basilii, die Hieronymi, und Augustini.

Die christliche Religion, so wohl, als die heilige Schrift, darauf sich die christliche Religion gründet, führen beydes etwas hohes und Geheimniß-volles, als auch etwas, dem Ansehen nach, niederträchtiges, und einfältiges mit sich. Jenes, und daß die christliche Lehre Geheimnisse in sich fasset, ist mit der seligmachenden Religion eben so unzertrennlich verbunden, als unmöglich es ist, daß Gott, und göttliche Wege, von uns Menschen, völlig eingesehen, und begriffen werden können, wovon unten mit mehrerm gehandelt werden wird. Müssen wir doch, in natürlichen Dingen, Geheimnisse zugeben, weil da vieles vorkommt, das wir nicht läugnen, und gleichwohl die Art und Weise, wie es eigentlich ist und geschiehet, vollkömmlich zu entdecken nicht im Stande sind. Wie vielmehr wird ein billiges Gemüthe sich bescheiden, daß in Sachen

den unsichtbaren unendlichen Gott betreffend, viele unbegreifliche Dinge vorkommen, und nothwendig vorkommen müssen? Dieses aber, und daß dem ungeachtet, von Seiten derer, die das Evangelium zuerst verkündiget haben, sowohl an ihren Personen, als in ihrem Schrift- und mündlichem Vortrage und sonst etwas gemeines, niedriges, und einfältiges hervorleuchten will, gereichet der Sache an sich selbst zu gar keinem Nachtheil, sondern ist vielmehr ein Werck der mannigfaltigen Weisheit und Güte Gottes, weil durch solche bewundernswürdige Verbindung des Hohen mit dem Niedrigen, die Offenbahrung der Ehre Gottes, und die Beförderung der menschlichen Seligkeit, als die Absichten der geoffenbahrten Religion, am füglichsten erhalten werden konten. Beydes nun so wohl das Hohe als das Niedrige in der Religion ist, zu allen Zeiten, denen Feinden des Christenthums anstößig gewesen. Sie haben in der Religion gar keine Geheimnisse leiden wollen, und demnach etwas unmögliches verlanget, folglich hiermit gar keine Stärcke, sondern lauter Schwäche des Verstandes, an den Tag gelegt. Ist ihnen im Gegentheil in der heiligen Schrift, oder sonst in Religions-Sachen, etwas vorgekommen, das nicht nach denen Reguln ihrer irrdisch-gesinnten Welt-Klugheit und Kunst, eingerichtet gewesen, so haben sie solches verächtlich gehalten, und zur anderweiten Quelle ihres Unglaubens gemachet. So ging es schon zu Zeiten derer heiligen Apostel, da die Predigt von einem gecreutzigten Heylande, und der in ihm allein zu suchenden Seligkeit, denen blinden Heyden eine Thorheit, denen verstockten Juden aber eine Aergerniß war, der doch diejenigen, die die Sache, unter Gottes Beystand und Kraft, in eine aufmercksame Betrachtung zogen, darinnen lauter göttliche Kraft und göttliche Weisheit entdeckten. Wie denn so gar Heyden, in solchen Aussprüchen heiliger Schrift, die dem ersten Ansehen gar nichts hohes in sich haben, ein ὕψος und etwas allerdings

dings recht hohes, majestätisches, und Gott anständiges gefunden haben. Dergleichen vom Longino bekannt, welcher in denen Worten Mosis, da es heißet: Und Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht, einen recht sublimen und göttlicher Majestät höchst gemäßen Ausdruck bemercket hat. Couf. Christoph. Wollii Dissert. de eo, quod sublime est, in his Mosis verbis: γενέσθω φῶς ad Longini περὶ ὕψος. Es ist auch von dieser Mosaischen Stelle eine schöne und gründliche Anmerckung in des Herrn Probst Reinbecks Betrachtungen über die Augspurgische Confeßion, in der Vorrede zum dritten Theil p. 13. wider den Wertheimischen Bibel-Uebersetzer zu befinden.

§. XXII.

Ein Kirchen-Vater, ein Lehrer der Kirchen, was sind das für Namen! Welche Finsterniß in ihren Schrifften! Welche Trockenheit, was für eine kalte, und vielleicht was für eine scholastische Andacht! sprechen diejenigen, die sie niemahls gelesen haben. Aber wie vielmehr würden alle diejenigen, die sich von denen Kirchen-Vätern einen, von der Warheit so weit entfernten, Begriff gemachet haben, erstaunen, wenn sie sehen solten, daß in ihren Wercken mehr Verbindung und Schönheit, mehr Geschicklichkeit und Geist, mehr Reichthum und Vorrath an Ausdrückungen, mehr Stärcke im Urtheilen, und Schliessen, weit lebhaftere Vorstellungen, und viel natürlichere Annehmlichkeiten, gefunden werden, als man in denen mehresten Büchern itziger Zeit nicht bemercket, die doch mit Geschmack gelesen werden, die auch ihren Verfassern einen grossen Namen, und eiteln Ruhm, zuwege bringen. Was für ein Vergnü-

gen

gen ist es doch, die Religion zu lieben, und zu sehen, daß dieselbe Männer von so schönem Verstande, von so großem Geiste, und von so gründlichen Wissenschaften, geglaubet, behauptet, erkläret haben? vornehmlich wenn man ersiehet, daß, was die Weitläuftigkeit des Erkenntnisses, was tiefe Einsicht und Scharfsinnigkeit, was die Grund-Sätze der reinen Weltweisheit, was derselben Application und Entdeckung, was die Richtigkeit der Schlüsse, was die Würde des Vortrags, was die Schönheit der Sitten-Lehre, und der dabey eröffneten Gedancken, anbetrifft, daß, sage ich, in diesen Stücken niemand ist, den man zum Exempel mit dem heiligen Augustino vergleichen könte, als etwan Plato, und Cicero.

§. XXIII.

Der *Mensch wird lügenhaft gebohren: Die Warheit ist einfältig, aufrichtig und lauter, und er, der Mensch, verlanget Schein und Putz. Sie ist nicht sein Werck, sie kommt, so zu sagen, gantz fertig, und in aller ihrer Vollkommenheit, vom Himmel, und der Mensch liebet nur sein eigen Gemächte, das ist, Verstellung und erdichtetes Wesen. Siehe das gemeine Volck an, es erdencket, es setzet hinzu, es legt, auf eine recht grobe und närrische Weise, zur Last. Frage einmahl selbst den sonst ehrlichsten Mann, ob er denn allezeit, in seinen Reden, warhaftig ist? ob er nicht, durch Verstellungen, wozu ihn die Eitelkeit, und Leichtsinnigkeit, fast nothwendiger Weise, verleiten, ja zuweilen unvermerckt sich vergehet? ob es ihm

nicht öfters, wider Vermuthen, begegnet, daß er, um eine bessere Erzehlung zu machen, einen Umstand zu der erzehlten Sache hinzusetzet, der doch dabey nicht zu finden ist? Es trägt sich heute, und fast vor unsern Augen, etwas zu, hundert Leute, die es gesehen haben, erzehlen es auf hunderterley verschiedene Art und Weise, dieser hier, wenn man ihm zuhören solte, wird eben dieselbe Sache noch auf eine Art erzehlen, als sie noch nicht ist erzehlet worden. Ist dem also, was werde ich nun wohl denenjenigen Geschichten für einen Glauben beymessen können, die alt und viele hundert Jahr, von unsern Zeiten, entfernet sind? Was soll ich auf die besten Geschichtschreiber bauen? Was wird aus der gantzen Historie werden? Caesar, ist er mitten im Rathe ermordet worden? Ist auch jemahls ein Caesar gewesen? Was für eine Folge, sprichst du, ist dis! Was für Zweifel! Was für eine Frage! Du lachest, du achtest mich keiner Antwort würdig, und ich halte selbst, du hast recht: ich setze aber nichts destoweniger voraus; das Buch, darinnen des Cäsars gedacht wird, sey kein profanes Buch, das etwa von Menschen, die Lügner sind, verfertiget, und von ohngefehr in einer Bibliothec unter andern MSS. welche warhafte, oder ungewisse Geschichte enthalten, gefunden worden, sondern es sey dagegen von Gott eingegeben, heilig, göttlich, es habe dißfalls alle erforderliche Kennzeichen an sich, es befinde sich, seit bey nahe zwey tausend Jahren her, in einer zahlreichen Gemeinde, welche nicht zugegeben, daß man damit, währender Zeit, auch nur

die

die geringste Aenderung vorgenommen, die es vielmehr, als ein Stück der Religion, und als eine Gewissens-Sache, angesehen, solches Buch in seiner völligen Richtigkeit zu erhalten, und daß folglich eine heilige unauflösliche Verbindlichkeit vorhanden sey, alle diejenigen Geschichte für wahr zu halten, welche in diesem Buche, darinnen zugleich von dem Caesar, und seiner Regierung, geredet wird, enthalten sind, alles dis voraus gesetzt, sage mir, Lucili **, wilst du wohl noch zweifeln, ob ein Caesar gewesen sey?

* Diese gantze Vorstellung gehet wieder diejenigen, welche die Göttlichkeit der heiligen Schrift, und folglich auch die darauf gegründete Warheit der christlichen Religion, läugnen, oder wenigstens verdächtig und zweifelhaft, machen wollen. Sie sagen, alle Menschen sind Lügner, und pflegen ihren Schrift- und mündlichen Erzehlungen immerzu einige lügenhafte Umstände anzudichten. Man könne daher ihren Nachrichten niemahls einen ungezweiffelten sichern Beyfall geben, vielmehr müsse man immer in Furcht und Sorgen stehen, ob auch alles, was sie vorgeben, in der Warheit gegründet sey? Diese Sorge, Furcht, und Zweifel wären um so viel rechtmäßiger, je älter ihre Nachrichten wären. Nun hat es ja wohl mit der Menschen Unvollkommenheit allerdings seine Richtigkeit, gleichwohl geben diese allgemeine Fehler und Gebrechen der Menschen noch keinen hinlänglichen Grund hiemit an die Hand, daß man derentwegen alle ihre Erzehlungen in Zweifel, oder in einen Verdacht der Unrichtigkeit, ziehen müsse. Vielmehr, und wenn man wider die Redlichkeit eines Geschichtschreibers nichts erhebliches aufbringen kan, so ist man auch, durch eine natürliche Billigkeit, verbunden, seinen gegebenen Nachrichten Glauben beyzumessen, so daß solche unverdächtige Zeugnisse, zwar keine Ma-

thematische, doch einen solchen Grad moralischer Gewisheit erhalten, darauf man sicherlich trauen kan. Wie Ditton in Warheit die christliche Religion aus der Auferstehung Jesu Christi deutlich erwiesen hat. Anderer Gestalt würde man in den lächerlichen Irrthum des Pere Hardouin verfallen müssen, welcher, um solcher und anderer nichtigen Ursachen willen, die mehresten ältesten Geschicht-Bücher für verwerflich, ja gantz und gar für erdichtet gehalten hat. Wolte man derowegen denen Verfassern derer Bücher heiliger Schrift nur so viel Recht und Billigkeit wiederfahren lassen, als man andern Schriftstellern wiederfahren lässet, so würde man gewiß für ihre Nachrichten mehr achtung haben, und sich für die Aufnahme ihrer vorgetragenen Lehren geneigter finden lassen. Man weiß doch, und kan aus unverwerflichen Profan-Scribenten darthun, daß die Verfasser solcher heiliger Bücher warhaftig ehedem in der Welt gelebet. Man kan erweisen, daß sie keine tumme oder wahnwitzige Leute, sondern so wohl als andere Menschen, vernünftig, vorsichtig, und klug gewesen sind. Man kan sie in ihren Reden und Schriften, einer Partheylichkeit, oder Untreue, mit Bestande der Warheit, nicht beschuldigen. Vielmehr erhellet aus allen Umständen unwiedersprechlich so viel, daß sie von der Warheit dessen, was sie einstimmig bezeugen, eine ohnfehlbare Kentniß, Ueberzeugung und Gewißheit gehabt haben müssen, auch wohl nimmermehr ein so hochwichtiges, so schweres, und mit so unendlichen Gefährlichkeiten verknüpftes Werck, dergleichen die Verkündigung des Reiches Christi war, übernommen haben würden, wofern sie nur nach denen Trieben einer bloß menschlichen Klugheit hätten handeln wollen, und nicht durch eine höhere Kraft darzu erwecket worden wären. Welches alles denn in einem unpartheyischen Warheitliebenden Gemüthe allerdings eine wohlgegründete Hochachtung gegen die Zeugnisse solcher Männer zuwege bringen kan und muß. Man findet hiervon mehrere über-

aus

aus gründliche Anmerckungen in Eduard Stillingfleet Originibus Sacris L. I. Cap. IX. p. m. 538. nach der ersten teutschen Uebersetzung. Daß nun, außer dem allen, die heilige Schrift, alle nur erforderliche Eigenschaften und Kenzeichen einer göttlichen Offenbahrung habe, und daß sie also von Gott eingegeben sey, solches wird man vielleicht nirgends, so ordentlich, umständiich, und überzeigend erwiesen und ausgeführet antreffen, als in des Hamb. Herrn Pastor Frid. Wagners seligmachenden Erkentniß Gottes erstem Stück, 2te Betrachtung. ꝛc.

** Lucilius war ein alter lateinischer Satyricus, von dem man sagt, daß er, mit seiner Satyrischen Zunge und Feder, weder Gott, noch Mensch geschonet habe. Man findet seiner beym Cicerone, Horatio, und andern hin und wieder Erwehnung gethan. Es redet demnach unser Herr Auctor, unter diesen Namen, alle diejenigen an, welche Gott und Religion verlachen, die Unsterblichkeit der Seelen, und daß sie ein Geist sey, verläugnen, folglich gar nichts glauben wollen, als was sie mit ihren Sinnen des Leibes begreifen können. Es könte auch wohl seyn, daß der Auctor mit diesem Namen auf den bekannten Atheisten, den Iulium Cæsarem Vaninum zurück gesehen habe, welcher ebenfals den Namen Lucilius geführet hat, wie denn Monf. Durand desselben Leben unter dem Titul: la vie et les Sentimens de Lucilio Vanini, beschrieben hat.

§. XXIV.

Keine Musiqve ist geschickt, Gott nach Würden zu loben, und in seinem Heiligthum gehöret zu werden. Keine Philosophie redet nach Würden von Gott, von seiner Macht, von denen ursprünglichen Qvellen seiner Würckungen, und seiner Geheimnisse. Je subtiler und sinnreicher diese

Philosophie ist, desto eitler und unnützer ist selbige auch, Dinge zu erklären, welche von Seiten der Menschen nur eine richtige und redliche Vernunft erfodern, wenn sie in einer gewissen Weite erkannt werden sollen, und ausser dem weiter nicht erkläret werden können. Von Gott, von seinen Vollkommenheiten, und so zu sagen, von seinem Thun und Lassen, Grund angeben wollen, das heist weiter gehen, als die alten Weltweisen, als die Apostel, als die ersten Kirchen-Lehrer, gegangen sind; das heist lange Zeit und tief hinunter graben, ohne die Quellen der Warheit zu finden. Seit dem und so bald man die Namen der Gütigkeit, der Barmhertzigkeit, der Gerechtigkeit, und der Allmacht verlassen hat, die doch so hohe und so liebreitzende Begriffe von Gott ertheilen, man mag auch eine noch so starcke Einbildungs-Kraft besitzen und anwenden, so muß man doch trockene, unfruchtbare, leere, unverständliche Ausdrückungen einführen, man muß Gedancken annehmen, die eitel, hohl, von denen gemeinen Begriffen abweichend, oder, wenns hoch kommt, subtil und sinnreich sind, daß je nachdem man viel oder wenig Entdeckung und Einsicht von einer neuen Metaphysique erlanget, man auch immer dabey ein wenig von seiner Religion verliere.

* Wann die Philosophie eine gründliche Erkentniß der Warheit, in so ferne dieselbige aus und bey dem Lichte der gesunden Vernunft erlanget werden kan, zum Grunde, zur Absicht, und zum Inhalt hat, so ist sie allerdings etwas gutes, und eine Gabe Gottes, hat auch in andern höhern Wissenschaften, ja selbst in der

Gottes-Gelartheit, ihren guten Nutzen. Wenn sie aber in einen Mißbrauch ausschlägt, so daß sie entweder ihre gehörige Gräntzen übersteigen und dasjenige ergründen und begreiflich machen will, was doch, für uns Menschen, in diesem Leben, ein Geheimniß ist und bleibt, auch gar nicht durch die Kräfte des natürlichen Verstandes, sondern lediglich durch das Licht der göttlichen Offenbahrung, erkannt werden mag, oder wenn sie mit unnützen speculationibus, mit difficilibus nugis, mit seuchten Fragen, mit unnöthigen Wort-Streiten, und dergleichen sich aufhält, oder wohl gar die heilige Schrift, meistern, und dessen allerheiligsten Glaubens-Lehren widersprechen will, und also mehr wider, als für die Warheit ist, so machet sie sich ihres Namens, da sie eine Weltweisheit genennet wird, unwürdig, ist in so weit verwerflich, und von einem rechtschaffenen Liebhaber der Warheit und Tugend zu vermeiden. In solcher Absicht warnet Paulus, daß sich niemand durch die Philosophie verführen und berücken lasse. Col. II. 8. In solcher Absicht haben die Väter der ersten Kirche, wider die Philosophie, und derselben Anhänger, gewaltig geeifert, und sie angesehen, als wenn sie dem Christenthum gantz und gar entgegen wäre. Und so ist es auch von dem Mißbrauch der Philosophie zu verstehen, was unser Auctor dawider, sowohl überhaupt, als sonderlich in Absicht auf neue metaphysicalische Grund-Lehren vorbringet, wobey er ohnstreitig zugleich sein Absehen auf die scholastische Philosophie gerichtet hat, welche grossen Theils auf leere und trockene Speculationen hinaus läuft, und insofern mehr von Gott ab- als zu ihm hinführet.

§. XXV.

Wie weit lassen sich nicht die Menschen, durch das Interesse der Religion, treiben, von der sie doch so wenig überzeuget sind, und die sie so schlecht practiciren und üben.

Wie bey der Religion, nach dem vorhergehenden §: es nicht auf unnütze Subtilitäten ankommt, so ist es auch mit einem unverständigen Eifer nicht ausgemacht, am allerwenigsten findet Heucheley und Scheinheiligkeit statt, wie in den folgenden §§. bemercket wird.

§. XXVI.

Eben diese Religion, welche die Menschen, mit Hitze und heftigem Eifer, gegen andere Glaubens-Genossen vertheidigen, eben diese Religion, sage ich, ändern sie selbst, in ihrem Verstande, durch besondere Meynungen, sie thun hinzu, sie nehmen tausend oft wesentliche Stücke hinweg, je nachdem es ihnen gefället und gut deucht. Dem ungeachtet bleiben sie fest und unbeweglich in derjenigen Forme, die sie derselben einmahl gegeben haben. Also, mit dem gemeinen Manne zu reden, kan man von einer Nation sagen, daß sie unter einer Art des Gottesdienstes lebet, und nur eine eintzige Religion hat, aber eigentlich zu reden, so ist es gewiß, daß selbige mehrere Religionen, und fast ein jedweder seine eigene hat.

§. XXVII.

Zwo Arten von Leuten stehen an denen Höfen in Ansehen, und herrschen daselbst zu verschiedenen Zeiten Ruchlose, und Heuchler. Jene zeigen sich ohne Scheu, keck, offenbarlich, ohne Kunst, und ohne Verstellung; Diese hingegen listig, durch Kunst-Griffe, durch Verschlagenheit, sind auch tausendmahl mehr, denn jene, vom Glück eingenommen, und derentwegen bis aufs äusserste eifersüchtig. Sie wollen das Glück regieren, es al-

allein besitzen, es unter sich theilen, und andere davon ausschliessen. Würden, Aemter, ansehnliche Posten, milde Stifftungen, Pensiones, Ehren-Stellen, alles kommt ihnen, und ihnen nur allein, zu. Der Ueberrest von Menschen ist dessen unwürdig; sie können nicht begreifen, daß, ohne ihre Erlaubniß, jemand so unverschämt seyn, und dergleichen nur hoffen könne. Es finden sich eine Menge von Masqven auf einem Balle ein, haben sie die Vorhand, sie tantzen, sie lassen sich, einer nach dem andern, zum Tantze aufführen, sie tantzen noch, sie tantzen immer, sie geben niemanden aus der Versammlung die Hand, wenn er ihrer Hochachtung auch noch so würdig wäre. Man wird gantz verdrießlich darüber, man wird beynahe kranck, sie tantzen zu sehen, und gar nicht zu tantzen. Einige fangen an zu murren, die Klügsten nehmen dieser ihre Parthey, und gehen davon.

Es scheinet zwar, was in diesem und einigen andern §§. beygebracht wird, mit dem eigentlichen Vorhaben des Herrn Auctoris, die Atheisten und starcken Geister in ihrer Blösse darzustellen, so gar genau nicht überein zu kommen. Es ist aber dieses Frantzösischen Theophrasti Art also, und seinem lebhaften Geiste gemäß, daß er dergleichen nicht unangenehme Ausschweifungen und Einfälle immerzu mit einschaltet, nachdem er, durch die Sitten und Gebräuche seiner Zeit, mehr, oder weniger darzu veranlasset worden ist. Welches man, bey Lesung seiner Schrifften, wohl zu mercken hat. Herr de la Bruyere war nicht nur ein guter Philosophus, und liebte in seinem Vortrage Gründlichkeit und Ordnung; Er war auch ein guter Orator, und ließ sich nicht so genau in die Gesetze philosophischer Beweißführungen einzwängen, suchte vielmehr das vom Horatio so sehr an-

angepriesene & prodesse, & delectare, zu verbinden, das utile mit dem dulci zu mischen, und seinen Vortrag mit artigen zufälligen Gedancken angenehm zu machen.

§. XXVIII.

Es giebt zwo Gattungen von Libertins oder Frey-Geistern. Erstlich die eigentlich so genannten Frey-Geister, wenigstens diejenigen, die sich selbst für solche halten; hernach die Heuchler, oder falschen Heiligen, das ist, diejenigen, die nicht wollen für Frey-Geister gehalten seyn. Die letztern sind, in hoc genere, die besten.

§. XXIX.

Der falsche, oder der Scheinheilige, glaubt entweder nicht an Gott, oder spottet Gott nur. Wir wollen höflich von ihm sprechen, er glaubt nicht an Gott.

Der Heuchler glaubet folglich nicht nur nicht an Gott, er spottet auch Gottes, und hält ihn, mit allem seinem Thun und Lassen, für Nichts. Denn er siehet Gott in der That für einen solchen an, der, mit dem äusserlichen Scheinwercke seiner Lippen und Hände, sich wohl werde begnügen und abweisen lassen, oder der nicht einmahl wisse, wie es um sein Hertz zustehe, und ihme daher, ohne Bedencken, ein blauer Dunst für die Augen gemachet werden könne. Hiernechst braucht der Heuchler Religion und Andacht nur zum Deckmantel seiner Boßheit und List, und suchet also Gott und Menschen zu hintergehen. Das aber heist ja wohl des lieben Gottes nur spotten, und seinen heiligen Namen lästern. Daher sie auch vornehmlich unter dem Namen derer לֵצִים oder Spötter Ps. I. v. 1. begriffen sind, indem sie daselbst denen offenbahr gottlosen und muthwilligen Sündern ent-

gegen gesetzet werden. Sie sind es, die Gott, so zu reden, eine Nase drehen wollen, wie Paulus diejenigen, die sich dünken lassen, sie sind etwas, da sie doch nichts sind, und da sie andere betrügen wollen, sich selbst am meisten betrügen, eines solchen μυκτηρισμὸν gegen Gott schuldig erkläret. Gal. VI. 3. und 7.

§. XXX.

Wenn alle Religion in einer ehrerbietigen Furcht vor Gott bestehet, was soll man von denen dencken, die das Hertz haben, die Gottheit in ihrem lebhaftesten Abdrucke, welche die hohe Landes-Obrigkeit ist, zu beleidigen?

Fürchtet Gott, ehret den König, heist es 1 Petr. II. v. 17. Wer demnach Gott von Hertzen fürchtet, der wird auch den König gebührend ehren. Wer nun den König, oder überhaupt die ihm vorgesetzte Obrigkeit nicht ehret, von dem kan man auch sicher schliessen, daß er keine wahre Furcht vor Gott habe. Die ersten Christen erwiesen, auch sogar gegen die heydnische Obrigkeit, und aller von derselben erlittenen Bedruckungen ungeachtet, alle gebührende Ehre und Geduld, wurden auch darzu durch die Forderungen der Religion, die sie bekannten, auf das verbindlichste angehalten. Je ein besserer Christ jemand ist, und je mehr er, nach Anweisung des Christenthums, Gott fürchtet, desto besser wird er auch die Pflicht eines getreuen Unterthanen erfüllen.

§. XXXI.

Wenn man uns versicherte, * die solenne Gesandtschaft von Siam wäre in dieser geheimen Absicht geschehen, um den allerchristlichsten König dahin zu erwecken, daß derselbe das Christenthum fahren lassen, und denen Talapoins oder heydnischen Priestern, freyen Eingang in sein Königreich

verstatten möchte. Diese wären sodann in unsere Häuser eingedrungen, um, vermittelst ihrer Bücher und gehaltenen Unterredungen, unsern Weibern, unsern Kindern, und uns selbst, ihre Religion, und von derselben eine Ueberzeugung, beyzubringen. Sie hätten, mitten in denen Städten, Pagoden, oder heydnische Tempel, aufgerichtet, und allerley Götzen-Bilder, zur Anbetung, dahinein gesetzet; was, meynen wir, mit was für Gespötte, und mit was für seltzamer Verachtung, würden wir nicht dergleichen abgeschmackte Dinge anhören? ** Unterdessen thun wir eine Reise von 6000. Meil Weges zu Wasser, in der Meynung, die Indianer, die Königreiche von Siam, China, und Japan zu bekehren, das ist, allen diesen Völckern, im Ernst, einen solchen Vortrag zu thun, der ihnen überaus thöricht und lächerlich vorkommen muß. Nichts destoweniger leiden sie unsere Geistlichen und Priester, sie hören sie iezuweilen mit an, lassen sie ihre Kirchen aufbauen, und ihr Mißions-Werck verrichten. Was verursachet diese verschiedene Würckung bey ihnen und bey uns, solte es nicht die Stärcke der Warheit seyn?

* Es wird hiermit, nach Anweisung des zu Ende beygefügten Schlüssels, auf diejenige Siamische Ambassade gesehen, welche anno 1680. nach Franckreich kommen ist.

** Es scheinet, als ob unser Auctor nicht zum besten auf das Mißions-Werck zu sprechen gewesen wäre. Man kan solches auch aus einer andern Anmerckung ersehen, die er in Tom. III. unter dem Articul, vom Predigtstuhl, angebracht hat. Wenn man auch die von Zeit zu Zeit heraus kommende Nachrichten, sotha-

nes Mißions-Geschäffte betreffend, ansiehet, und lieset, wie geringe die Anzahl derer sey, die der Predigt des Evangelii Gehör geben, und vom Heydenthum zum christlichen Glauben übertreten, so dürfte man beynahe auf die Gedancken kommen, als ob es entweder an einer hierzu erforderlichen besondern göttlichen Vocation, oder denen Missionariis, an denen benöthigten Eigenschaften und Gaben, ermangeln müsse. Unser Herr Auctor erfodert disfalls, in der angeführten Stelle, die Salbung, christliche Einfalt, einen besondern heiligen Eifer, und andere Apostolische Gaben. Man findet auch in des seligen Anton Willhelm Böhmens erbaulichen Schriften P. II. gleich anfangs eine besondere Rede, von der Eigenschaft eines Missionarii. Solten diese benöthigte Eigenschaften bey denen heutigen Heyden-Lehren gefunden werden, so wäre es allerdings zu verwundern, daß keine reichere Erndte auf ihre Bemühungen erfolgte. Vielleicht möchten hier die Worte des Jesuiten Croiset in gewisser Maaße statt finden: douze personnes choisies de Dieu, animees de son esprit, & d' un veritable zele pour le salus des ames, ont converti autre fois tout l' univers; & combien croit on aujour d' hui que douze mille predicateurs (Missionaires) qui se sont destinez a cet employ, convertissent d' ames. das ist: Zwölf Personen, welche von Gott auserkohren, und mit seinem Geiste, auch einem rechtschaffenem Eyfer, beseelet gewesen sind, haben ehedem die gantze Welt bekehret. Wie viele Seelen, meynet man, daß heutiges Tages zwölf tausend Prediger (Missionarii) die sich dieser Amts-Verrichtung gewidmet haben, bekehren? Gleichwie aber, dem ungeachtet, der Antrag christlicher Lehre jeder Zeit, auch noch itzo bey denen heydnischen Indianern eher und mehr Gehör findet, als der Antrag des heydnischen Aberglaubens, bey uns Christen, finden würde; so ist dieses ein Beweiß, daß die Warheit auf Seiten der christlichen Religion sey, und daß solche christliche Warheit

heit ihre Kraft, auch mitten in der Finsterniß, erweise. Welches der Schluß von denen Gedancken des Herrn Auctoris in diesem §. ist. Obgleich diese heilige Warheit anfänglich ebenfalls denen Ungläubigen thöricht und lächerlich vorzukommen pfleget, wie solches Schicksal die heilige Apostel selbst, bey ihren Predigten, erfahren haben, so gar, daß sie als μωρολόγοι, als Lotterbuben und Wäscher angesehen wurden.

§. XXXII.

Es ist nicht eine Sache für allerley Leute, daß sie eine Fahne, oder ein öffentliches Zeichen der Mildthätigkeit aufrichten, und alle Armen aus einer Stadt vor ihrer Thüre versammlet sehen können, die daselbst ihren Theil Allmosen empfangen. Wer ist aber wohl, deme nicht geheimere Anliegen bekannt seyn solten, denen er abzuhelfen sich unterziehen kan, es geschehe nun unmittelbar, und durch würckliche Hülfe, oder wenigstens durch seine Vermittelung? Gleichergestalt ist es nicht allen gegeben, daß sie die Cantzel besteigen, und von dar, als Mißionairs, oder als Catecheten, das heilige Wort Gottes vortragen können; Allein wer hat nicht mannigmahl einen wüsten Menschen bey der Hand, den er bekehren, und durch einen sanftmüthigen und eindringenden Umgang, zum Gehorsam bringen kan? Wenn man in seinem gantzen Leben auch nur eines einigen Menschen Apostel wäre, so würde man nicht umsonst auf der Erden, noch derselben eine unnütze Last, gewesen seyn.

§. XXXIII.

Es sind zwo Welten. Die eine, darinnen man kurtze Zeit verweilet, und aus welcher man

ge=

gehen muß, ohne jemahls in dieselbe wieder zurück zu kommen; Die andere, in welche man bald eingehen muß, ohne jemahls aus derselben wieder heraus zu treten. Gunst, Ansehen, Freunde, ein großer Name, großes Vermögen, sind dienlich für die erstere Welt; Alle diese Dinge gering zu schätzen und zu verläugnen, ist dienlich für die andere Welt. Es kommt darauf an, was man von beyden wehlet!

§. XXXIV.

Wer ein Jahr gelebet hat, hat hundert Jahr gelebet. Eben die Sonne, eben die Erde, eben die Welt, eben die Empfindungen, kommen wieder. Nichts ist dem heutigen Tage gleicher, als der morgende. So gar solte man eine Neugierigkeit bekommen, zu sterben, das ist, nicht mehr ein Cörper, sondern lauter Geist zu seyn. Gleichwohl ist der Mensch, mit so vieler Ungedult er auch sonst auf neue Dinge wartet, dennoch bey diesem eintzigen Puncte, gantz unbekümmert und gar nicht neugierig. Ob er schon voller Unruhe zur Welt geboiren, auch mit der Zeit aller Dinge überdrüßig wird, so wird er doch des Lebens nicht überdrüßig, ja er solte es vielleicht gar wohl zufrieden seyn, daß er ewig in der Welt lebte. Das, was er von dem Tode siehet und empfindet, rühret ihn viel gewaltiger, als das, was er von dem Tode weis und glaubet. Die Kranckheit, der Schmertz, die Leiche, die Vorstellung seiner entseelten Gebeine, machen die Erkenntniß von einer andern Welt in ihm eckelhaft und schwach. Soll er wieder auf

den rechten Weg gebracht werden, so ist der gantze Ernst, und die gantze Stärcke der Religion darzu nöthig.

Curiosität ist mehr ein Laster, als eine Tugend, zumahl, wenn dieselbe, wie es gemeiniglich zu geschehen pfleget, auf nichtswürdige Dinge gerichtet ist, wenigstens mag die Begierde eines Christen, dasjenige, was nach dem Tode mit ihme vorgehen wird, zu wissen, und zu erfahren, nicht füglich mit diesem Namen benennet werden. Wenn nun der Herr Auctor verlanget, daß man curieux seyn solle zu sterben, um die Beschaffenheit desjenigen Zustandes zu erfahren, da man nicht mehr mit einem Leibe umgeben, sondern, der Seelen nach, allein bestehen und leben wird; so ist dis gar nicht dahin gemeynt, als ob man von dem Zustande der Seele nach dem Tode nichts zuverläßiges wisse, wie man gemeiniglich nur in und nach solchen Dingen curieux zu seyn pfleget, davon man entweder gar nichts, oder nichts rechts weis. Er will nur so viel haben, daß man in Sachen, unsern Tod, und die Folgen unsers Todes, betreffend, aufmercksam und bekümmert seyn solle, ja daß man, in Betracht der Nichtigkeit aller Dinge in der Welt, von Hertzen wünschen möchte, aus dem Wesen dieser Welt, da uns noch immer einerley vorkommt, heraus, und in den Stand gesetzet zu werden, da die von der Sinnlichkeit befreyete Gedancken der Seelen mit gantz andern Dingen beschäfftiget seyn werden. Denn wenn sonst ein Christ, mit Paulo, begehret aufgelöset zu seyn, Phil. I. 23. so ist solche christliche Sterbens-Lust gar keine Curiosität, sondern eine überzeigende Gewißheit von dem, was er nach dem Tode zu gewarten und zu erfahren hat. Wobey man sich aber auch dessen bescheiden wird, daß, bey aller unserer Kentniß von dem Zustande nach dem Tode, wir doch eigentlich nicht sagen können, wie es mit dem Erkentniß und andern Handlungen unserer Seele, hergehen werde, wann dieselbe nicht mehr mit

dem

dem Leibe vereiniget seyn, und nicht mehr, vermittelst der Sinne des Leibes, wie hier in der Welt, Empfindungen, Vorstellungen, Gedancken, Neigungen, und Begierden haben wird. Wolte nun jemand das Verlangen, zu wissen, wie es in unserer Seele zugehen werde, wann wir entkleidet, und außer dem Leibe wallen werden, eine Curiosität nennen, so wird er auch dieselbe von denen dieser Art des Verlangens sonst anklebenden Unreinigkeiten zu saubern wissen.

§. XXXV.

Wenn Gott die Wahl gegeben hätte, entweder zu sterben, oder immer zu leben, und wenn man sodenn aufs genaueste in Erwegung gezogen hätte, was es sagen wolle, sowohl des Armuths, der Unterthänigkeit, des Verdrusses, der Kranckheiten gar kein Ende zu sehen, als Reichthum, Ehre, Vergnügen, und Gesundheit mit keinem andern Erfolg suchen und besitzen, als daß man sehe, wie diese Dinge einer unvermeidlichen Veränderung unterworfen sind, auch wohl, durch die Abwechselung der Zeiten, in die entgegen gesetzte widrige Schicksale verkehret werden, und man also nur ein Spiel des Glücks und Unglücks sey; so wird man nicht recht wissen, wozu man sich entschliessen soll. Doch die Natur setzet uns ausser allem Zweifel, und benimmt uns die verdrüßliche Unentschließigkeit bey der Wahl. Ja der Tod, den sie uns nothwendig machet, wird noch darzu, durch die Religion, versüsset.

§. XXXVI.

Wäre meine Religion * falsch, so gestehe ich gar gern, daß dieses ein Fallstrick wäre, der nimmer-

mermehr besser hätte ersonnen, und geleget werden können. Es wäre gantz unvermeidlich, demselben zu entgehen, und nicht darinnen gefangen zu werden. Was für Majestät, was für eine ** Hoheit der Geheimnisse! Welch ein Aufeinanderfolg, welch eine Ketten-förmige Verbindung aller ihrer Lehr-Sätze! Was für eine erhabene Vernunft: Was für *** Aufrichtigkeit! Was für ein reiner und unschuldiger Lebens-Wandel! Was für unüberwindliche Hertzbewegende Stärcke in denenjenigen Zeugnissen für die Warheit dieser Religion, welche nach und nach, und drey gantze Jahrhundert hindurch Millionen solcher Leute abgeleget haben, welche die klügsten und friedfertigsten von der Welt gewesen, und die bey der Meynung und dem Bekenntnisse einer und eben derselben Warheit, mitten im Exilio, in Ketten und Banden, ja selbst in dem Angesichte derer äussersten Todes-Martern standhaft verblieben sind! Nimm einmahl die Historie zur Hand, schlage nach, gehe bis auf den Anfang der Welt, bis auf den ersten Anblick ihrer Geburth zurück, wird auch wohl zu irgend einer Zeit etwas, das dem gleich komme, gefunden werden? Gott selbst, konte er wohl jemahls etwas besseres antreffen, mich zu verführen? Wo soll ich durch-und entkommen? Wo soll ich hingehen, wohin soll ich mich wenden, ich will nicht sagen etwas bessers, sondern nur so etwas zu finden, das dem nahe komme? Soll es verlohren seyn, so will ich dadurch verlohren gehen. Es kommt mir leidlicher vor, schlechterdings zu läugnen, daß ein Gott ist, als denselben, unter einer solchen

scheinbaren und recht vollkommenen Betrügerey zuzugestehen. Jedoch ich habe um Gott mich gründlich erkundiget, und denselben gefunden, es ist ohnmöglich, daß ich ein Atheist seyn kan. Ich werde also in meine Religion zurück, und gleichsam wieder hinein geführet. Die Sache ist ausgemacht. Dabey bleibt es.

* Die christliche Religion mag entweder nach ihrer innern Gestalt, das ist, nach ihrem gantzen Lehr-Begriff, oder nach denen äuserlichen Umständen, unter welchen sie angerichtet, fortgepflantzet, und bis hieher erhalten worden, betrachtet werden, so ist sie durchgängig von solcher Beschaffenheit, daß derjenige, der mit Vernunft, Unpartheylichkeit, Billigkeit, Klugheit, und Vorsichtigkeit handeln will, dieselbe ohnmöglich verwerfen kan, sondern als Warheit, und als eine Sache, die den höchsten Grad einer moralischen Gewißheit hat, annehmen muß. Dahingegen derjenige, der sie verwirft, gantz unverständig handelt, und gar keinen hinlänglichen Grund seines Widerspruchs anführen kan. Wann nun das Christenthum diesen Vortheil vor sich hat, daß je vernünftiger und behutsamer jemand dasselbe untersuchet, er auch desto geneigter zu desselben Auf- und Annahme sich finden lassen müsse; so muß diese Religion entweder von Gott ihren Ursprung haben, oder sie muß von solchen Leuten ersonnen und vorgetragen worden seyn, die alle andere Menschen am Verstande, Klugheit, Verschlagenheit, Kunst und List übertroffen haben, daß sie im Stande gewesen, ein Religions-Systema auf die Bahn zu bringen, dadurch auch die allervernünftigsten und gescheutesten Köpfe haben hinters Licht geführet werden können. Nun sehe man doch einmahl diejenigen Männer an, welche die christliche Lehre zuerst verkündiget und in Schrifften verfasset haben, so wird man augenscheinlich finden, daß sie gar nicht die Leute gewesen, die ein solch vermeyn-

tes Geheimniß der Boßheit hätten sollen erdencken und hervorbringen können, oder auch nur erdencken und hervorbringen wollen. Man hat von dieser Leute Umständen gnugsame Nachrichten. Man weis, weß Herkommens, weß Standes, und von was für einer Lebensart sie gewesen. Es war nichts weniger, als dieses ihr Werck, daß sie hätten auf Mittel und Wege dencken sollen, wie sie die Welt mit falschen Erzehlungen, und darauf gegründeten Lehr-Sätzen, hintergehen, und sich dadurch eine Ehre, oder ein Vergnügen, oder sonst einen Vortheil zuwege bringen möchten. Wo findet man, daß sie in ein Cabinet sich verschlossen, da mit einander über solches Werck zu Rathe gegangen, und sodenn mit ihren Erfindungen, und gemachten Hirn-Gespensten, ans Tageslicht gekommen wären? Sie traten aus dem Fischer-Kahn auf die Cantzel, sie gingen aus ihren armseligen Hütten in die Versammlungen derer ansehnlichsten, gelehrtesten und verständigsten Männer. Sie trugen, ohne alle weltliche Beredsamkeit und Kunst, ihre Lehren vor. Sie trenneten sich, und lehrten an verschiedenen weit voneinander entlegenen Orten, und doch waren sie allemahl, im Grunde, und der Hauptsache nach, eines Sinnes, und einer Meynung. Sie entdeckten frey und offenhertzig ihre eigne, und ihrer Mit-Arbeiter Fehler. Kan wohl bey diesen und vielen andern dergleichen Umständen, auch nur die allergeringste Muthmassung übrig bleiben, daß sie ihre vorgetragene Lehren selbst erdichtet, und als künstlich eingerichtete Fallstricke denen Menschen vorgeleget haben solten? Was den Apostel Paulum anbelanget, so war er freylich wohl ein Mann, der in der Welt, und in Büchern, sich umgesehen hatte, auch Gelehrsamkeit und Wissenschaft, vor denen übrigen, besaß. So dürfte denn vielleicht ein Deist den Einwurf machen, daß dieser Apostel Geist und Lebhaftigkeit gnug besessen hätte, ein dergleichen Religions-Gebäude anzugeben und aufzuführen, wodurch die Augen derer Zuschauer eingenommen, und gleichsam bezaubert worden wä-

wären. Allein so groß auch immer dieses Mannes natürlicher Verstand und Witz gewesen seyn mag, so ist doch auch bekannt, daß er in der Religion seines Volckes erzogen, und der strengsten Secte in derselben mit solchem Eifer beygethan gewesen, daß er, in Verfolgung des Namens Christi, lieber alle Vernunft und natürliche Gerechtigkeit bey Seite setzen, als von seinen einmahl eingesogenen Vorurtheilen und Meynungen abgehen wollen. Daß er also an Neuerungen in Gottesdienstlichen Sachen gar keinen Gefallen getragen hat, und wohl nimmermehr sein Judenthum verlassen haben würde, wenn nicht ein höheres Licht ihme die Augen geöffnet, und nicht eine höhere Hand von seinen blinden vorgefaßten Urtheilen abgezogen hätte. Man kan also von denen ersten Lehrern des Christenthums mit keiner Warscheinlichkeit argwöhnen, daß sie, bey ihrer Lehre, mit Argliſt und Betrügerey umgegangen wären. So wird man auch, wie unser Herr Auctor gar wohl anmercket, in keiner Zeit-Geschichte, von Anfang der Welt her, ein einziges Exempel finden, daß Leute, wenn sie auch die allergeschicktesten Köpfe gewesen wären, jemahls ein Systema, aus ihrem Gehirn, entsponnen, und damit bey vernünftigen Leuten so vielen und so langwierigen dauerhaften Beyfall gefunden hätten. Vielmehr lassen sich Exempel gnug im Gegentheil aufweisen. Man betrachte nur den Muhamedischen Aberglauben. Es ist bekannt, daß Mahomed die verschlagensten Köpfe aus allen zu seiner Zeit üblichen Religionen zusammen genommen, und mit ihnen an einer neuen Religions-Forme gearbeitet habe. Und was kam denn endlich aus ihren betrügerischen Unternehmungen heraus? anders nichts, als ein Lehr-Begriff, der denen unartigen Neigungen des menschlichen Hertzens schmeichelte, und eben dadurch gar bald Eingang fand, zumahl, da zu solcher Zeit allenthalben eine grosse Unwissenheit herrschete, und noch dazu eine grausame Gewalt hinter diejenigen her war, welche die neue Lehre nicht annehmen wolten. Ist denn aber die Reli-

gion des Mahomeds so beschaffen, daß eine gesunde Vernunft dabey einen Geschmack finden könne? Ich meyne, nichts weniger! Es braucht nur eine mäßige Einsicht in die natürliche Warheiten, um den darinn befindlichen Zusammenhang von groben Irrthümern und andern ungeräumten Dingen zu entdecken. Und so ist es mit alle dem beschaffen, was, in Religions-Sachen, Menschen Kunst und Witz anfähet. Wir machen daher den sichern Schluß, daß, weil die allervorsichtigste Vernunft, wider die Lehren der christlichen Religion, mit Recht und Billigkeit, nichts vorbringen kan, vielmehr in dieselbigen eingehen muß, wenn sie nicht zur Unvernunft werden will, daß, sag ich, solche Lehren ohnmöglich eine Erfindung müßiger Köpfe seyn können. Gesetzt auch, die Apostel hätten dergleichen hochwichtiges Werck, durch die Kräffte ihres Verstandes, ausgerichtet, so würden sie gewiß, auf der andern Seite, einen eben so großen Unverstand bewiesen haben, daß sie mit einer solchen Lehre hervorgerückt, von der sie, auch bey einer nur mittelmäßigen Einsicht, ohnfehlbar vorher sehen konnten, daß derselben Vortrag ihnen, vor der Welt, zu lauter Schande, Verfolgung, und äussersten Todes-Marter, hinausschlagen werde, wie solches auch in der That erfolget ist. Gewiß, wer die Welt mit einem Gedichte hintergehen will, der pflegt die Sachen nach Möglichkeit so einzufädeln, daß er dabey, in Ansehung seiner Ehre, am allerwenigsten aber seines Leibes und Lebens halber, nicht zu kurtz kommen möge. Es bleibt demnach dabey, die Apostolischen Lehren sind nicht Menschen- sondern Gottes Werck. Ja! wir wollen noch den Fall setzen, es wäre diese unsere christliche Religion eine menschliche Erfindung, so könte doch Gott uns nimmermehr es zur Last legen, oder derentwegen verdammen, daß wir diese Art des Gottesdienstes für wahr halten und annehmen, nachdem er zugegeben hat, daß dieselbe mit so vielen unwidersprechlichen Gründen und Kennzeichen der Warheit und Gewißheit ausgerüstet ist, auch noch überdis dieselbe

mit

mit unläugbaren Wunderwercken bestätigen lassen, es wäre denn, daß Gott sich selbst, das ist, seine unwandelbare Heiligkeit und Warheit, läugnen, oder auch die Natur unserer Seelen, vermöge welcher wir für wahr halten, und halten müssen, was unserm Verstande mit gnugsamer Evidentz und Gründlichkeit, als wahr, einleuchtet, aufheben wolte, welches aber eine schlechterdings unmögliche Sache ist.

** Diese majestätische Hoheit zeiget sich sowohl in denen Geheimniß-vollen Grund-Lehren des christlichen Glaubens, als auch in der Verfassung der heiligen Schrifft, aus welcher allenthalben eine majestätische Niedrigkeit, und eine heruntergelassene Hoheit hervorleuchtet, wovon man Aegidii Hunnii unvergleichliches Buch de Majestate Scripturæ S. lesen kan. Zwar haben auch die Heyden in ihrer Religion Geheimnisse vorgegeben; allein solche angebliche Geheimnisse gereichten weder der Gottheit zur Ehre, noch denen Menschen zum Heyl und Frommen. Die Geheimnisse unserer allein seligmachenden Religion verherrlichen das Wesen und die hohen Eigenschaften Gottes, und haben in das Werck unserer Seligkeit und Gottseligkeit den kräftigsten Einfluß, daß sie mit Recht Geheimnisse der Gottseligkeit heissen, da die vorgegebene Geheimnisse des Heydenthums nur Geheimnisse der Boßheit, und Betrügerey waren.

*** Diese Aufrichtigkeit und Unschuld des Lebens fand sich vornemlich, und zwar in der höchsten Vollkommenheit, bey Jesu, dem Anfänger und Vollender unsers christlichen Glaubens. Sie fand sich auch bey denen Aposteln in einem solchen Maasse, dessen ein Mensch, nach denen von Gott verliehenen Natur- und Gnaden-Kräften, fähig seyn kan. Eusebius, in seiner Kirchen-Historie, beschreibet sie als Leute, die τὸν βίον ἄκρως κεκαθαρμένοι, καὶ ἀρετῇ πάσῃ τὰς ψυχὰς κεκοσμημένοι, die in ihrem Lebens-Wandel ausnehmend rein, und an ihren See-

len mit allen Tugenden ausgezieret und geschmückt gewesen. Wolte man das Zeugniß heiliger Schrifft und christlicher Lehrer nicht gelten lassen, so kan uns das Stillschweigen ihrer abgesagtesten Feinde, statt eines unverwerflichen Zeugnisses, dienen, als welche sie zwar mit denen empfindlichsten Schmäh-Worten belegen, aber niemahls einiger Verbrechen, mit Bestande der Warheit, überführen können. Plinius, in dem bekannten 97sten Briefe des 10ten Buches, wuste denen Christen seiner Zeit weiter nichts Schuld zu geben, als daß sie hartnäckigt bey ihren Glaubens-Meynungen verblieben, und zur Verehrung Christi, den sie als Gott anbeteten, noch vor Tage, heimliche Zusammenkünfte hielten. Da denn kein Zweifel ist, dieser Bythinische Landpfleger werde sich, nach dem Befehl des Kayfers, um der Bekenner christlichen Namens Leben und Wandel aufs genaueste erkundiget, auch, im Fall er einige ausnehmende Laster an ihnen entdecket hätte, mit vielen Umständen angezeiget haben. Dieses fromme und tugendhafte Wesen, diese Treue und Redlichkeit, welche die Apostel in allen ihren Erzehlungen, in ihrer Lehre, Leben und Wandel, an den Tag geleget, giebt nun einen nicht geringen Beweisthum für die Warheit der Religion ab, die sie gelehret, und, unter denen allerhärtesten Bedruckungen, mit freudigen Muth und unerschrockener Standhaftigkeit, bezeuget, ja recht williglich mit ihrem Blute versiegelt haben.

§. XXXVII.

Die Religion ist entweder wahr, oder falsch. Ist sie falsch, und nur ein erdichtetes Wesen, so kommt es darauf an, ob man die 60. Jahr für verlohren schätzen will, die ein frommer Mensch, ein Gottesfürchtiger Closter-Bruder, ein stiller Einsiedler, in und mit Uebung solcher Religion zugebracht hat; weiter verlieren diese Leute nichts.

Ist

Ist sie aber richtig, und in der Warheit selbst gegründet, so ist dieses für einen lasterhaften Menschen ein erschreckliches Unglück. Das bloße Bild von denen Strafen und Plagen, die sich ein solcher Mensch zurichtet, setzet meine Vorstellungs-Kraft in Verwirrung. Meine Gedancken sind viel zu schwach, dieselben zu begreifen, und die Worte viel zu leichte, sie auszudrucken. Gewiß, wenn auch in der Welt weniger Gewißheit für die Warheit der Religion vorhanden wäre, als in der That nicht ist, so wäre doch für den Menschen keine bessere Parthie, als die Tugend.

Die christliche Religion verheißt ihren treuen Liebhabern, nicht allein in dieser Welt, viele große Vortheile, sondern auch nach dem Tode eine ewige Glückseligkeit, deren sie nach Leib und Seele geniessen sollen. Sie drohet aber auch ihren Feinden und Verächtern ewige Strafen und Plagen, und daß solche beydes den Leib als die Seele treffen werden. Ist nun diese Religion göttlichen Ursprunges und wahr, so wird denen, die nach denen Forderungen des christlichen Gottesdienstes glauben, leben, leiden, und sterben, alles dis versprochene Heyl und Wohl ohnfehlbar zu theil werden, und verliehren sie dabey weiter nichts, als daß sie in einer Zeit von 60, 70, oder 80 Jahren, als lange sie nemlich hier in der Welt leben, denen fleischlichen Lüsten und Begierden ihres Hertzens Einhalt thun, und sich in denen Schrancken eines frommen, tugendhaften, stillen und geduldigen Lebens-Wandels halten. Doch diese Eingezogenheit ist auch nicht einmahl kein Verlust oder Schade, sondern vielmehr ein großer Gewinst und Segen zu nennen. Denn die Uebung der christlichen Glaubens- und Lebens-Pflichten setzet den Menschen in eine wahre Zufriedenheit des Gemüthes, sie bewahret ihn für viele Laster, wodurch er ungesund, arm, und

sonst unglücklich werden kan, sie machet ihn, im Trübsal und Widerwärtigkeit geduldig, und lässet ihn sonst viele andere heylsame Früchte eines stillen Lebens-Wandels geniessen, daß wenn auch die Verheißungen seiner Religion, betreffend den seligen Zustand in der Ewigkeit, nicht erfüllet werden solten, er dennoch von seiner Frömmigkeit und Tugend, Zeit seines Lebens, einen grossen Vortheil, nimmermehr aber einigen wahren Schaden, oder Unglück haben wird. Denn die Tugend belohnet sich selbst von wegen der mannigfaltigen guten Folgen, die derselben Ausübung, natürlicher Weise, nach sich ziehet, und über ihre Liebhaber bringet, wie der Poet spricht: Ipsa quidem virtus sibimet pulcherrima merces; welches die heilige Schrift selbst bekräftiget: Es ist ein großer Gewinn, auch noch in dieser Welt, wer gottselig ist. 1 Tim. VI. 6. Wie übel stehet es nun dagegen um einen lasterhaften Menschen, der die Religion verwirft, und nur die fleischlichen Lüste seines Hertzens zur Richtschnur seines Thuns und Lassens stellet? Ist die Religion, die er verachtet, in der Warheit gegründet, so werden auch gewißlich alle die Strafen und Plagen über ihn kommen, welche denen angedrohet sind, die nicht gehorsam gewesen dem heiligen Evangelio. Kan aber wohl ein größerer Unverstand seyn, als ein kurtzes Wolleben erwehlen, und darüber Gefahr einer ewigen Unseligkeit laufen? Und solchen Unverstand beweisen alle diejenigen, die es für ein Werck eines starcken Verstandes halten, wenn sie die Religion, mit ihren Verheißungen, und Bedrohungen, spotten können. Gesetzt aber auch, es wäre die gantze Religion falsch, und also, nach dem zeitlichen Ableben, weder etwas gutes zu hoffen, noch etwas übels zu befürchten: So ist doch der Religions-Verächter derentwegen noch nicht glücklich zu nennen; wenn er von allen Banden der Gottesfurcht sich loß machet, allen sündlichen Lüsten, und Affecten seines Hertzens den Zügel lässet, und eigenen Gefallens lebet. Dadurch befördert er nichts weniger, als

als seinen Wohlstand in der der Welt. Sein Gemüth ist immer unruhig und stürmisch. Sein Leib wird vor der Zeit, durch das wilde und wüste Leben, entkräftet und schwach. Er stürtzet sich, durch eignes Verschulden, in tausend Verdrießlichkeiten. Er weis sich, zur Zeit der Noth, auf keine gewierige Art zu fassen, nicht zu gedencken, daß er der Unruhe eines bösen Gewissens doch nicht entgehen kan, wenn er auch noch so gewissenloß und sicher dahin lebt. Kurtz, ein lasterhaftes Leben kan ohnmöglich einen Menschen glücklich machen, es straft sich selbst ab, von wegen der mannigfaltigen übeln Folgen, die es mit und nach sich führet. Es ist, wie in der Völlerey und Trunckenheit, so überhaupt in allen Lastern, lauter ἀσωτία, heylloses Wesen, Eph. V. 18. und der Gottlose hat keinen Frieden. Ipsum pœna sibi vitium, & certissima mulcta. Daher ist nun ein Religions-Spötter auf allen Seiten übel dran. Im Gegentheil gehet der, der Gott fürchtet, und seiner Religion würdig wandelt, am sichersten. Er verlieret dabey nicht nur nichts, er gewinnet auch sehr viel. Diese Sicherheit des Frommen vor einem Gottlosen haben selbst iezuweilen Atheisten erkannt, und dadurch wider sich selbst Zeugniß gegeben. Der selige Herr D. Spener führet diesfals ein merckwürdiges Exempel in seiner Uebereinstimmung mit der Augspurgischen Confeßion, aus eigner Erfahrung, an. „Ein Exempel eines Atheisten, „spricht er, ist mir aus eigner Erfahrung bekannt. Dieser war ein sehr gelehrter Jurist und Politicus, von „stattlichem Ingenio und Studiis, er hatte aber auch „die heilige Schrift und unsere Bücher also gelesen, daß „er es vielen Theologis zuvor that, und die Controversias vortrefflich verstund, daß er als eines jungen Herrns Hofmeister in Ungarn seyende einmahl in „einer Disputation so stattlich opponirte, daß ihme, wo „ers verlangte, eine geistliche Stelle offeriret wurde. „Indessen war er ein purer Atheus theoreticus, „wie er gegen mich, mit dem er vertraulich umging,

„so oft bekannte, daß er wohl endlich ein ens primum,
„das aber um andere sich wenig bekümmerte, gestunde,
„die gantze Bibel aber für Fabel-Werck achtete, auch
„da ihm alles, was aus der Vernunft und Schrift der-
„gleichen Leuten entgegen gehalten werden kan, vor-
„stellete, solches zu elidiren wuste, der Schrift aber
„immer spottete, mich auch für einfältig hielte, daß ich
„dergleichen absurde Dinge, welche die christliche Reli-
„gion vorgäbe, glauben könnte. Jedoch bekannte er da-
„bey elend zu seyn, und hielte diejenigen für glücklich, die,
„ob wohl irrig, etwas glaubten; daher er mich versi-
„cherte, wenn er heyrathen und Kinder haben würde, daß
„solche, was in seinem Hertzen wäre, (denn äusserlich
„hielt er sich zu unserer Kirche, in welcher er erzogen
„war) nimmer erfahren solten, sondern sie möchten bey
„der gemeinen Einbildung bleiben, da man sich noch
„einen betrogenen Trost machen könnte, welches noch
„glücklicher wäre, als gar nichts vom Troste haben ꝛc.
Von dergleichen Exempeln führet auch der Gottselige Scriver in seinem Seelen-Schatze eines und das andere an. Ob nun aber gleich dieses Argumentum a tuto der Warheit christlicher Religion überaus wohl zu statten kommt, und ein wahrer Christ, sowohl des Gegenwärtigen als des Zukünftigen halber, allerdings besser dran ist, als ein anderer, der das Christenthum verlässet, und das fleischlichgesinnte Welt-Wesen lieb gewinnet; so ist doch diese Art der Sicherheit noch nicht der rechte Grund unseres Glaubens. Es ist ja nicht gnug, daß man wisse, man habe bey seinem Glauben nichts übels zu befahren, und könne es getrost darauf ankommen lassen, es lauffe auch, im Ausgange hinaus, wo, und wie es immer wolle. Denn bey aller solcher Sicherheit fehle es doch an einer gründlichen Erkentniß, die zum wahren Glauben unumgänglich erfordert wird. Man muß ja wissen, was und warum man glaube und hoffe, folglich im Stande sey, hinlänglichen Grund zu geben von der Hoffnung, und von dem Glauben, die

in uns ist. Wer nicht, mit Paulo sagen kan: Ich weis, an welchen ich glaube, und bin gewiß, 2 Tim. I. 12. der kan auch niemahls, in Noth und Tod, recht getrosten Muths seyn, wie es doch der heilige Apostel bey seiner Glaubens-Gewißheit war. 2 Cor. XII. 10. Wohin die schöne Disputation des Herrn Abt Moßheims: De vi argumenti, quod a tuto ducitur, gehöret.

§. XXXVIII.

Ich weis nicht, ob diejenigen, die das Hertz haben, zu läugnen, daß ein Gott sey, es auch wohl werth sind, daß man sich die Mühe gebe, ihnen solches zu erweisen, und daß man ihnen mit mehrerer Ernsthaftigkeit begegne, als in diesem Capitel geschehen ist. Die Unwissenheit, welche ihr Haupt-Character ist, setzet sie ausser Stand, auch die deutlichsten Grund-Sätze, und die bündigsten Beweisthümer zu verstehen. Unterdessen bin ich es nichts desto weniger gar wohl zufrieden, daß sie das, was ich anitzo schreiben will, lesen mögen, nur daß sie nicht etwan auf die Gedancken kommen, als ob dis alles wäre, was man über eine so große Warheit sagen könte.

Nachdem der Herr Auctor bißher gezeiget, wie unvernünftig und ungeräumt alle diejenigen handeln, die weder Gott, noch Gottesdienst zugeben wollen; so hat er schon hierdurch erwiesen, daß das Gegentheil, von dieser unvernünftigen und höchst absurden Meynung, wahr und demnach ein Gott, folglich auch eine Religion, seyn müsse. Er läst es aber dabey nicht bewenden, sondern führet auch nunmehro einen umständlichen Beweis für die Existentz Gottes, thut auch diß nach seiner gewohnten Art, mit eben so vieler Gründlichkeit, als sinnreichen Artigkeit.

§. XXXIX.

Es sind viertzig Jahr,* da ich noch nicht war, und da in mir auch kein Vermögen war, daß ich jemahls hätte seyn können, so wie es nicht von mir herrühret, daß, da ich einmahl bin, ich nicht mehr seyn solte. Ich habe demnach angefangen, und ich fahre auch fort zu seyn durch etwas, das ausser mir ist, welches besser und mächtiger ist, als ich bin; Wenn dieses ** Etwas nicht Gott ist, so sage man mir, was es ist?

* Herr de la Bruyere hat sich zwar, mit seinen Gedancken, an keine gewisse philosophische Lehr-Verfassung gebunden, wie aus seinen Schrifften durchgängig zu ersehen ist. Doch kan man auch so viel mercken, daß er, in vielen Stücken, denen Lehrsätzen des Cartesius beygethan gewesen. Wie nun dieser zum Anfangs-Grunde seines Lehrgebäudes den Satz: Ich dencke, darum bin ich, geleget hat, so fänget auch unser Herr Auctor seinen Beweiß der Existentz Gottes von und mit der Betrachtung unserer Existentz, an. Und das muß auch gantz wohl angehen. Denn überhaupt muß das natürliche Erkentniß Gottes, aus dem Erkentniß der sichtbaren Welt, hergeleitet werden. Der Apostel bezeiget solches ausdrücklich, daß Gottes unsichtbahres Wesen aus denen Dingen der Welt, die in die Sinne fallen, ersehen werde. Rom. I. 20. Solchemnach muß die Welt nicht nur überhaupt, und in so fern sie als ein Gantzes betrachtet wird, sondern auch ein jedweder Theil derselben so beschaffen seyn, daß man, aus desselben Betrachtung, zum Erkentnisse Gottes gelangen könne. Da nun auch der Mensch mit zur Welt gehöret, so muß auch der Mensch etwas, in und an sich haben, daraus man sicherlich auf die Existentz Gottes, und desselben unsichtbares Wesen, schliessen kan. Ja des Menschen Natur und Wesen muß hierzu

um so viel desto stärckere Beweisthümer hergeben können, da derselbe, unter allen sichtbahren Dingen, das edelste, und nach Anzeige Göttlicher Offenbahrung, nach dem Bilde Gottes, gemachet worden ist. Das erste, was der Mensch von sich bemercket und mit Ueberzeugung empfindet, ist dieses, daß er existiret und würcklich da ist. Daß er aber existiret und da ist, ingleichen, daß sein Wesen auf diese, und nicht auf eine andere Art beschaffen ist, darzu findet er in und an sich keine Ursache, keinen gnugsamen Grund. Es muß demnach diese Ursache, dieser Grund, ausser ihm, gefunden werden. Alle andere ausser ihm befindliche sichtbare Dinge sind von geringerer Vollkommenheit, als er ist, so sind sie auch alle mit einander in ihrem Wesen, eben so wohl als er selbst, auf eine gewisse Art determiniret und eingeschräncket, und muß daher die Ursache und der Grund solcher ihrer determinirten Einschräncknngen, ebenfalls ausser ihnen allen, zu suchen und zu finden seyn, folglich kan die Ursache und der Grund, daß der Mensch existiret, und daß er eines solchen, und keines andern Wesens ist, in denen ausser ihm befindlichen sichtbaren Dingen schlechterdings nicht angetroffen werden. Dasjenige also, welches die Ursache ist, warum die gantze sichtbare Welt sowohl, als der Mensch insonderheit existiret und da ist, ist Gott. Man sage nicht, daß dieser Schluß zu geschwinde, und mit einem allzujählingen Sprung, gemachet werde. Man sage nicht: es habe ja der Mensch sein Leben, Wesen und Seyn von seinen Eltern, und diese das ihrige wiederum von ihren Eltern, und so könne man bis in undenckliche Zeiten fort und zurück gehen, folglich sey ja Ursache und Grund vorhanden, warum der Mensch existiret, und warum er ein solches und kein anderes Wesen, besitzet. Ich antworte: Diese vermeynte Ursache, und dieser vermeynte gnugsame Grund wird hier gantz vergeblich angegeben. Denn wenn wir auch auf unendliche Zeiten also zurück gehen könnten und wollten, so bekommt ja dadurch das

menschliche Wesen gar keine andere Beschaffenheit. Der Mensch, der, gesetzten Falls, vor Millionen Jahren existiret hat, ist doch nur ein Mensch, das ist, ein auf gewisse Weise determinirtes eingeschränckstes Wesen, das aus Leib und Seele bestehet, gewesen, der daher unmöglich, in und von sich selbst, die Ursach und den Grund seiner Existentz, und seines Wesens, hat haben können. Es ist also gleichviel, ob ich mich, der ich itzo lebe, oder einen Menschen, der unendlich viel Jahre vor mir gelebet hat, mir zu betrachten vorstelle. Ich finde in einem so wenig, als in dem andern, die wahre gnugsame Ursache, woher es komme, daß er da ist, oder da gewesen ist, und warum es mit ihm eben diese, und keine andere wesentliche Beschaffenheit habe, oder gehabt habe. Der Mensch, als lange er ein Mensch ist und bleibet, muß, wie unser Herr Auctor mit Recht schliesset, ein principium sui, ausser sich, und dieses principium, keines weiter ausser sich, haben. Und das ist Gott. Man siehet hieraus gar deutlich, daß gedachter Herr Auctor die Contingentz des Menschen, oder dieses, daß der Mensch seyn, und auch nicht seyn, daß es diese und auch eine andere Bewandniß mit ihm haben könne, zum Grunde seines Schlusses auf die Existentz Gottes, als eines schlechterdings nothwendigen, und in und für sich selbst bestehenden, Wesens, geleget hat. Diese Contingentz findet sich bey der gantzen sichtbaren Welt, und kan daher von der gantzen Welt sowohl, als von dem geringsten Theilgen derselben, ja von dem verächtlichsten Gräßlein, mit richtigem Grunde, auf das Daseyn Gottes, geschlossen werden. Wie denn diß Argument, von der Zufälligkeit der Welt hergenommen, eines derer stärcksten Haupt-Gründe ist, wodurch die Existentz eines allerhöchsten, und im höchsten Grade vollkommenen Wesens erwiesen werden kan und muß. Dieses Argument findet darum statt, und muß auch statt finden, weil, nothwendiger Weise, eine Ursach vorhanden seyn muß, warum Dinge, die sowohl seyn, als nicht seyn, auch an-

ders

ders seyn könnten, gleichwohl da, und auf eine gewisse bestimmte Weise, da sind. Man hat dieses in denen neuern Zeiten das principium rationis sufficientis, oder den Satz des zureichenden Grundes genennet. Der Herr von Leibnitz hat sich desselben, vor andern, in Führung des Beweises, daß ein Gott sey, gebrauchet. Theodic. P. I. §. 7. p. m. 114. Hätte der Herr von Leibnitz dieses angezogene Buch nicht Frantzösisch geschrieben, da er dasjenige, wodurch etwas zur Existentz gebracht und in seinem Wesen determiniret wird, nach dem Genio dieser Sprache, nicht wohl füglicher, als durch raison, und raison determinante oder suffisante, ausdrucken können; so dürfte dieses uralte, und selbst in dem Grund-Satze des Widerspruchs liegende principium vielleicht unter einem andern Namen fortgeführet worden seyn. Denn ich glaube sicherlich, der Herr Regierungs-Rath Wolff seye viel zu bescheiden, als daß er sich, oder den Herrn von Leibnitz für den Erfinder dieses a contingentia mundi hergenommenen Arguments, und des damit verbundenen principii rationis sufficientis, halten solte. Der Herr von Leibnitz, wenn er dieses Haupt-Grundes unseres Erkenntnisses, und Vernunftmäßigen Schliessens, gedencket, so redet er von demselben sowohl, als von dem principio contradictionis, nicht anders, als von einer solchen Sache, die längstens bekannt sey, und in gar keinen Zweifel gezogen werde, sondern nur gebührend beobachtet werden müsse. Wer wollte denn läugnen, daß nicht zu allen Zeiten geschickte Welt-Weisen und Gottesgelehrten gefunden worden, welche die Existentz Gottes auf eine bündige und überzeugende Art, aus Vernunfts-Gründen, erwiesen haben. Alle diese, wenn sie den wohlbekannten triplicem viam cognoscendi Deum gegangen sind, und unter andern ab effectu ad causſam geschlossen haben, alle diese, sage ich, haben die Contingentz der Welt, mithin auch das principium rationis sufficientis, obgleich nicht mit eben den Worten, doch der Sache

nach, zum Grunde gelegt. Ob man zwar hierbey nicht läugnen wird, daß man bißher diesen Beweis-Grund nicht in ein größeres Licht gesetzet haben solte. Jedoch will ich auch, bey dem Beschluß dieses Capitels, eine merckwürdige lateinische Deduction anhängen, welche ehedem ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit und Gottseligkeit, nemlich der selige Herr D. Philipp Jacob Spener, an einen damahls ebenfalls gelehrten und frommen Prediger in Augspurg, Herrn Theophilum Spizelium, communiciret, und darinnen die Warheit, daß ein Gott sey, aus keinem andern Grunde, als der Zufälligkeit der Welt, und dem principio rationis sufficientis, fast mit eben diesen Ausdrückungen, hergeleitet hat. Solchergestalt kan die Contingentz der Welt so wenig, als dieser Satz des zureichenden Grundes, geläugnet, oder nur zweifelhaft gelassen werden, wenn man nicht das argumentum ab effectu ad causſam, oder ab opere ad opificem aller seiner Kraft berauben, und denen Atheisten, sie mögen Fatalisten, oder Atomisten seyn, gewonnen Spiel geben will.

** Es klinget freylich ein wenig verächtlich, und göttlicher Majestät nicht so gar anständig, wenn der große Gott in diesen und andern dergleichen Schluß-Reden, unter einem Etwas, benennet wird. Man dencke aber nur nach, ob man wohl auf einen andern Ausdruck kommen könne, und kommen werde, wenn man seinen Schluß recht förmlich und scharf einrichten will? Inzwischen kan dieses der unendlichen Hoheit und Vollkommenheit Gottes gar nicht nachtheilig seyn, wenn man dieses große Etwas nachhero, in seiner Größe und Herrlichkeit, vorstellig machet.

§. XL.

Vielleicht verhält sich die Sache also, daß ich, der ich existire, anders nicht existire, als durch die Kraft einer allgemeinen Natur, welche immerdar, und

und bis auf unendliche Zeiten zurück, also beschaffen gewesen ist, als wir sie vor uns sehen. Allein diese allgemeine Natur ist entweder lauter Geist, und so ist es Gott, oder sie ist Materie, und so kan sie folglich meinen Geist nicht erschaffen haben, oder sie ist etwas aus Materie und Geist zusammen gesetztes, und so würde ich das, was in dieser allgemeinen Natur Geist ist, Gott nennen.

In diesem und den folgenden §. §. beantwortet der Herr Auctor die Einwürfe, die man wider seinen Beweiß vorbringen möchte, und welche in der That von denen Atheisten darwieder vorgebracht werden. Man beruffet sich vornehmlich auf eine so genannte allgemeine Natur, welche alles, was göttlich ist und heißet, in sich fassen, ja Gott selbst seyn soll. Diese soll die alleinige Substantz, und außer derselben keine weiter seyn; alle übrige Dinge, die man sonst Geschöpfe oder endliche Substantzen zu nennen pfleget, sollen Theile, oder Arten, oder Modificationes von dieser allgemeinen Natur und Substantz seyn. Daß dieses Spinozæ Grund-Irrthum gewesen, ist bekannt. Man kan aber auch mit Bestand der Warheit sagen, daß, dem Grunde nach, die mehresten, wo nicht alle heydnische Völcker und Weltweisen, ehedem in diesem Irrthum gestecket haben. Was die Stoicos anbetrifft, so ist solches eine ausgemachte Sache. Ihr allgemeiner Satz war: Θεὸν διηκέναι δ' ὅλα τὰ κόσμα. Antoninus, der doch noch einer derer feinsten Stoischen Weltweisen gewesen, nennet Gott bald δύναμιν ἐπὶ τῶν ὑποφύσεως συνεχομένων ἔνδον ἔσαν καὶ παραμένουσαν, bald τὸ νοερὸν πάντα περιέχον, bald, τὴν τῶν ὅλων φύσιν. Seneca schreibt ausdrücklich: Totum hoc, quo continemur, & unum est, & Deus est. Epist. 92. Cf. Buddei Introductio ad Philosophiam Stoicam ex mente sententiaque M. Aurel. Antonini Imp. Sect. III. de Deo

p. m. 33. seqq. welche der Anno 1729 in Leipzig herausgekommenen Edition vom gedachten Antonini Buche τῶν εἰς ἑαυτὸν angehänget ist. Ja diese irrige Meynung von einer solchen allgemeinen Natur war nicht nur bey denen Welt-Weisen in Griechenland zu finden, sondern auch schon bey denen Egyptiern, von denen ohnedis die meiste Wissenschaft zu denen Griechen gekommen ist, bekannt, und durchgängig angenommen. Jurieu in seiner Histoire Critique des Dogmes & des Cultes &c. P. III. Cap. VII. p. 52. seqq. weis mit vielen Gründen anzuführen, daß unter dem Namen und Bilde Isis, der Egyptischen Göttin, nicht sowohl die Sonne, noch weniger der Mond, oder ein anderes Stück der sichtbaren Welt, sondern die allgemeine Natur, verehrt und angebetet worden sey. L' Isis des Egyptiens, sagt er, n' etoit dans le fond, que la Nature Universelle, principe de toute chose, & que l' on a fait infinie, aussi bien qu' eternelle, ce qui revient a l' erreur des nos Spinosistes, & des autres Athees. Et ceci me fait conjectures, que les Egyptiens, dans le fond de leurs Mysteres, ne connoissoint autre Dieu, que le Monde & la Nature universelle. C' est cela meme, que les Mendesiens d' Egypte adoroint sous le nom de PAN, qui signifie l' Univers. Er vermeynet, sogar in dem Namen dieser Göttin selbst einigen Grund zu finden, indem Isis nichts anders als ein Hebräisches zusammengesetztes Wort sey, und so viel sagen wolle, als ישהיא Jeschhi, ipsa est, sie ist es selbst, oder das Wort יש gedoppelt genommen, welches denn eben so viel bedeute, und etwas von dem wahren Namen des großen Jehovah sey, Exod. III. 14. Apoc. I. 4. Er deutet dahin die Benennungen, da diese Göttin die Ueberschrifft: φύσις παναίολος, die allgemeine Natur, ingleichen κεντρόφορος, die ihren Sitz in dem Mittel-Punct der Welt, als ihrem vornehmsten Theile habe, geführet hat. Zeiget auch endlich, daß bey andern Völckern unter denen Namen der Ceres, Vesta, Cybele

bele eben sowohl, als unter dem Namen der Isis bey denen Egyptiern, die allgemeine Natur gemeynet sey ꝛc.

§. XL.

Vielleicht ist auch das, so ich meinen Geist nenne, anders nichts, denn ein Stückgen Materie, welches durch die Kraft einer allgemeinen Natur existiret, die ebenfalls Materie ist, die jederzeit so, wie wir sie sehen, gewesen ist, und die auch jederzeit also seyn wird, und die doch gar nicht Gott ist. Allein man muß mir doch wenigstens dieses zugestehen, daß das, was ich meinen Geist, oder meine Seele, nenne, es mag endlich seyn, was es wolle, dennoch etwas, das da dencket, oder ein denckendes Wesen, und wenn dieses nun Materie ist, es nothwendig eine solche Materie, die da dencket, oder eine denckende Materie sey. Denn man wird mich nimmermehr überreden, daß, indem ich diesen Beweis führe, oder diesen Vernunfts-Schluß mache, in mir gar nichts Denckendes vorhanden sey. Wenn nun dieses etwas, das in mir sich befindet und dencket, sein Wesen, und die Erhaltung seines Wesens einer allgemeinen Natur zu dancken hat, die allezeit gewesen ist, und die auch allezeit seyn wird, und daß es solchemnach dieselbe als seine ursprüngliche Ursache anzusehen habe; so folget unwidersprechlich, daß diese allgemeine Natur entweder dencke, oder so etwas seye, das noch edler, und noch vollkommener ist, als dasjenige, so da dencket, und wenn nun diese also beschaffene allgemeine Natur Materie ist, so muß man noch weiter schliessen, daß ei-

ne allgemeine Materie dencke, oder etwas edlers und vollkommners sey, als dasjenige, das da dencket.

Der Herr Auctor hat im vorhergehenden §. gesetzet, daß, wenn die von denen Atheisten vorgegebene allgemeine Natur nichts als Materie seyn solte, dieselbe ohnmöglich unsern Geist, oder das in uns befindliche denckende Wesen könte hervorgebracht haben. Da er nun solcher Gestalt voraussetzet, daß in uns eine vernünftige, von aller Materie unterschiedene, Seele anzutreffen sey, und aber solches von denen Atheisten geläugnet wird, so ist er in diesem und denen folgenden §§. bemühet, diesen atheistischen Einwurf zu widerlegen. Die Sache verhält sich kürtzlich also. Der Atheist läugnet, daß in dem Menschen ein eigentlich so genannter Geist oder eine von aller Materie abgesonderte, mit Verstand und Willen begabte, Substantz gefunden werde. Was wir Gedancken nennen, und als Kräfte und Würckungen eines solchen immateriellen Wesens ansehen, hält er bloßerdings für Kräfte und Würckungen einer, im Gehirne, und denen Nerven, befindlichen subtilen Materie. Es ist demnach dasjenige, was wir einen Geist, oder eine vernünftige Seele nennen, solcher Meynung nach, anders nichts, als Materie. So irrig und abgeschmackt nun dieses Vorgeben derer Atheisten ist, wie im folgenden erwiesen wird, so können sie doch von dem Wesen der Seele nicht anders dencken und reden, wenn sie in ihr Systema nicht eine Lehre einnehmen wollen, wodurch das gantze Gebäude ihres Lehr-Begriffs umgestoßen werden würde. Denn wenn sie im Menschen ein principium immateriale, mithin einen sogleich nur endlichen und in seinen Kräften eingeschränckten Geist, zugestehen wolten, so würden sie die Möglichkeit, ja die würckliche Existentz eines schlechterdings unendlichen allervollkommensten Geistes, welcher Gott ist, gar bald zugestehen müssen. So würden sie auch

der Seelen Unsterblichkeit nicht läugnen können, weil dasjenige, das immateriel und einfach ist, auch nicht zerstöhret und aufgelöset werden kan. Nicht weniger würde folgen, daß diese unsere, nach dem Verfall des Leibes, überbleibende Seele, beydes einer Belohnung, als einer Strafe fähig sey. Weil nun aber diese und dergleichen Lehren mit dem Atheismo schlechterdings nicht bestehen können, so findet sich der Atheist genöthiget, die Immaterialität der Seelen auf alle Art und Weise zu bestreiten, und demnach alle Empfindungen, Gedancken, Ueberlegungen, Urtheile, Vernunft-Schlüsse, Begierden, Neigungen, Entschlüssungen, kurtz, alles das, was man Kräfte und Geschäffte der Seelen zu nennen pfleget, für lauter Materie, und für Kräfte und Würckungen der Materie, auszugeben. Daher bereits Epicurus die Seele ein Systema ἐξ ἀτόμων λειοτάτων καὶ σφογγυλοτάτων, das ist, ein solches Wesen genennet hat, das aus lauter glatten, runden, und überaus subtilen Theilgen zusammen gesetzet sey, wie Diogenes Laertius in seinem Leben angeführet hat. Dergleichen Spuhren einer bloß materiellen Seele trifft man auch beym Lucretio hin und wieder an, welcher daher alle Erkenntniß der Warheit von einem cörperlichen Eindruck in die Sinne herleitet. Was die Sache selbst anbelanget, so kommt es darauf an, ob aus dem Wesen und aus der Natur der Materie, in so weit sie Materie ist und bleibet, dasjenige hervorgebracht werden könne, was eine Empfindung, ein Gedancke, eine Ueberlegung, ein Schluß, eine willkührliche freye Wahl in uns ist und heißet? Daß diese und dergleichen Dinge in uns vorgehen, daß wir nemlich empfinden, gedencken, überlegen, schlüssen, begehren, verabscheuen, wollen und nicht wollen, ist außer allen Streit, und muß selbst von dem gröbsten Atheisten zugestanden werden. Daß aber diese in uns bemerckte Veränderungen ohnmöglich von der Materie herkommen können, lässet sich am besten verstehen, wenn man nur erweget, was das Wesen

der Materie sey. Die Materie ist etwas zusammengesetztes. Sie kan daher zertheilet und getrennet werden, sie kan auch daher verschiedene Figuren bekommen. Was die Bewegung anbetrifft, ist dieselbe der Materie wesentlich nicht eigen. Sie ist vielmehr an, und für sich etwas leidendes, und die Bewegung dabey etwas zufälliges. Wie denn selbst die in der Natur vorkommende und in der Erfahrung gegründete Gesetze der Bewegung etwas zufälliges sind, und weder aus dem Wesen der Cörper, noch aus denen ersten Grund-Warheiten, als schlechterdings nothwendige Folgen, hergeleitet werden können. Daher man auch durch die Betrachtung solcher Bewegungs-Gesetze auf die Existentz Gottes, der dieselben beliebet und fest gesetzet hat, gantz unbetrüglich geführet wird. Wenn nun, durch die Materie etwas hervorgebracht, oder gewürckt werden soll, so kan solches nicht anders, als durch derselben in Bewegung gesetzte Theile geschehen. Ja nachdem diese bewegte Theile groß oder klein sind, diese, oder eine andere Figur, oder auch Lage haben, in dieser, oder einer andern Direction und Richtung stehen, nach dem werden auch die daher entstehende Veränderungen, oder Würckungen beschaffen seyn. Es mögen aber dieselbigen endlich beschaffen seyn, wie sie immer wollen, so können sie doch nichts anders, als ebenfalls etwas materielles oder cörperliches, folglich so etwas seyn, das nach der Länge, Breite, und Tiefe abgemessen werden kan. Nun stelle man sich doch alle nur mögliche Veränderungen vor, welche durch die Materie, und derselben verschiedene Bewegung, verursachet werden können, und sehe zu, ob wohl jemahls eine solche Veränderung heraus kommen wird, dergleichen die Gedancken unsers Hertzens sind. Ich meyne nicht. Die Gedancken in sich sind allemahl etwas abstractes, und uncörperliches, obgleich die Sache, wovon und worüber man den Gedancken hat, materiel und ein Cörper seyn können. Wir haben unwidersprechlich

aus

aus der Erfahrung, daß, indem wir gedencken und urtheilen, wir uns thätig erzeigen, und gleichsam auf dasjenige, worüber wir dencken und urtheilen, los würcken. Sollte nun solcher Gedancke und solch Urtheil des Verstandes ein Werck subtiler in Bewegung stehender materialischer Theilgen seyn, so würden sich diese Theilgen thätig erzeigen, indem sie einen gewissen Gedancken, oder eine gewisse Vorstellung hervor brächten, sie würden aber auch zu gleicher Zeit sich leidender Weise verhalten, und in sich selbst wiederum zurück gehen, indem ja der also gewürckte Gedancke bey der vorgestellten Sache bestehen bleibt, und im Ueberlegen und Urtheilen gleichsam in dieselbige hinein dringet. Hält der Gedancke über etwas an, wie wir denn eine geraume Zeit bey einer Sache mit unsern Gedancken bestehen bleiben können, so müsten alsdenn die kleinen Theilgen dieser flüßigen Materie, als die würckenden Ursachen des Gedanckens, ebenfalls anhalten, und stehen bleiben, wodurch denn der Gedancke selbst sich verlieren müste, weil eine in Ruhe liegende Materie nichts würcken, am allerwenigsten so etwas lebhaftes würcken könnte, als der Gedancke in uns ist; die Gedancken aber bey uns allemahl um so viel lebhafter und schärffer zu seyn pflegen, je ruhiger es in unserm Leibe zugehet. Man erwege auch dieses. Wenn wir dencken, das ist, wenn wir empfinden, überlegen, erkennen, urtheilen, schlüssen, oder etwas wollen oder nicht wollen, so findet sich, bey solchem Dencken, ein verschiedenes Bewustseyn. Wir sind uns unser selbst bewust, und erkennen deutlich, daß dieser Gedancke in uns sich befindet, wir sind uns der Sache bewust, darauf der Gedancke gerichtet ist, und erkennen, daß dieselbe etwas von uns unterschiedenes sey, daher wir sie uns auch, als ausser uns, vorstellen, wir sind uns endlich auch dessen bewust, daß unser Gedancke nicht die Sache selbst ist, sondern beydes von der Sache, als von uns selbst etwas unterschiedenes sey. Dieses mannigfaltige Bewustseyn, und diese mannigfal-

tige bey einem eintzigen Gedancken vorkommende Reflexiones können ohnmöglich aus denen Bewegungen der Materie, wenn sie auch so subtil seyn solte, als nur immer möglich ist, erzeiget werden. Wie nun die eigentlichen so genannten Gedancken, und andere Würckungen des Verstandes, die Natur und Kraft der Materie schlechterdings übersteigen; so könnte auch nicht einmahl die Erinnerung und Gedächtniß bey uns statt finden, wenn es bey uns auf weiter nichts, als auf die Bewegungen einer subtilen Materie, ankommen sollte. Wir erinnern uns derjenigen Dinge, die wir vor 20 Jahren gehöret, gesehen, oder sonst empfunden, oder in Gedancken gehabt haben. Wir sind uns auch dessen, mit einer Ueberzeugung, bewust, daß diese Gedancken ehedem in uns gewesen sind. Wenn nun kein Gedancke in uns etwas anders seyn soll, als eine gewisse Art der Bewegung und Veränderung, die mit der Materie, und derselben subtilesten Theilgen vorgehet, so muß entweder diejenige Materie in eben der Grösse, Figur, Lage, Direction und übrigen Beschaffenheit ihrer Theilgen annoch in unserm Gehirne vorhanden seyn, welche und wie sie vor 20 Jahren vorhanden war, da wir das erste mahl diese Empfindung, oder diesen Gedancken hatten; oder es muß eine andere, jedoch der erstern vollkommen gleiche, und in vollkommen gleicher Bewegung stehende Materie hervor kommen, anderer Gestalt keine Erinnerung, noch Gedächtniß, statt haben könnte. Beydes ist eine unmögliche und daher ungeräumte Sache. Das erstere anbelangend, so weis man, daß unser Cörper in einer beständigen Ausdünstung stehet, und daß auch, bey denen allersubtilesten Nerven-Säften, ein beständiger Ab- und Zugang ist, solcher Gestalt, daß diejenigen Säfte, die vor 20. Jahren in denen Gefässen unsers Leibes vorhanden gewesen sind, anitzo nicht mehr, am allerwenigsten abey in der Ordnung, vorhanden, sondern immerzu andere an deren Stelle gekommen sind. Folglich kan diejenige Materie ohnmöglich mehr da seyn,

wel-

welche vor 20 Jahren diesen und diesen Gedancken mit ihrer Bewegung hervor gebracht hat, und da dieselbe auch nicht wieder zurück kommen kan, so wäre es auch unmöglich, daß das damahlige Bild, oder der damahlige Gedancke wiederum in uns hervor kommen könnte, welches aber gleichwohl geschiehet, und derentwegen anderswo, als in denen Bewegungen der Materie, nemlich in der immateriellen Kraft der Seelen, seinen Grund haben muß. Woraus man zugleich ersehen kan, daß des Cartesii vorgegebene tramites nervorum einen gar schlechten Grund vor sich haben. Was das letztere anbetrifft, und daß man sagen möchte, es könnte wohl eine andere subtile Materie von eben der Art und vollkömmlich gleichen Beschaffenheit, als die vor 20 Jahren war, zuwege, und dadurch der ehemahlige Gedancke wiederum hervorgebracht werden, so ist dieses darum nicht möglich, weil die Sache, welche ehedem einen Eindruck in die sinnlichen Gliedmaßen unsers Leibes gemachet, und die subtile Nerven-Materie in eine gewisse Bewegung gesetzet, auch solcher Gestalt einen gewissen Gedancken hervor gebracht hat, nicht mehr zugegen ist, folglich auch die damahlige Art des Eindrucks, der Bewegung, und des Gedanckens, nicht wieder verursachet werden kan. Nicht zu gedencken, daß wenn es mit dem sogenannten principio indiscernibilium, nach welchem in der Welt nicht zwey oder mehrere Dinge gefunden werden, die einander vollkömmlich und in allen Stücken gleich sind, seine Richtigkeit haben solte, daß, sage ich, es sodenn auch unmöglich seyn würde, daß eine gewisse flüssige Materie in eben der Ordnung, Grösse, Figur, Lage, und übriger Beschaffenheit ihrer Theilgen entstehen solte, wie sie bereits vorher da gewesen ist. Solchemnach und wenn in uns keine Veränderung vorgehet, noch vorgehen kan, als welche aus denen Bewegungen der Materie entstehet, so findet auch keine Reminiscenz bey uns statt. Und da nun diese, nebst vielen andern, noch viel edlern Kräften, uns gleichwohl beywohnet, so ist

der Schluß richtig, daß der Grund von alle dem nicht in der Materie, sondern in einem immateriellen, mit Verstand und Willen begabten Wesen, zu suchen und zu finden sey, welches die mit dem Leibe vereinigte vernünftige Seele ist. Nimmt man dieses alles, und was unser Herr Auctor im folgenden noch weiter ausführet, zusammen, so erhellet klärlich, daß es eine Grundfalsche, und wider alle Vernunft und Erfahrung streitende Meynung sey, wenn man das in uns befindliche denckende Wesen zu einer bloßen Materie, und einer aus der Materie herrührenden Würckung, machen will. Der Herr Abt Mosheim fragt daher mit allem Recht: „Was „ist unvernünftiger, als zu sagen, daß ein Stück todter „Materie, wenns mit den Zähnen zermalmet, und durch „die Verdauung des Magens in Blut verwandelt wor„den, dadurch geschickt werde, ordentlich zu dencken, „vernünftig zu urtheilen, Warheit und Irrthum zu prü„fen? Ist was lächerlicher, als zu glauben, ein Stück „Erde bekomme Vernunft und Weisheit, wenns durch „etliche Gefässe unsers Leibes gehe? Und das ist doch „die scharfsinnige Erfindung, die den Spöttern, welche „die Unsterblichkeit der Seelen verlachen, gefällt. P. II. Heiliger Reden, 4te Rede von der elenden Thorheit der Religions-Spötter p. 175. Diejenigen, welche dafür halten, daß Gott, nach seiner Allmacht, ja wohl der Materie die Kraft zu dencken beylegen könne, reden beynahe diesen Religions-Spöttern das Wort, und setzen die Immaterialität, mithin auch die Unsterblichkeit der Seelen, nicht wenig in Gefahr. Gottes unumschränckte Macht und Gewalt leidet gar keinen Abbruch, wenn man schon sagt, daß dieselbe der Materie, oder einem Cörper, die Kraft zu dencken nicht beylegen könne, wie man denn auch solches sagen muß. Denn das Wesen der Materie bestehet eben darinnen, daß sie gar nicht etwas thätiges, sondern etwas leidendes, gar nichts einfaches, sondern etwas zusammengesetztes, mithin gar kein Geist, oder etwas denckendes sey, auch schlechterdings nicht seyn kön-

könne, wenn sie nicht ihr gantzes Wesen verlieren, oder aufhören soll, dasjenige zu seyn, was sie ist. Da nun das Wesen der Dinge unveränderlich ist, und aber es eine wesentliche Eigenschaft der Materie ist, daß sie nicht dencke, auch nicht dencken könne, so ist eine denckende Materie eben das, was ein eisern Holtz, oder ein höltzern Eisen ist, das ist, etwas schlechterdings unmögliches. Wer sich die Materie als denckend einbildet, der verändert ihr Wesen, oder hat so etwas in seinen Gedancken, das zwar Materie ist, aber in der Vereinigung mit einem denckenden Wesen stehet, und so hat nicht die Materie, sondern dasjenige, was mit ihr verbunden ist, die Kraft zu dencken.

§. XLI.

Ich gehe weiter, und sage, diese Materie, so, wie man sie nur itzt voraus gesetzet hat, wo sie anders nicht eine bloße Chimäre, sondern etwas reelles seyn soll, kan auch nicht gantz und gar, in Ansehung unserer Sinnen, unempfindlich, oder so beschaffen seyn, daß sie von unsern Sinnen, oder einem derselben, nicht solte begriffen werden können. Und wenn dieselbe sich nicht von selbst zu erkennen giebt, so erkennet man sie wenigstens in der verschiedenen Zusammenfügung ihrer Theilgen, wodurch die Cörper, und in denen Cörpern der mannigfaltige Unterschied entstehet. Sie machet demnach selbst alle diese verschiedene Cörper aus. Und wie sie nun, gesetzten Falls, eine solche Materie ist, die da dencket, oder die noch besser, als etwas denckendes ist, so folget von selbst, daß sie, wenigstens in und nach einigen solcher Cörper, und, durch eine nothwendige Folge, in und nach allen diesen Cörpern, eben dergleichen sey, das ist, daß

sie

sie in denen Steinen, in denen Metallen, in denen Wassern, in der Erde, in mir selbst, der ich nichts, als ein Cörper bin, ja in allen übrigen Theilen, daraus sie bestehet, gedencken müste. So habe ich nun der zusammengebrachten Menge dieser so irrdischen, so groben, so cörperlichen Theile, die zusammen genommen die allgemeine Materie, oder diese sichtbare Welt sind, solchen Dingen, sage ich, habe ich nun dieses etwas, so in mir ist, so da denckend ist, und so ich meine Seele nenne, zu dancken. Das ist absurd, und etwas höchst ungereimtes.

§. XLII.

Wenn im Gegentheil diese allgemeine Natur, sie mag auch seyn, was sie will, weder alle diese Cörper überhaupt, noch einen dieser Cörper ausmachet, so folget daher, daß sie gar nicht Materie ist, noch durch irgend einen Sinn empfunden werden kan. Wenn sie nun gleichwohl etwas denckendes, oder wenn sie noch vollkommener, als etwas denckendes ist; so schliesse ich noch weiter, daß sie Geist, oder ein noch besseres, und noch vollkommeneres Wesen, als ein Geist, ist. Wann nun endlich sonst nichts, als diese allgemeine Natur, übrig ist, wohin das in mir befindliche denckende Wesen, das ich meine Seele nenne, sich wenden könne, um seine erste Grund-Ursache und ursprüngliche Qvelle anzutreffen, maßen es ja seinen zureichenden Grund gar nicht in sich selbst, noch weniger aber in der Materie findet, wie erwiesen worden ist; so streite ich nun weiter nicht über Wörter; sondern ich nehme diese ursprüngliche

Quelle alles geistlichen Wesens, die auch selbst Geist ist, und die noch herrlicher ist, als alles, was Geist ist und heisset, und nenne sie Gott.

Man siehet gar deutlich, daß der Herr Auctor seinen Beweis aus dem principio rationis sufficientis herleitet, ob er gleich diesen Grund-Satz mit eben den Worten nicht ausgedruckt hat. Wann nun nach diesem principio alles, was ist, seinen Grund hat und haben muß, warum es ist, und warum es so, und nicht anders beschaffen ist; so muß ein solcher Grund auch, in Betrachtung des in uns befindlichen denckenden Wesens, vorhanden seyn. Dieser Grund ist entweder in, oder ausser denen Dingen, zu finden. Unsere Seele hat den Grund ihres Wesens und Lebens nicht in sich selbst, denn so müste sie etwas independentes, etwas unveränderliches, und etwas schlechterdings nothwendiges seyn, welches aber nicht ist, wie der Herr Auctor bereits oben gezeiget hat, und auch die tägliche Erfahrung lehret. Sie hat also solchen Grund ausser sich. Ausser sich findet sie die sichtbare cörperliche Welt. Diese ist eines geringern Wesens, als sie selbst ist, und kan sie daher in und von derselben ihr principium nicht haben. Dasjenige nun, worinnen der Grund ihres Wesens und gantzen Seyns ursprünglich zu finden ist, das ist Gott. Woraus man weiter auf das geistliche allerhöchste und allervollkommenste Wesen Gottes schliessen kan, wie der Herr Auctor ebenfalls thut.

§. XLIII.

Mit einem Wort, ich gedencke, darum ist ein Gott. Denn ich habe das, was in mir denckend ist, gar nicht mir selbst zu dancken; maßen es eben so wenig auf mich angekommen ist, daß ich dasselbe einmahl empfangen habe, so wenig es noch itzo von mir dependiret, daß es, auch nur ei-

nen Augenblick, in mir erhalten wird. So habe ich es auch nicht einem solchen Wesen zu dancken, das unter mir stehet, und geringer ist, als ich bin, und das Materie ist, weil es ohnmöglich ist, daß die Materie edler sey, als dasjenige, das da denckt. Ich habe es also einem Wesen zu dancken, das über mir ist, und welches keine Materie ist. Das ist Gott.

Dieser von der Natur unserer Seelen hergenommene Beweis für die Existentz Gottes ist sonderlich in der Schule Cartesii gar gebräuchlich. So wie derselbe von unserm Auctore geführet wird, ist derselbe eben so bündig, als klar und deutlich Bontekoe in seiner Metaphysica beweiset die Warheit, daß ein Gott, und daß Gott allmächtig, allwissend, allweise, und sonst unendlich vollkommen sey, einzig und allein aus dem denckenden Wesen unserer Seelen. Ego cogito, schreibt er, scientia quinta p. m. 15. & variis modis cogito, sed modi illi a me non dependent, non ego autor eorum sum, non possum eos, ut adsint, jubere, non, ut discedant a me, præstare, non agnosco meam in me hanc potestatem. Eam non invenio, ut ut me excutiam, oportet ergo, ut concludam, modos illos cogitandi a me non esse, a me non pendere, a me non effici, necessum ergo est, ut, quia a me non sunt, ab alio sint. Nam quia hi modi sunt, aliquid sunt, ergo quoque ab alio sunt, quia a nihilo nihil fit &c. Doch gehet Bontekoe weiter, als unser Auctor, und verfällt auf das bekannte Cartesianische Systema caussarum occasionalium, nach welchem er nicht allein Gott zum Urheber unsers Leibes und Geistes, und ihrer gantzen wesentlichen Beschaffenheit machet, welches recht und gut ist, auch von unserm Herrn Auctor geschiehet, sondern auch so gar alle Arten derer Gedancken in der Seele;

und

und alle Arten der Bewegung im Cörper, als unmittelbare Würckungen Gottes ansiehet, wodurch denn Gott zum Urheber aller sündlichen Gedancken und Begierden, auch aller sündlichen Handlungen und Wercke, gemachet wird, welches wohl eine Haupt-Ursache mit ist, warum das Systema caussarum occasionalium nicht angenommen werden kan.

§. XLIV.

Aus dem, daß eine allgemeine Natur, die da dencket, überhaupt alles das, was Materie ist, von sich ausschliesset, folget nothwendig dieses, daß auch ein besonderes Wesen, das da dencket, ebenfalls nicht die geringste Materie admittiren und in sich lassen kan. Denn obschon ein allgemeines denckendes Wesen, in seinem Begriffe, unendlich mehr Hoheit, Macht, Independentz, und Fähigkeit, als etwan ein besonderes denckendes Wesen, einschliesset, so begreift es doch deswegen im geringsten nicht eine stärckere Ausschliessung der Materie in sich, weil diese Ausschliessung in dem einen sowohl als in dem andern von diesen beyden Wesen, eben so groß, als sie nur seyn kan, und gleichsam unendlich ist, und daß es daher eben so unmöglich ist, daß das, was in mir dencket, Materie sey, als unbegreiflich es ist, daß Gott Materie sey. Also wie Gott Geist ist, so ist auch meine Seele * Geist.

* In conceptu generico. Denn ein Geist, überhaupt zu reden, ist eine denckende, und daher mit Verstand und Willen begabte Substantz. Da nun auch unsere Seele die Kraft zu dencken, sammt Verstand und Willen hat, so ist sie ein Geist, sowohl als Gott ein Geist ist. Der Unterscheid bestehet darinnen, daß Gott ein in-

independenter und unendlicher, mithin in seinem Dencken, Verstehen, und Wollen, ein unendlich vollkommener Geist ist, dagegen unsere Seele, in ihrem gantzen Wesen und Seyn von ihme dependiret, auch nur eine eingeschränckte Kraft des Verstandes und Willens besitzet.

§. XLV.

Ich weis nicht, ob der Hund wehlet, ob er sich etwas erinnert, ob er liebet und wohl will, ob er fürchtet, ob er dencket? Wenn man mir nun saget, daß alle diese Dinge bey ihm weder Leidenschaften, noch Gedancken, sondern die natürliche und nothwendige Würckung und Folge von der Einrichtung seiner, durch die verschiedene Zusammenfügung derer materiellen Theilgen zubereiteten, Machine sind; so kan ich es wenigstens bey dieser Lehre bewenden lassen. Allein was mich anbelanget, ich dencke, und ich bin mir dessen bewust, daß ich dencke: Was ist nun wohl für eine Proportion und Gleichheit zwischen einer solchen oder einer andern Zusammensetzung derer Theile der Materie, das ist, zwischen einer Sache, die nach allen dreyen Dimensionen, der Länge, der Breite, und der Tiefe, ausgedehnet, und nach allem Verstande theilbar ist, und zwischen einem Wesen, das dencket?

Bey der Frage, was es mit den Seelen der Thiere für eine eigentliche Beschaffenheit habe? ist wohl das sicherste, daß man mit dem Herrn de la Bruyere ein ich weiß nicht zur Antwort gebe. Denn es doch eine unausgemachte Sache bleiben wird, und alles, was hiervon gesaget werden kan, nur auf Muthmaßungen, oder höchstens auf einige Wahrscheinlichkeit hinaus läuft.

läuft. Es ist und bleibet uns von unserer selbst eigenen Seele Natur und Wesen gar vieles verborgen, wie mögen wir im Stande seyn, den eigentlichen Zustand derer thierischen Seelen vollkömmlich einzusehen, und zu bestimmen? Die Meynung derer, welche die Thiere für bloße Machinen halten, und daher alles ihr Thun und Lassen aus der Machinen-mäßigen Einrichtung ihrer Cörper hergeleitet wissen wollen, gereichet der Immaterialität unserer Seelen zu nicht geringen Nachtheil. Denn wenn dem also wäre, so würde nichts leichter seyn, als zu dencken, und zu schliessen, daß vielleicht auch der Menschen Empfindungen, sammt allen ihren Handlungen, auf gleiche Art und Weise, hervor und zuwege gebracht würden. Gleichwie nun aber nicht zu läugnen stehet, daß die Thiere Empfindungen, Erinnerungen, Begierden, und Verabscheuungen, und also eine gewisse Art, obgleich nur gantz dunckler, Begriffe haben, diese Dinge aber ohnmöglich von einer bloßen Materie, es mag auch die Disposition und Bewegung ihrer allersubtilesten Theilgen beschaffen seyn, wie sie nur immer will, herrühren können; so scheinet freylich nichts gewisser zu seyn, als daß, auch in denen Thieren, ein immaterialisches, einfaches, und mit einer gewissen Vorstellungs-Kraft begabtes Wesen gefunden werde. Dieses aber will nun auf der andern Seite zu mancherley nicht geringen Bedencklichkeiten hinaus schlagen. Ist das in denen Thieren befindliche principium agendi immateriell, so kan es von und aus sich selbst nicht aufhören zu seyn, wenn schon der Cörper im Tode verfällt, es wäre denn Sache, daß die Allmacht Gottes es vernichtigen sollte, daß aber Gott diese Seelen der Thiere, mit ihrem Tode, wiederum zu Nichts machen wolle, kan, aus der bloßen Vernunft, mit keiner Gewißheit, dargethan werden. Ist es nun an dem, wie es denn, nach Göttlicher Offenbarung in H. Schrifft, nicht anders ist, daß allerdings mit denen Thieren im Tode alles aufhöret, und ihre Seelen nicht weiter übrig bleiben, so füh-

ret solches ein Deist wider die Unsterblichkeit unserer Seelen an, und meynet, daß auch mit uns im Tode auf gleiche Weise alles aus seyn könne, und aus seyn werde. Jedoch dieser Zweifel wird ohne gnugsamen Grund gemachet. Die Thiere haben zwar Empfindungen, sie sehen, hören, schmecken, riechen und fühlen. Es entstehen auch bey ihnen, aus diesen sinnlichen Vorstellungen, sinnliche Begierden, und sinnliche Verabscheuungen. Nicht weniger haben sie ein Vermögen, sich einiger Dinge wieder zu erinnern, die sie vorher empfunden haben. Bey alle dem fehlt es ihnen doch am Verstande, an Vernunft, an Ueberlegung, und eigentlich so genannten Erkenntniß, folglich auch an einer wahren Freyheit des Willens. Sie sind derentwegen keiner freyen Handlungen, mithin auch keiner Strafe und Belohnung, fähig. Sie haben, nach der Absicht, in welcher sie vorhanden sind, dieser höhern Kräfte gar nicht nöthig. Sie sind da, daß sie, dem Menschen zu Dienst, eine Zeitlang leben, zu dem Ende Speise und Tranck genieſsen, und ihres gleichen zeigen. Darzu brauchen sie weiter nichts, als einen organischen Cörper, und eine bloß sinnliche, oder mit einer bloßen Empfindungs-Kraft begabte Seele. Sterben sie, so höret alle Absicht auf, um welcher willen sie gelebet haben. Es ist also gar keine Ursache da, warum diese ihre Seelen nach dem Tode fortdauern solten, da sie ja schlechterdings weder einiger Strafe, noch einiger Belohnung fähig sind. Gantz anders und besser stehet es mit uns zu. Wir haben nicht nur die niedern Kräfte der Seelen mit denen Thieren gemein, sondern sind auch noch überdiß mit denen höhern Kräften des Verstandes, und eines freyen Willens versehen. Das lehret uns unwidersprechlich, daß wir zu einer höhern Absicht, und nicht bloß zu dem Ende da sind, daß wir nur essen und trincken, oder unsers gleichen zeugen sollen, als zu welchen sinnlichen Handlungen wir eben so wenig, als das Vieh, die Gabe der Vernunft nöthig hätten. Da wir nun vernünf-

tig dencken, und nach freyem Willen handeln können, ja da wir so gar zur Erkenntniß und Gemeinschaft des allerhöchsten Wesens gelangen können und sollen, wie denn dieses die vornehmste Ursache und Absicht unsers Daseyns ist, so können wir auch zur Beobachtung gewisser Gesetze, und sonderlich derer göttlichen Gesetze und Rechte, verbunden, mithin auch, nach Befinden, bestrafet, oder belohnet werden. Um dieser und anderer Ursachen willen können und müssen unsere Seelen auch nach dem Tode übrig bleiben, und in Ewigkeit fortdauern. Und da unser Cörper zugleich mit in der Gemeinschaft freyer Handlungen gestanden hat, und derselben lebendiges Werckzeug gewesen ist, so scheinet es auch recht und billig zu seyn, daß er einmahl wieder zum Vorschein komme, damit ihme ebenfalls, in der Wiedervereinigung mit der Seelen, wohl oder übel geschehe. Von welchen großen Dingen allen ungleich zuverläßigere Nachricht in dem geoffenbarten Worte Gottes gegeben wird.

§. XLVI.

Wenn alles Materie ist, und wenn sowohl meine, als aller anderer Menschen Gedancken anders nichts, als eine Würckung der verschiedentlich zusammen gebrachten Theile der Materie sind, woher kommt es denn, daß man in der Welt auch von gantz andern, und solchen Dingen, die nicht Materie sind, Begriffe haben kan, und auch würcklich hat? Hat denn wohl die Materie in ihrem Grunde und Schooße eine so reine, so einfache, so uncörperliche * Idee, als die Idee von einem Geiste ist? Wie kan sie der Ursprung von dem seyn, dadurch sie geläugnet, und von ihrem eigenen Wesen ausgeschlossen wird? Wie ist sie im Menschen dasjenige, das denckt, ich will sa-

gen, eben das, das den Menschen selbst überzeuget, daß er nicht Materie sey?

* Wir haben zwar, in dieser Sterblichkeit, weder von einem Geiste, noch sonst von irgend einer Sache, einen vollkömmlich reinen und uncörperlichen Begriff. Wir mögen uns das Wesen eines Geistes noch so einfach, und von aller Materie noch so abgesondert vorzustellen bemühen, so wird doch allemahl in solche unsere Vorstellung etwas materielles mit einfliessen. Ein völlig reiner Verstand dürfte wohl alsdenn erst statt finden, wenn wir von der groben Sinnlichkeit befreyet, und mit einem verklärten Leibe versehen seyn werden. Unterdessen ist doch der Gedancke, er gehe auf einen Geist, oder auf einen Cörper, an und für sich selbst, immateriel, so erkennen wir auch gar wohl, daß unser Begriff von geistlichen Dingen allerdings gereinigter seyn solte, und das ist Beweises gnug, daß der Ursprung dieser Gedancken keine Materie seyn kan.

§. XLVII.

Es giebt Dinge, die von kurtzer Dauer sind, weil sie aus sehr verschiedenen Theilen, die sich selbst unter einander aufreiben, zusammen gesetzet sind; es giebt wiederum andere, die länger dauern, weil sie viel einfacher sind, aber sie vergehen doch, weil sie auch Theile haben, nach welchen sie von einander gelöset werden können. Das, was in mir denckend ist, muß von einer bessern Währung seyn, weil es ein reines, und von aller Mischung, und Zusammensetzung befreyetes Wesen ist. Es ist demnach kein Grund vorhanden, warum es vergehen solte. Denn wer mag doch wohl ein solches Wesen, das einfach ist, und gar keine Theile hat, verderben*, oder von einander sondern können?

* Gott

* Gott kan, gleichwie alle Dinge außer sich, also auch unsere in sich unvergängliche Seele verderben, und vernichtigen. Daß er sie aber vernichtigen wolle, hat er nirgends, wohl aber das Gegentheil, und daß sie ewig fortdauern solle, geoffenbaret.

§. XLVIII.

Die Seele siehet die Farbe durch das sinnliche Werckzeug des Auges, und höret den Schall durch das sinnliche Gliedmaaß des Ohres, aber sie kan aufhören zu sehen, und zu hören, wenn es ihr an diesen leiblichen Sinnen, oder an diesen Dingen, die gesehen und gehöret werden, ermangelt, ohne daß sie derentwegen selbst aufhören solte zu seyn, weil die Seele nicht eben eigentlich dasjenige ist, das die Farbe siehet, oder den Schall höret; sie ist nur das, das dencket, wie kan sie nun aufhören, ein solches denckendes Wesen zu seyn? Nicht durch den Mangel des sinnlichen Werckzeuges, weil erwiesen ist, daß sie keine Materie ist, auch nicht durch den Mangel des Objects, als lange nur noch ein Gott, und ewige Warheiten seyn werden. Sie ist demnach unvergänglich.

Wann unser Herr Auctor sagt, daß die Seele es, eigentlich zu reden, nicht sey, die da sehe und höre, oder sonst empfinde, und daß sie also, in ihren Vorstellungen und Gedancken, gar nicht von denen im Leibe vorgehenden Veränderungen dependire, so scheinet dieses denen Lehrsätzen Cartesii gemäß gesprochen zu seyn. Denn wenn dieser das Band der Vereinigung und Gemeinschafft zwischen Leib und Seele erklären soll, so meynet er, daß die Seele zu ihren Empfindungen und Gedancken gar nicht durch einen Einfluß des Cörpers in dieselbe, auch nicht durch selbst eigne ihr bey-

wohnende Kraft gelange, sondern es würden sothane Veränderungen in der Seele von Gott selbst unmittelbahr, und nur nach Gelegenheit dessen, was in und mit dem Cörper vorgehe, hervorgebracht; wiederum erlange der Cörper seine Bewegungen und verrichte seine Handlungen gar nicht durch einen Einfluß der Seele in den Leib, auch nicht durch eigne ihm beywohnende Kraft, sondern ebenfals durch unmittelbare Kraft Gottes, und nach Gelegenheit des Verlangens in der Seele. Diß ist das bekannte Systema causſarum occasionalium, auf welches man dadurch verfallen ist, weil die uralte Meynung von dem Einflusse des Cörpers in die Seele, und von dem Einflusse der Seele in den Cörper, nicht mehr schmecken, vielmehr bey derselben allerley unbegreifliche, und für einen esprit fort unverdauliche, Dinge vorkommen wollen. Es ist aber auch hier ergangen, wie es in dem Falle zu ergehen pfleget, wenn man eine alte durchgängig angenommene, und eben nicht gantz und gar ungegründete Meynung verwerfen, und eine neue einführen will, daß man zwar etwas neues, aber nichts bessers, ja ofters etwas viel schlimmers, und gefährlichers, auf die Bahn bringet. Gewiß bey dem Systemate causſarum occasionalium, oder, wie es auch pflegt genennet zu werden, adsistentiæ, gehet alle Freyheit des menschlichen Willens verlohren, und der Heiligkeit Gottes wird gewaltig zu nahe getreten. Da nun diese Schwierigkeiten bey des Cartesii hypothesi sogleich in die Augen gefallen sind, und man dieselbe derentwegen nicht annehmen können, gleichwohl aber auch von dem influxu physico weiter nichts mehr wissen wollen, so ist der Herr von Leibnitz auf die beschriene Harmoniam præstabilitam gerathen, und er hat nothwendig auf diesen Einfall gerathen müssen, weil, wenn derer Influxisten und Occasionalisten Meynung verworfen werden solte, schlechterdings keine Art und Weise mehr übrig war, nach welcher die Vereinigung zwischen Leib und Seele erklä-

ret werden konnte, als daß man sagte, die Seele bringe alle in ihr befindliche Vorstellungen, Gedancken, und Neigungen, durch ihre eigenthümliche Krafft, hervor, ohne daß der Cörper, würcksamer Weise, das allergeringste dazu beytrage, nur daß die Empfindungen in der Seele allemahl nach dem Zustande des Cörpers in der Welt, und denen in seinen sinnlichen Gliedmaaßen vorgehenden Veränderungen, eingerichtet und beschaffen wären; und so werde denn ferner auch der Cörper bewegt und zu seinen Handlungen aufgelegt durch seine eigene Machinenmäßige Einrichtung, ohne daß die Seele die allergeringste Bewegung in und an dem Cörper würcken, und hervor bringen könnte, ob gleich die äusserlichen Handlungen des Cörpers allemahl zu der Zeit, und auf die Art und Weise erfolgten, wenn, und wie es die Seele verlangte. Welche Uebereinstimmung zwischen Leib und Seele von Gott vorher bestimmt und fest gestellet sey, als welcher beydes die Veränderungen des Cörpers, als die Neigungen oder Abneigungen des freyen Willens vorher gesehen, und nach jenen die Seele zu gleichmäßigen Empfindungen, nach diesen aber den Cörper zu gleichmäßigen Handlungen eingerichtet habe. Nun kan man wohl dieser Meynung nicht absprechen, daß sie überaus sinnreich sey, so wird man auch nicht läugnen können, daß, wenn man bloß auf die Allmacht Gottes siehet, ohne seine Heiligkeit und andere hohe Eigenschaften zugleich mit in Betrachtung zu ziehen, eine solche Verfassung des Leibes und der Seelen, sammt der daher rührenden Uebereinstimmung, gar wohl möglich sey, nicht weniger muß man bekennen, daß durch diese Hypothesin der wahren Freyheit der Seele gar kein Eintrag geschiehet. Denn obschon die Empfindungen, nach diesem Systemate, nothwendig sind, so hat und behält doch die Seele ihre Beurtheilungs-Krafft, und kan nach freyen Willen etwas begehren und wehlen, oder verabscheuen und verwerfen, ie nachdem sie es als gut und nützlich, oder als böse

und schädlich, erkennet und hält. Es wird, bey dieser Meynung, keine größere Nothwendigkeit in die Seele hinein geführet, als in derselben, selbst nach dem Systemate influxus, sich befindet, da ja bekannt und in der beständigen Erfahrung gegründet ist, daß, wenn die sinnlichen Gliedmaaßen unsers Leibes gehörig beschaffen sind, es eine ohnmögliche Sache ist, daß wir bey offenen Augen nicht sehen, und bey offenen Ohren nicht hören solten. Was die Handlungen des Leibes anbetrifft, so ist es wahr, es erfolgen dieselbigen, nach dieser Hypothesi, nothwendiger Weise, es ist aber doch auch dieses wahr, daß dieselben nimmermehr erfolgen würden, wenn nicht zu eben der Zeit, da sie erfolgen, die Seele verlangte, daß sie erfolgen solten, mithin alles dasjenige, was durch solche leibliche Handlungen gutes oder böses bewerckstelliget wird, der Seelen an- und zugerechnet werden muß. Hiernächst thut man denen Vertheidigern dieser philosophischen Meynung auch darinnen zu viel, wenn man sie zu Atheisten machen will. Denn, bey diesem Systemate niemand ein Atheiste seyn kan, weil dasselbe nothwendig einen allwissenden, allweisen, und allmächtigen Gott voraussetzet. Daher gar nicht abzusehen ist, mit was Recht und Billigkeit man insonderheit den Herrn Regierungs-Rath Wolffen in den Verdacht des Atheismi, oder daß er wenigstens zur Atheisterey verleitende Lehr-Sätze behaupte, gezogen habe. Solte derselbe mit solchen gefährlichen Absichten umgehen, so würde er gewiß sehr unweislich handeln, daß er ein solch Systema angenommen hätte, mit welchem die Meynung, daß kein Gott sey, schlechterdings nicht bestehen kan. Ich will mich in eine Beurtheilung seiner vornehmlich in Streit gezogenen, und zu solchen Gefährlichkeiten ausgedeuteten metaphysischen Lehren nicht einlassen, dieses aber kan ich in Abrede nicht seyn, daß, wenn man seine vernünftige Gedancken von den Absichten derer natürlichen Dinge mit Fleiß, und ohne Partheylichkeit lieset, man in denenselben allenthal-

ben

ben einen recht redlichen Eifer für die Ehre Gottes bemercken, auch solches Buch nicht, ohne Erbauung zur Erkenntniß und Furcht des Herrn, lesen wird. Unterdessen würde, unsers wenigen Erachtens, der Herr Regierungs-Rath besser gethan haben, wenn er bey seinem ersten Vorsatze, die Lehre von der Vereinigung zwischen Leib und Seele, besonders vorzutragen, wie er in der ersten Vorrede zur Metaphysic gedencket, verblieben wäre, und dieselbe nicht mit in den Zusammenhang seiner Grund-Lehren hinein gebracht hätte, ob man gleich nirgends finden wird, daß er diese Hypothesin zum Grunde eines Beweises geleget, und andere Warheiten aus derselben hergeleitet habe. Welchen Falls der Herr von Leibnitz allerdings weiter gegangen ist, und auf solche Meynung, in seiner Theodicee, gar vieles bauen wollen. Endlich ist noch dieses zu mercken, daß ein Influxist, so wenig als ein Harmonist, auf die Erfahrung, mit hinlänglichem Grunde, sich berufen könne. Denn wir zwar durch die Erfahrung dieses wissen, daß, auf gewisse Veränderung in denen Sinnen des Leibes, gewisse denenselben gemäße Empfindungen in der Seelen, und auf das Verlangen der Seelen gewisse denenselben gemäße Handlungen des Leibes, erfolgen, ob aber und wie die Empfindungen der Seelen durch den Cörper, und die Handlungen des Cörpers durch die Seele, würcklich hervorgebracht werden? das kan man aus der Erfahrung nicht haben. Ob nun gleich solcher Gestalt das Systema harmoniæ præstabilitæ so viele Vortheile vor sich zu haben scheinet, so ist und bleibt es dennoch unübersteiglichen Schwierigkeiten unterworfen. Nicht zu gedencken, daß die Heiligkeit und Unschuld Gottes dabey allerdings Gefahr läuft, wie bißher von vielen geschickten Gottes-Gelehrten und Welt-Weisen gründlich erwiesen worden; nicht zu gedencken, daß im Wercke der Seligkeit, und wenn von denen Gnaden-Bewegungen und Würckungen des H. Geistes die Rede ist, man mit diesem Systemate gar nicht

fortkommen kan, wenn man nicht entweder in einen recht groben Pelagianiſmum, oder Enthuſiaſmum verfallen will. Wie nur neulich Hr. D. Abicht in Wittenberg in einem programmate, de influxu verbi divini in animam, gezeiget hat. Hiervon nichts zu gedencken, ſo muß einen nur dieſes höchlich Wunder nehmen, daß Männer von ſo gutem Verſtande, von ſo tiefen Einſichten, und die bey allen Unterſuchungen nach zureichendem Grunde fragen, auch, durch den Satz des zureichenden Grundes, zu vielen guten Entdeckungen gelanget ſind, und überhaupt deſſelben ſich in andern Fällen mit vielem Vortheil gebrauchet haben, daß, ſage ich, ſolche Männer gleichwohl ein Syſtema haben annehmen können, dabey es allenthalben am zureichenden Grunde gebrechen will. Man mag entweder die Empfindungen in der Seelen, und derſelben oft wunderlich durcheinander laufende mannigfaltige Abwechſelung und Folge, oder die eben ſo verſchiedenen Bewegungen des Leibes anſehen, ſo wird man von dieſen beyderſeitigen vielfältigen Veränderungen, aus dieſem Syſtemate nimmermehr einen hinlänglichen Grund anzugeben wiſſen. Man erkläre mir doch aus der Natur der Seelen, woher es komme, daß, indem ich meine Gedancken von aller Sinnlichkeit, ſo viel möglich, abziehe, und mit Betrachtung gantz cörperloſer Dinge beſchäfftiget bin, es ſich gleichwohl zuträgt, daß unvermuthet und wider meinen Willen, mitten unter dieſen ſtillen Gedancken die Empfindung von einem gewaltigen Schall in meiner Seelen erzeiget, und dadurch auf einmahl die Ordnung und Ruhe meines Gemüthes unterbrochen wird? Kan wohl dieſe lebhafte Empfindung in beſagten ruhigen Gedancken, auf irgend einige Art und Weiſe, gegründet ſeyn? Iſt denn die Seele mit ihr ſelbſt uneinig? Iſt es möglich, daß, da ich alle Kräfte derſelben auf die Betrachtung eines Dinges richte, ſolche ſich auch dahin richten laſſen, gleichwohl eben dieſelben Kräfte auf einmahl, ſo zu ſagen, einen andern Weg gehen, und einen ſolchen

Sturm

Sturm unter sich selbst erregen, daß alles in die äußerste Unordnung gesetzt wird? Ich weis wohl, daß man Gegentheils zu gewissen, weis nicht was für dunckeln, in der Seele liegenden Ideen seine Zuflucht nimmt, aus welchen die Empfindungen unvermerckt erzeiget werden sollten. Allein man hat sich hierbey wohl vorzusehen, daß man sich nicht eben derjenigen Schwachheit schuldig gebe, welche man denen Alten, und zwar nicht ohne Grund, zur Last leget, wenn sie mit ihren qualitatibus occultis aufgezogen gekommen sind. Wolte man aber den Grund solcher Empfindungen in einer allgemeinen Welt-Harmonie suchen, da alle Dinge in der Welt, der Zeit und dem Raume nach, in einander gegründet seyn sollen, so würde dieser Grund, wenn es auch mit solcher vorgegebenen Harmonie aller Dinge, wie auch mit der der Seelen zugeschriebenen vi mundi repræsentativa seine gute Richtigkeit hätte, es würde, sage ich, dieser Grund allzuweit her gehohlet, und daher gar nicht zureichend seyn, dergleichen doch gefodert wird, und gegeben werden will. Gleiche Bewandniß hat es mit denen Bewegungen des Leibes. Ich sitze oder stehe gantz ruhig und stille. Es kommt mir aber ein, daß ich mir eine Motion machen will. Der Cörper ist noch ruhig, und ich bemercke in demselben noch nicht die allergeringste Anstalt zu der vorgesetzten Bewegung. Augenblicklich, und so bald ich diese Bewegung ernstlich will, so erhebt und bewegt sich der Cörper mit der grössesten Gewalt, der auch augenblicklich durch ein anderweites Verlangen des Willens wiederum in seine vorige Ruhe gesetzet wird. Da sage man mir nun, was es sey, das die in guter Ruhe, oder doch in einer sehr mäßigen Bewegung stehenden Nerven-Säfte plötzlich und auf einmahl mit solcher Gewalt an- und in die Musculn hineintreibet, daß der gantze Cörper mit der grösten Heftigkeit hin und her, auf und nieder beweget wird? Man sage mir, was denen in solchem heftigen Triebe stehenden Nerven-Säften sogleich sich in Weg leget, und die-

selben aufhält, daß der Cörper nicht etwan nach und nach, sondern auf einmahl wiederum zur vorigen Ruhe kommt? Hier dürften wohl die sonst in der cörperlichen Welt fest gestellten Gesetze der Bewegung einigen Abfall leiden, und man wird schwerlich eine Machine, oder einen Cörper vorzeigen können, darinnen Veränderungen von dergleichen Art sich ereignen solten. Bey so bewandten Umständen, und da auch dieses Systema mit so vielen Schwierigkeiten vergesellschaftet ist, würde wohl nicht unrecht gewesen seyn, wenn man das alte Systema influxus noch fernerhin bey Ehren erhalten hätte, zumahlen da doch kein Philosophus sich unterstehen wird, zu sagen, daß er von dem Wesen eines Geistes einen recht deutlichen und vollständigen Begriff habe, mithin im Stande sey, zu bestimmen, ob unsere Seele eine Kraft, den Cörper zu bewegen, besitze, oder nicht? ingleichen, ob ein cörperliches Wesen sie, so zu reden, berühren, und Veränderungen in ihr hervorbringen könne, oder nicht? Zwar finde ich, daß schon Athenagoras in dem unvergleichlichen Büchlein, von der Auferstehung, der Seelen dieses Vermögen abgesprochen habe, ἐχ ἁπτομένων αὐτῆς (τῆς ψυχῆς) τὸ παράπαν ἅτε σωμάτων, ἅτε σωματικῶν δυνάμεων, schreibt derselbe p. 180. edit. Rechenb. daher er auch nicht zugestehen will, daß eine menschliche Seele von der andern herkommen, und gezeuget werden könne: ἐπ, inquit, τὸ τίμια τὸν πατέρα σε, καὶ τὴν μητέρα, ψυχαῖς εὐάρμοστον, ἐ προσηκόντων αὐταῖς τῶν τοιέτων ὀνομάτων. ἐ γὰρ ψυχαὶ ψυχὰς γεννῶσαι τὴν τε πατρὸς ἢ τῆς μητέρας οἰκειῦνται προσηγορίαν l. c. p. 188. Daß solchergestalt diejenigen, die neue Meynungen gern bey denen Alten finden wollen, gar leicht den Athenagoram entweder zu einem Occasionalisten, oder Harmonisten machen dürften. Wenn man nun ja, zur Einräumung solcher Kraft, keinen hinlänglichen Grund zu finden vermeynet, so wäre wohl das sicherste, daß man in dieser Sache, die eigentliche Art und Weise der Vereinigung zwischen Leib

und

und Seele betreffend, seine Unwissenheit bekennete, und nur mit David sagte: Ps. 139. v. 14. Ich dancke dir Gott, daß ich wunderbarlich gemachet bin, wunderbarlich sind deine Wercke, und das erkennet meine Seele wohl. Gewiß ein solches demüthiges Geständniß unserer Unwissenheit, und wenn man mit dem Erkenntnisse der an uns sich veroffenbarenden wundervollen Schöpfung Gottes mit David sich beruhigte, würde uns besser anstehen, als wenn wir eine Sache ausmachen wollen, die doch für uns ein Geheimniß bleiben wird. Isidorus Pelusiota L. IV. Ep. 125. nennet schon das Band zwischen Leib und Seele ἄρρητόν τι, wie Rechenberg in notis ad Athenagoram περὶ τῆς ἀναστάσεως p. 172. anführet. Inzwischen scheinet doch die heilige Schrifft mehr dem Systemati influxus physici, als irgends einem andern das Wort zu reden. Gen. II. v. 7. heißet es: Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er bließ ihm ein den lebendigen Othen in seine Nasen. Und NB. also ward der Mensch eine lebendige Seele. Nach der Hypothesi de harmonia præstabilita muß der menschliche Cörper, so bald er von Gott aus einem Erdenkloß gebildet worden, zu allen solchen Bewegungen und Handlungen aufgelegt gewesen seyn, dergleichen sich nachhero an demselben ereignet haben, ja da derselbe einmahl in der Reihe anderer in Bewegung stehender Cörper sich befunden hat, so müssen auch würcklich solche Bewegungen und Handlungen erfolget seyn, wenn er schon noch keine vernünftige Seele gehabt hat. Da es nun aber gleichwohl heisset, daß der Mensch alsdenn erst eine lebendige Seele worden sey, und also angefangen habe, vernünftige Handlungen vermittelst des Leibes vorzunehmen, nachdem ihme Gott den lebendigen Othen, das ist, die vernünftige Seele gegeben; so folget gantz deutlich, daß die mit dem Leibe vereinigte Seele die caussa efficiens oder die würckende Ursache von denen Bewegungen des Leibes gewesen seyn, und auch noch seyn müsse.

§. XLIX

§. XLIX.

Ich kan nicht begreifen, daß eine Seele, die Gott mit der Idee seines unendlichen, und unendlich vollkommenen Wesens erfüllen wollen, vernichtet werden sollte?

Es ist dieses nicht allein nicht begreiflich, sondern es würde auch, in dem Fall, wenn mit dem Tode des Leibes zugleich alles aufhören sollte, der Mensch die allerelendeste Creatur auf der Welt, ja noch elender, als das unvernünftige Vieh, dran seyn. Ein christliches Hertz empfindet allemahl ein inniges Vergnügen, wenn es an seinen Schöpfer gedencket, noch mehr, wenn es die lebendige Hoffnung hat, daß es einmahl zur anschauenden Erkenntniß seines Gottes gelangen, und seiner ewiglich geniessen soll. Wollte nun Gott, der sich uns so herrlich geoffenbahret hat, gleichwohl im Tode uns samt Leib und Seele wieder vernichtigen, so würde es in der That besser gewesen seyn, wenn er uns gar nichts von sich, und der Seligkeit in ihm hätte wissen lassen. Denn das müste der Seelen eine unsägliche Bekümmerniß verursachen, wenn man zwar erkennete, daß Gott das allerhöchste Gut sey, und daß in der Gemeinschaft mit demselben die gröste Seligkeit bestehe, bey dem allen aber nicht nur zur völligen Erkenntniß und Würckung Gottes nicht gelangen könnte, sondern im Tode desselben gäntzlich und auf ewig sich beraubet sehen müste. Auch hier kan man sagen: Hoffen wir alleine auf Gott in diesem Leben, so sind wir die elendesten unter allen; 1 Cor. XV. da zumahl ein Gottesfürchtiger Mensch in dieser Welt, seines sündigen Elendes halber, und sonst, vielfältigen Kummer zu empfinden pfleget, welches alles ihm sodenn nicht helfen würde. Wir können daher sicherlich schliessen, daß weil uns Gott sein Erkenntniß gegeben, und aber die mit dem wahren Erkenntnisse Gottes verknüpfte Glückseligkeit in die-

dieser Sterblichkeit annoch sehr mangelhaft, so wohl als die Erkenntniß selbst, ist, daß, sage ich, der allgütige Gott uns gar nicht allein zu diesem, sondern vornehmlich zu dem ewigen Leben, erschaffen habe, und demnach unsere mit seinem Erkenntnisse begnadigte Seele ohnmöglich vernichtiget wissen wolle.

§. L.

Siehe doch, Lucili, dieses * Stück Erde an, wie es viel artiger, und viel zierlicher, als andere daran stossende Felder ist. Hier, siehest du, sind ordentlich abgetheilte Plätze, da man das Wasser beydes glatt und eben, als in die Höhe springen, und spielen siehet; dort sind mit Palisaden wohl verwahrte Alleen, die fast kein Ende haben, und die dich für die Nord-Winde bedecken. Auf der einen Seite ist ein dickes Gebüsche, welches die Sonnen-Strahlen auf- und abhält; auf der andern Seite hingegen ist eine überaus schöne Aussicht. Weiter unten ist ein und der andere Fluß, der sonst gantz unvermerckt durch Gesträuche dahin lief, zu einem wohl bedeckten Canal geworden; anderswo verlieren sich lange und anmuthige Zugänge im Felde, und machen uns das mit Wasser umgebene Haus kund. Woltest du denn hierbey ausrufen: Welch ein Spiel eines blinden Schicksals! Wie viel schöne Dinge haben sich doch hier ungefährer Weise, und wider alles Vermuthen, zusammen gefunden? Ich halte nicht. Vielmehr wirst du sagen, alles diß ist recht wohl ersonnen, und recht wohl geordnet! Es herrschet hier ein guter Geschmack, und viel Verstand! Ich werde eben das sagen, das du sagest, und noch hinzusetzen,

daß

daß dieses etwan die Wohnung für einen von denenjenigen Leuten seyn müsse, bey welchen man allerhand feine Entwürfe und Abrisse zu nehmen pfleget. Unterdessen mit eben diesem Stück Erde, das so ordentlich zugerichtet, und zu dessen Auszierung die gantze Kunst eines geschickten Werckmeisters angewendet worden ist, was heisset es denn wohl mit demselben, wann selbst der gantze Erdboden, so zu reden, nur ein in der Luft hangender Atomus ist, und wenn du das, was ich sogleich noch sagen werde, anhören wilst?

* Der zu Ende des Buches beygefügte Schlüssel zeiget ausdrücklich an, daß durch dieses wohlgeordnete Stück Landes der in der Isle de France 8 Meilen von Paris gelegene Flecken, mit seinem Lust-Schlosse Chantilly, verstanden werde. Mit was für ausnehmenden Schönheiten, und allen durch Natur und Kunst zuwege gebrachten Vergnüglichkeiten, dieses Lust-Schloß versehen seyn müsse, kan man aus einem Antwortsschreiben ersehen, welches Henrich IV. König in Franckreich, an Philippum II. König in Spanien, abgelassen, da er diesem seinen gebrauchten überflüßigen Titul verweisen wollen, und zu dem Ende sich nur unterschrieben: Henricus IV. Bürger zu Paris, und Herr zu Chantilly. Wie nun die in der Gegend Chantilly befindlichen Gebäude, Lust-Gärten, Wasser-Künste, Canäle, Alleen, und andere herrliche in die Sinne fallende Wercke, gleich bey dem ersten Anblick, zu erkennen geben, daß dieselben gar nicht von ohngefähr haben entstehen können; sondern durch Geschicklichkeit und Kunst, folglich mit Vorsatz und Willen, und also von einem klugen und verständigen Werckmeister, zu gewissen Absichten und Gebräuchen, auf solche Weise zubereitet worden sind; also und da in und an der Welt ungleich mehrere Ordnung, Schönheit, Verknüpfung,

und

und bewundernswürdige Einrichtung allenthalben zu bemercken ist, lässet sich auch mit allem Rechte schliessen, daß ein höchstverständiges, weises, gütiges und mächtiges Wesen vorhanden gewesen und noch seyn müsse, welches die Welt gemachet, und die Dinge in der Welt so weislich geordnet habe, auch dieselben in solcher weisen Ordnung beständiglich erhalte. Daß aber die Welt kein confusum chaos, oder wilder und wüster Klumpen, sondern ein höchst weislich eingerichtetes wunderschönes Gebäude sey; solches kann und muß einem aufmercksamen Gemüthe eben so leichte, ja noch eher, in die Augen fallen, als ein Reisender bey der ersten Erblickung eines Chantilly, oder eines andern dergleichen Land- und Lust-Schlosses, die Kunst und Hand des Baumeisters wahrnimmt und bewundert. Hebet man seine Augen auf, und siehet in den unermeßlichen Himmels-Raum hinein, so erblicket man daselbst unzehlige Cörper, da immer einer den andern an Größe, Klarheit und Geschwindigkeit übertrifft, insgesammt aber einen so ordentlichen Stand und Gang unter und gegen einander haben, daß einem, bey dem ersten Anblick, sogleich einleuchten muß, es seyen diese erstaunenswürdige Cörper nicht durch einen blinden Glücks-Fall, sondern durch den kräftigen Willen eines verständigen und weisen Wesens, entstanden, und in eine solche Verfassung gebracht worden. Kan man sich wohl enthalten, daß man nicht dabey mit Sirach ausrufen sollte: Das muß ein großer Herr seyn, der diß alles gemachet hat! Ist nicht in dem ausgespannten Raume des Himmels, gleichsam mit lauter güldenen hellleuchtenden Buchstaben, dieses Davidische Wort zu lesen: Ps. XIX. Die Himmel erzehlen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget seiner Hände Werck! Wolte man auch das, was über uns ist, nicht in Betrachtung ziehen, so dürften wir nur bey dem, was vor, ja unter unsern Füssen ist, mit denen Gedancken stehen bleiben, um die weise Einrichtung des Welt-Gebäudes zu bemercken. Unsere Erde hanget, wie un-

ser Auctor redet, als ein Atomus in der freyen Luft. Da sind keine Seulen, die sie tragen, keine Pfeiler, die sie unterstützen, keine Riegel und Bänder, die sie zusammen halten. Und obschon die Naturkündiger, aus der Beschaffenheit der die Erd-Kugel umschliessenden Luft, und sonst, mancherley Ursachen anzugeben wissen, woher es komme, daß der Erd-Cörper, seiner Größe und Schwere ungeachtet, dennoch schwebend in der Luft erhalten werden könne; so erhellet gleichwohl auch hieraus zur Gnüge, daß ein höchst weises, verständiges und mächtiges Wesen da seyn müsse, welches die Luft also eingerichtet, und gleichsam abgewogen hat, daß sie die Erdkugel tragen, und zusammen halten kan. Eben diese Luft ist zugleich ein Mittel mit, wodurch das Leben unsers Leibes erhalten und fortgesetzet wird. Wäre dieselbe dicker, als sie ist, so würden die lebendigen Creaturen dadurch ersticket werden, wäre sie aber dünner, so würde sie zur Erhaltung des natürlichen Lebens nicht hinlänglich seyn. Woher kommt es denn nun, daß die Luft gerade diese und keine andere Temperatur bekommen hat? Zeiget sich hier nicht abermahls das Auffsehen Gottes, welches unsern Oden, und dadurch unser Leben bewahret? Die Erde selbst muste hart und feste seyn, daß sie uns tragen konte, sie muste aber auch in etwas lucker, und so beschaffen seyn, daß sie aufgerissen, und zur Fruchtbringung zubereitet werden konte. Wäre alles von ungefehr so worden, wie es da ist, würde wohl die Erde gerade also worden seyn, wie sie nothwendiger Weise seyn muste, wenn Menschen und Vieh darauf leben, weben, und seyn sollte? Ueberhaupt ist ja immer eins um des andern Willen vorhanden, und man kan mit Händen greifen, daß alles seine Ursachen und Absichten hat, warum es da, und warum es so, und nicht anders ist. Wo aber Mittel und Absichten sind, da ist auch Verstand und Weisheit. Ist aber die Welt mit Verstand und Weisheit gemacht, so kan sie ohnmöglich durch ein blindes Ohngefähr weder entstan-

ſtanden ſeyn, noch auch erhalten werden. Es urtheilt daher Cicero L. II. de Nat. Deorum, aus dem Ariſtotele, ſehr wohl. „Wenn es Leute gäbe, ſchreibt er, „die immer unter der Erden, in denen herrlichſten „und mit allem Ueberfluß verſehenen Häuſern gewohnet „hätten, jedoch niemahlen über die Erde hervorgegan„gen wären, hätten aber gehöret, es ſey ein Gott, „und eine göttliche Providentz, wären darauf zu einer „Zeit aus ihren unterirrdiſchen Wohnungen herauf, „und in dieſe von uns bewohnte Gegenden, gekom„men, wenn ſie nun da plötzlich und auf einmahl die „Erde, das Meer, und den Himmel geſehen, wenn ſie „die Größe der Wolcken, und die Gewalt der Winde be„merckt, wann ſie die Sonne, und ſo wohl derſelben „Größe und Schönheit, als Kraft und Würckung, und „wie ſie ihr Licht an dem gantzen Himmel verbreite, „und den Tag mache, wahrgenommen, wenn ſie bey „finſterer Nacht-Zeit den gantzen Himmels-Raum mit „unzehligen Sternen beſetzt und ausgezieret, auch in„ſonderheit die Abwechſelungen des Monden-Lichtes, „ingleichen den ſo ordentlichen Auf- und Untergang de„rer Sterne, ſamt ihren gewiſſen und unveränderli„chen Bewegungen, wenn ſie, ſage ich, alle dieſe Dinge „plötzlich, und wider Vermuthen, zu Geſichte bekom„men hätten, ſo würden ſie wahrlich ſo gleich urtheilen „und ſprechen, daß ein Gott ſey, und daß alle dieſe er„ſtaunliche Dinge anders nichts, als Wercke Gottes „wären.„ Dieſe ſchöne Stelle des Ciceronis verdienet gantz hergeſchrieben zu werden. Sie ſtehet L. II. de Nat. Deor. p. 105. edit. Gryphianæ: Quodſi mundum efficere poteſt concurſus atomorum, cur porticum, cur templum, cur domum, cur urbem non poteſt, quæ ſunt minus operoſa, & multo quidem faciliora. Certe ita temere de mundo effutiunt, ut mihi quidem nunquam hunc admirabilem cœli ornatum ſuſpexiſſe videantur. Præclare ergo Ariſtoteles, ſi eſſent, inquit, qui

ſub terra ſemper habitaviſſent bonis & illuſtribus domiciliis, quæ eſſent ornata ſignis atque picturis, inſtructaque rebus iis omnibus, quibus abundant ii, qui beati putantur, nec tamen exiſſent unquam ſupra terram, accepiſſent autem fama & auditione, eſſe quoddam Numen & Vim Deorum: deinde aliquo tempore, patefactis terræ faucibus, ex illis abditis ſedibus evadere in hæc loca, quæ nos incolimus, atque exire potuiſſent; cum repente terram & maria, cœlumque vidiſſent, nubium magnitudinem pulchritudinemque, tum etiam efficientiam cognoviſſent, quod is diem efficeret, toto cœlo luce diffuſa: cum autem terras nox opacaſſet, tum totum cœlum cernerent aſtris diſtinctum & ornatum, lunæque luminum varietatem tum creſcentis, tum ſeneſcentis, eorumque omnium ortus & occaſus, atque in omni æternitate ratos immutabilesque curſus hæc cum viderent, profecto & eſſe Deos, & hæc tanta opera Deorum eſſe, arbitrarentur. Dadurch nun, daß wir von Kindes-Beinen an Himmel und Erden vor uns ſehen, verliehret dieſe ſichtbare Welt gar nichts von der ihr beywohnenden Ueberzeugungs-Kraft, daß ein Gott ſey, der Himmel und Erden, und was darinnen iſt, gemachet habe, auch noch erhalte, und nach ſeiner göttlichen Weisheit und Güte regiere. Wenn nun ein Menſch Gottes unſichtbares Weſen, das iſt, ſeine ewige Kraft und Gottheit, aus dieſen ſichtbaren Wercken der Welt, nicht erkennete, ſondern dieſes alles entweder einer fatalen Nothwendigkeit, oder einem blinden Glücks-Falle zuſchreiben will, ſo muß er entweder mit ſehenden Augen nicht ſehen, oder, welches auch wohl das wahrſcheinlichſte iſt, wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen, die Warheit, daß ein Gott und eine göttliche Providentz ſey, verläugnen. Uebrigens hat dieſen von der Wundervollen Einrichtung der Welt hergenommenen Beweis für die Exiſtenz Gottes nebſt unſerm

ferm Auctore wohl nicht leicht jemand in ein so helles Licht gesetzt, als der bekannte Ertz-Bischof von Cambray, Fenelon, in seiner Demonstration de l'Existence de Dieu, in welchem schönen Büchlein er diese große Warheit, durch Betrachtung der in die Augen fallenden natürlichen Dinge, mit einer solchen überzeugenden Lebhaftigkeit vorgetragen, daß sie auch der allereinfältigste fassen kan, wie er es denn in der Absicht geschrieben, daß es auch dem schwächsten Verstande faßlich werden möchte.

§. LI.

Du befindest dich, Lucili, irgendwo auf diesem atomo, du must also sehr klein seyn, denn du nimmest auf demselben keinen großen Platz ein; unterdessen hast du Augen, die zwey unbegreifliche Puncte sind, öffne sie doch, und wende sie nach dem Himmel zu. Was siehest du da iezuweilen? den vollen Mond. Er ist alsdenn schön und sehr helle, obgleich sein Licht nur der Wiederschein von dem Lichte der Sonnen ist. Er scheint so groß zu seyn, als die Sonne, größer, als die andern Planeten, und größer, als einer von denen übrigen Sternen. Aber laß dich nicht durch die äußerliche Gestalt betrügen. Es ist nichts so klein am Himmel, als der Mond. Seine Ober-Fläche ist 13mahl kleiner, als die Ober-Fläche der Erden, seine Dichtigkeit 48mahl, und sein Diameter, der doch in die 750 Meilen beträgt, ist nur das vierte Theil von dem Diameter der Erden. Auch ist es richtig, daß ihme nur seine Nähe ein solch großes Ansehen giebt, weil derselbe nicht viel weiter, als 30 Diametros der Erden, von uns entfernet ist, oder seine Weite nur 100000 Meilen beträgt. Es ist fast für

gar keinen Weg zu rechnen, den er zu vollstrecken hat, wenn man seinen Lauf mit dem ungeheuren Laufe der Sonnen in dem unermeßlichen Himmels-Raume vergleichet. Denn es ist gewiß, daß er täglich nur fünf hundert und viertzig tausend Meilen zurücke legt, das beträgt die Stunde mehr nicht als 22500 Meilen, und 375 Meilen in einer Minute. Dem ungeachtet muß er, zur Vollendung dieses Laufes, 5600 mahl geschwinder, als ein Post-Pferd, welches alle Stunden 4 Meil Weges läufet, und 80 mahl geschwinder gehen, als der Schall, und der Schuß, zum Exempel von einer Canone, oder vom Donner, welcher in einer Zeit von einer Stunde 277 Meilen gehet.

Daß allhier nicht von unsern Teutschen, sondern von Frantzösischen Meilen die Rede sey, wird der gelehrte Leser von selbst ersehen, und die Rechnung, nach dem Teutschen Meß-Stab, gar leicht machen können.

§. LII.

Allein was ist für eine Vergleichung zwischen dem Monden, und zwischen der Sonnen, in Ansehung der Größe, der Entfernung, und des Laufes? Du wirst sehen, daß gar keine ist. Erinnere dich nur des Erden-Diametri. Dieser beträgt 3000 Meilen, der Sonnen-Diameter ist hundert mahl größer, und so beträgt er denn 300000 Meilen. Ist dieses durchgehends die Breite der Sonnen, wie groß mag ihre gantze Ober-Fläche, wie groß ihre Dicke seyn! Begreifst du wohl diesen Umfang, und wie eine Million von solchen Erdkugeln, dergleichen die unsrige

ist,

ist, zusammen genommen, nicht viel grösser seyn würden, als der Sonnen-Cörper ist? Wie weit, wirst du sagen, wird nun nicht derselbe von uns abstehen, wenn wir darvon so, wie es uns vorkommt, urtheilen wollen! Du hast recht, ihr Abstand ist erstaunlich. Es ist schon erwiesen, daß die Weite von der Erden bis zur Sonnen nicht geringer, als 10000 Diametri der Erden, oder nicht geringer, als 30 Million Meilen seyn könne. Vielleicht ist es noch 4mahl, 6mahl, 20mahl so weit. Man hat kein Maaß, diese Weite so genau zu bestimmen.

§. LIII.

Nun deiner Einbildungs-Kraft, diese Weite dir recht vorzustellen, zu Hülfe zu kommen, so wollen wir einen Mühl-Stein setzen, der von der Sonnen herab auf unsere Erde fället. Laßt uns demselben die allergröste Geschwindigkeit geben, die er nur annehmen kan, selbst eine solche Geschwindigkeit, dergleichen Cörper, die sehr hoch herunter fallen, nicht haben. Laßt uns auch noch dieses voraussetzen, daß er beständiglich diese Geschwindigkeit behalte, ohne etwas daran zu verlieren, oder zu gewinnen, daß er, in einer jedweden Secunde der Zeit, 15 Klafftern, das ist, die Helfte von der Elevation derer höchsten Thürme, und also in einer Minute 900 Klafftern fortgehe, laßt uns demselben, um leichter davon zu kommen, in jedweder Minute, 1000 Klafftern geben. 1000 Klafftern machen eine halbe gemeine Meile aus, also wird der Stein in 2 Minuten eine Meile, und in einer Stunde wird er 30 Meilen, und in einem Tage

wird er 720 Meilen zurück legen. Nun aber hat derselbe 30 Million Meilen zu vollstrecken, ehe er bis zu unserer Erde gelanget, so muß er denn 41666 Tage, welches mehr als 114 Jahre sind, zu dieser Reise haben. Erschrecke dich nicht, Lucili, höre nur! die Distantz von der Erde bis zum Saturno ist wenigstens 10mahl größer, als die Distantz von der Erde bis zur Sonnen, das ist, sie kan nicht geringer, als 300 Million Meilen seyn, und so müste dieser Stein länger als 1140 Jahre zubringen, ehe er vom Saturno bis auf unsere Erde herunter käme.

§. LIV.

Bey dieser Höhe des Saturni erhöhe du selbst, wenn du kanst, deine Einbildungs-Kraft, um zu begreifen, wie unermeßlich weit der Weg seyn muß, den Saturnus täglich über unserm Haupte thut. Der Circul-Bogen, den Saturnus machet, hält mehr als 600 Million Meilen im Diametro, und folglich mehr als 1800 Million Meilen im Umfange. Ein Engeländisch Pferd, das alle Stunden 10 Meilen liefe, hätte nur etwan 20548 Jahre zu laufen, ehe es diese Tour vollbrächte.

§. LV.

Ich habe, Lucili, noch nicht alles gesagt, was bey dem Wunder dieser sichtbaren Welt, oder, wie du iezuweilen redest, bey diesem wunderſamen, doch blinden Zufalle, als den du für die alleinige erste Ursache aller Dinge angiebest, gesaget werden kan. Es ist dieser vermeynte Glücks-Fall ein noch viel Wunderns-würdiger Werckmeister, als du wohl denckest. Lerne nur denselben recht kennen!

nen! laß dich nur von der völligen Macht deines Gottes unterrichten! Weist du auch, daß diese Distantz von 30 Million Meilen, die von der Erden an bis zur Sonnen, und daß die Distantz von 300 Million Meilen, welche von der Erden bis zu dem Saturno ist, daß, sage ich, diese Distantzen, in Vergleichung mit der Weite von der Erden bis zu denen Fix-Sternen, so etwas geringes sind, daß man sich nicht einmahl schicklich gnug ausdrücken würde, wenn man hier, da die Rede von diesen Distantzen ist, des Ausdrucks einer Vergleichung sich bedienen wolte. Die Warheit zu sagen, was ist wohl für Proportion zwischen dem, das sich ausmessen lässet, so groß es auch immer seyn mag, und zwischen dem, das nicht ausgemessen werden kan. Man kennet ja die Höhe eines Sterns noch gar nicht. Sie ist, wenn ich so reden darf, unausmeßlich. Es sind da keine Winckel, keine Sinus, keine Paralaxes mehr, mit denen man sich helfen könnte. Wenn jemand in Paris einen Fix-Stern observirte, und ein anderer beobachtete denselben in Japan, so würden die beyden Linien, die aus ihren Augen hervor giengen, um dieses Gestirn zu erreichen, keinen Winckel machen, vielmehr in eine, und eben dieselbe Linie, zusammen gehen, daß also der gantze Erdboden, im Verhältnisse zu dieser Entfernung oder Höhe, nicht räumlich genug ist. Jedoch dieses haben die Sterne mit dem Saturno und mit der Sonnen gemein. Man muß etwas mehrers beybringen. Wenn zweene Observatores, (Stern-Seher) der eine auf der Erden, der andere in der Sonnen, zu gleicher Zeit einen solchen

Fix-Stern observirten, so würden doch die Gesichts-Strahlen dieser beyden Stern-Seher keinen mercklichen Winckel formiren. Die Sache noch auf eine andere Art vorzustellen, wenn jemand in einem Stern sich befinden solte, so würden unsere Sonne, unsere Erde, und die 30 Million Meilen, die beyde von einander sondern, demselben als ein eintziger Punct vorkommen. Das ist eine ausgemachte Sache.

§. LVI.

So weis man auch nicht den Abstand des einen Sterns von dem andern, so nahe sie uns auch bey einander zu stehen scheinen; das Sieben-Gestirn berühret sich beynahe unter einander, wenn wir die Sache nach unsern Augen beurtheilen. Es ist, als wenn ein Stern über dem einen von denen, die den Schwantz des großen Bäres ausmachen, gleichsam säße, kaum mag das Gesichte so weit langen, daß es denjenigen Himmels-Raum, der sie von einander sondert, unterscheiden kan. Es ist nur wie ein Stern, der doppelt scheinet. Wenn nun alle Kunst derer Stern-Kündiger, die Distantz hiervon zu bemercken, unvermögend und vergeblich ist, was soll man denn von der Entfernung zweener Sternen, die uns würcklich als von einander stehend vorkommen, noch mehr aber von zweenen Polar-Sternen sagen? Von was für Unermeßlichkeit muß nicht die Linie seyn, die von dem einen Polar zu dem andern gehet, und wie groß muß erst der Circul seyn, davon diese Linie der Diameter ist? Jedoch ist es nicht noch etwas mehrers, wenn man nun vollends die Abgründe

erforschen, wenn man die Dichtigkeit der Kugel, wovon dieser Circul nur ein Abschnitt ist, sich einbilden wolte? Werden wir uns noch verwundern, daß eben diese Sternen bey aller ihrer so unausmeßlichen Grösse, nichts destoweniger uns nur als Funcken vorkommen? Werden wir uns nicht vielmehr darüber verwundern, daß sie bey einer so ungeheuern Höhe, gleichwohl noch einen gewissen Schein behalten können, und daß man sie nicht gar aus dem Gesichte verlieret? Es ist auch nicht zu begreifen, wie viel uns dißfalls aus dem Gesichte entkommt. Man bestimmet die Anzahl derer Sternen: Ja derer, die man sehen kan. Was hast du für Mittel und Wege, diejenigen zu zehlen, die man gar nicht wahrnimmt? die zum Exempel, welche die Milch-Straße ausmachen? Diese helle Bahne, die man am Himmel, bey einer heitern Nacht, von Norden gegen Mittag bemercket, und die, von wegen ihrer ausserordentlichen Höhe, nicht bis zu unsern Augen langen kan, damit ein jedweder von solchen Sternen ins besondere gesehen werden könnte, giebt nur zum höchsten dieser Gegend des Himmels, in welcher solche Sternen befindlich sind, eine hellweiße Gestalt.

§. LVII.

So befinde ich mich denn nun auf der Erden, wie auf einem Sand-Korn, das an nichts hält, und das mitten in der Luft schwebet. Eine fast unendliche Zahl feuriger Kugeln, deren unsägliche Grösse die Sinnen in Verwirrung setzet, und deren Höhe unsere Begriffe übersteigen, weltzen und drehen sich um dieses Sand-Korn herum, und streichen

chen seit länger als 5000 Jahr her den unermeßlich weiten Raum des Himmels hindurch. Willst du ein ander Systema haben, welches der Wunderswürdigkeit dieser Dinge nichts benimmt? Die Erde selbst wird mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit um die Sonne, als den Mittel-Punct der Welt, herum geführet. Ich stelle mir alle diese Kugeln, diese entsetzlichen Cörper, in ihrem Laufe vor, keiner verhindert den andern in seiner Bewegung, sie stoßen nicht an einander, sie bringen sich nicht aus ihrer Ordnung. Wenn auch nur der kleineste unter ihnen allen sich etwan verirren, und an die Erde stoßen sollte, was würde wohl mit der Erde werden? Sie sind dagegen alle an ihrer Stelle, sie bleiben in der Ordnung, die ihnen angewiesen ist, und dieses, in Ansehung unser, so friedsam, daß niemand, wenn er auch noch so leise Ohren hätte, dieselben gehen hören kan, und daß der gemeine Mann nicht einmahl weis, ob sie in der Welt sind. O eine Wunder-volle Einrichtung und Haußhaltung von einem blinden Ohngefähr! die allerweiseste Vernunft selbst, hätte sie es wohl besser treffen können? Eins, Lucili, macht mir hiebey Bedencken und Mühe. Diese große Cörper sind so genau, und so beständig in ihren Wegen, in ihren Revolutionen, und in allen ihren Verhältnissen, daß ein kleines Thiergen, das da in einen Winckel dieses unermeßlichen Raums, den man die Welt nennet, gleichsam verwiesen worden, daß, sage ich, dieses kleine Thier, nachdem es diese Dinge wahrgenommen, sich daher ein unbetrügliches Regul-Maaß gemachet hat, vermö-

ge dessen es vorher sagen kan, wo, und in welchem Puncte ihres Laufes, alle diese Gestirne sich heute über 2, über 4, über 20 tausend Jahren, befinden werden. Siehe da, Lucili, diß ist mein Bedencken, mein Scrupel. Geschicht es von ohngefehr, daß sie dergleichen unveränderliche Gesetze beobachten, was soll denn endlich Ordnung, was soll eine Regul seyn und heissen?

Wenn auch die Ausrechnungen unsers Herrn Auctors ihre völlige Richtigkeit nicht haben solten, wie denn, in Bestimmung der Größe, Höhe, und Geschwindigkeit derer Welt-Cörper, die Meynungen derer Natur- und Sternkündiger gar verschieden zu seyn pflegen; so gehet doch deme daher genommenen Beweis für die Existentz und Providentz Gottes gar nichts ab. Denn das ist doch gewiß, und kan nicht geläugnet werden, daß die Menge derer Cörper am Himmel unzehlig ist, daß sie von einer zwar verschiedenen, doch überhaupt erstaunlichen Größe sind, daß sie in allen ihren Bewegungen und Verhältnissen unter und gegen einander, eine beständige, Regulmäßige, und zugleich heylsame Ordnung halten. Gewißlich das kan nicht anders, als mit Vorsatz und Willen eines höchstverständigen, weisen, und allgewaltigen Wesens, also worden seyn, und auch also erhalten werden. Gleiche Bewandniß hat es mit denen verschiedentlichen dreyen Haupt-Meynungen, den Welt-Bau, oder die Art und Weise, wie die großen Welt-Cörper unter, und mit einander, verbunden sind, betreffend. Man erwehle entweder die älteste Meynung des Ptolomäi, daß der Erdboden der Mittel-Punct des gantzen Weltgebäudes seye, und das gantze himmlische Heer um denselben, binnen 24 Stunden, herum laufe, oder man behaupte mit dem Copernico, daß der Sonnen-Cörper der Mittel-Punct sey, und wie sie, die Sonne, nicht im Circul um andere Cörper, sondern

nur

nur um ihre Achse herum sich bewege, also die Erde so wohl, als die übrigen Planeten, um sich herum führe; oder man pflichte der Hypothesi des Tychonis de Brahe bey, nach welcher die Erde fest und unbeweglich stehet, die Sonne aber im Circul um dieselbige herum läufet, auch die übrigen Welt-Cörper eine andere Ordnung und Bewegung erhalten. Man erwehle, sage ich, von diesen dreyen Meynungen, welche man wolle, obgleich diejenige, welche den Erdboden ohne Bewegung, und als fest gegründet, angiebet, billig denen übrigen von einem Christlichen und Gottes Wort liebenden Weltweisen vorgezogen wird; so kan doch ein geschickter Sternkündiger, aus einer jedweden Hypothesi, allemahl des Tages Länge, die Abwechselungen des Mondes, die Finsternisse desselben sowohl als der Sonnen, sammt allen andern Phœnomenis richtig heraus bringen und erklähren, daß also, mit unserm Auctore zu reden, durch die Verschiedenheit derer Meynungen, der Bewunderns-würdigen Verfassung dieses großen Welt-Gebäudes nicht das mindeste abgehet. Ja man kan und muß hierbey noch dieses, zur Bestärckung der zu beweisenden Warheit, daß ein Gott sey, beybringen. Da die Begebenheiten des Himmels, und die darauf gegründete Abwechselungen der Zeit, aus dem einen Systemate so wohl als aus dem andern und dritten richtig hergeleitet werden können, so müssen diese 3 verschiedene Ordnungen und Verhältnisse derer Welt-Cörper möglich seyn, weil aus dem, was unmöglich ist, niemahls etwas, das würcklich geschiehet, herauskommen kan. Alle drey können nicht zugleich statt finden, weil sonst etwas zugleich seyn, und auch nicht seyn würde, welches sich widerspricht, und also muß nur eine von diesen dreyen Arten und Ordnungen des Welt-Baues vorhanden seyn. Daß nun aber diese, es sey endlich, welche es wolle, und nicht die andere oder die dritte, da ist, davon kan der Grund, und die eigentliche Ursache, in der Natur der Cörper selbst nicht

gefunden werden, weil dieselben aller dreyer Verfassungen fähig sind, sondern es muß ein verständiges freyes Wesen vorhanden seyn, welches aus denen verschiedenen möglichen Arten der Verbindung und Ordnung unter denen Welt-Cörpern eine erwehlet und zur Würcklichkeit gebracht hat. Welches Wesen denn auch wohl die Cörper selbst hervorgebracht haben muß, weil ihr Daseyn so wohl, als ihre Disposition und Ordnung, etwas zufälliges ist, von ungefähr aber in solche weise Verbindung ohnmöglich haben gerathen können, weil da, wo Ordnungen, Reguln, und Endzwecke sind, aller blinder Glücks-Fall hinweg fallen muß. Dieses Wesen ist und heißet Gott, der sich durch den Mund eines heiligen Propheten in dem Worte seiner Offenbarung Es. 40, 26. hierüber also heraus lässet: Hebet eure Augen in die Höhe, und sehet, wer hat solche Dinge geschaffen, und führet ihr Heer bey der Zahl heraus? Der sie alle mit Namen ruffet (daß sie demnach alle von ihm, in ihrem gantzen Wesen und Seyn dependiren, weil die Beylegung des Namens ein Zeichen der Herrschaft über die zubenahmten Dinge ist) sein Vermögen und starcke Kraft ist so groß, daß nicht an einem fehlen kan. Gott, der alles nach Maaß, Zahl, und Gewichte eingerichtet hat, der hat auch diese unermeßliche Weisheit, überhaupt an denen großen Welt-Cörpern, und derselben Verbindung, zu Tage geleget.

§. LVIII.

Ich will dich nun selbst fragen, was denn der ungefähre Zufall seyn und heissen soll? Ist er ein Cörper? ist er ein Geist? ist es ein Wesen, das von andern Wesen unterschieden? das seine eigene besondere Existentz hat? das irgendwo vorhanden ist? oder vielmehr ist es nicht eine Zufälligkeit, oder eine gewisse Art und Weise zu seyn? Wann eine Kugel auf einen Stein stößet, so sagt man, das ist

was ohngefähres. Aber ist dieses so genannte Ohngefähr wohl etwas anders, als diese beyden Cörper selbst, die ohngefährer Weise aneinander stoßen? Wann durch diesen ungefähren Fall, oder durch dieses Aneinanderstoßen, die Kugel nicht mehr gerade, sondern schief gehet, wenn ihre Bewegung nicht mehr in gleicher Richtung fortgehet, sondern abstößet und zurücke prallet, wenn sie nicht mehr auf ihrer Achse fort läuft, sondern sich wendet und umdrehet, soll ich wohl schliessen, daß dieses ebenfalls so von ungefähr geschiehet, als wie überhaupt die Kugel von ungefähr in Bewegung ist? Werde ich nicht viel lieber auf die Gedancken kommen, daß sie sich beweget, entweder von uns und aus sich selbst, oder durch den Antrieb des Armes, der sie geworfen hat? Und weil die Räder in einer Hänge-Uhr eines durch das andere zu einer Circul-mässigen Bewegung von der und der Geschwindigkeit, aufgelegt und determiniret werden, soll ich nicht so neugierig seyn, und untersuchen, was doch die Ursache von allen diesen Bewegungen seyn mag? ob sie von sich selbst geschehen, oder durch die bewegende Kraft eines Gewichtes, welches sie an- und forttreibet? Aber weder diese Räder, noch diese Kugel, haben sich von selbst diese Bewegung geben können, oder haben sie nicht von Natur, und als eine wesentliche Eigenschaft, wenn sie dieselbe verlieren können, ohne ihre Natur und Wesen zu verändern, oder zu verlieren. Es ist demnach vermuthlich, daß sie anders woher, und durch eine ihnen nicht eigenthümliche fremde Gewalt, in Bewegung gesetzet worden. So auch die Himmels-

Cör-

Cörper, wenn sie ihre Bewegung verlieren solten, würden sie denn wohl dadurch in ihrem Wesen verändert werden? Würden sie etwan weniger, oder nicht mehr Cörper seyn? Das kan ich mir nicht einbilden. Unterdessen bewegen sie sich, und sie bewegen sich nicht von selbst, und von wegen ihrer Natur; so muß man denn nun, o Lucili, suchen, ob nicht außer ihnen ein principium zu finden sey, das selbige in Bewegung bringet, du magst nun dißfalls finden, was für eines du wollest, ich nenne dasselbige Gott.

Daß die Cörper in der Welt in Bewegung stehen, ist aus der täglichen Erfahrung offenbar. Daß zwar wohl die Beweglichkeit, aber nicht die würckliche Bewegung, eine wesentliche Eigenschaft der Materie und des Cörpers seye, ist ebenfalls daher klar, weil ja diese zusammengesetzten Dinge ohne Bewegung seyn, und ruhen können, ohne daß sie durch diesen Mangel der Bewegung aufhören solten, etwas zusammen gesetztes, das ist Materie und Cörper, zu seyn. Was aber bey einem Dinge seyn, und auch von demselben weg seyn kan, ohne daß dessen Natur und Wesen zerstöhret werde, das ist bey demselben etwas zufälliges, und nichts wesentliches. Daher es in der cörperlichen Welt eine allgemeine, und durchgängig in der Erfahrung gegründete Regul der Bewegung ist, daß kein Cörper seinen Ort verändern, oder beweget werden kan, wenn er nicht von einem andern Cörper daraus verdrenget und in Bewegung gesetzet wird. Da nun die Bewegung eines Cörpers nicht aus dem Wesen desselben, als etwas nothwendiges, herflüsset, maaßen alsdenn ein Cörper schlechterdings nicht ruhen könnte, wenn er anders ein Cörper seyn und bleiben solte, und aber eine Ursache solcher Bewegung nothwendig verhanden seyn muß; so muß solche Ursache außer demsel-

ben zu finden seyn. Und da überhaupt die Bewegung der gantzen sichtbaren Welt, so wohl als ein jedweder Cörper selbst, etwas zufälliges ist, so kan auch überhaupt die erste Grund-Ursache von der Bewegung der Cörper nicht in der Welt, sondern muß ausser derselben gefunden werden. Dieses ausser der Welt befindliche principium aller Bewegung in der Welt kan selbst kein Cörper seyn, weil es alsdenn seine Bewegung wiederum anderswoher und von aussen bekommen müste, und man so, mit Fragen und Antworten, ins unendliche zurück gehen würde, welches ungereimt ist. Ist nun aber diese erste Grund-Ursache aller Bewegungen keine Materie, und kein Cörper, so ist sie ein unmaterielles und einfaches Wesen, und weil in der von ihm hervor- und in Bewegung gebrachten Welt, Ordnung und Verbindung derer Dinge zu gewissen Absichten, gefunden wird, so ist es ein verständiges freyes Wesen, folglich ein Geist, und da es, kraft des unmöglichen Rückgangs ins Unendliche, nicht von einem andern Wesen, sondern aus und von sich selbst, folglich schlechterdings nothwendig und ewig, mithin auch unveränderlich ist, so leidet es in seinen Eigenschaften und Kräften keine Schrancken, gestalt es sonsten durch etwas ausser ihm determiniret und eingeschräncket seyn müste, sondern ist unendlich, und von der allerhöchsten Vollkommenheit. Es ist demnach das argumentum pro existentia Dei, das von dem motu in der Welt hergenommen, und ad primum Motorem geschlossen wird, eines derer allerbündigsten. Age, schreibt Lipsius Cent. II. Ep. 26. denen Gedancken und Ausdrückungen unsers Auctoris vollkommen gemäß, motum primo hunc rerum vides? Cœlum volvi & revolvi? astra habere diversos vel adversos inter se cursus? atque eos omnes certos, & ad legem, dic mihi a quo præscriptam? Sibi certe nemo normam hanc assiduae servitutis indicet. Alius igitur? quis? adscende, & gradibus pervenies ad immotum illum, & omnia moventem. Ut in

ho-

horologio eum gnomonem serpere sensim vides, non illic sistis, sed ad rotas rotulasque abis, & miraris, & denique manum & ingenium auctoris primi: idem hic fac, & Deum reperisti. Zwar scheinet diesem entgegen zu seyn, was Herr Wolff Physic. P. I. §. 8. p. 23. setzet, daß nemlich alle Materie in steter Bewegung seye, und nothwendig seyn müsse, weil sonst die Theile der Materie keine Schrancken der Ausdehnung, das ist, keine gewisse Figur haben könnten, die sie doch haben müsten, weil alles, was in einzeln Dingen angetroffen wird, determiniret ist, und auch seyn müsse. Weilen nun zwischen denen Theilen der Materie, die sich in einem Cörper befinden, keine Räumlein seyn könnten, die von aller Materie leer wären, wie er die Meynung von denen leeren Zwischen-Räumlein am angeführten Orte bestreitet, so könne von der determinirten Figur und Größe derer materiellen Theile eines Cörpers keine andere Ursache, als die Bewegung, angegeben werden. Was mir hierbey jederzeit bedencklich vorgekommen, ist dieses, daß, wenn der Raum, den ein Cörper einnimmt, gantz erfüllet ist, und zwischen den Theilen der Materie wie gantz leere Räumlein anzutreffen sind, daß, sage ich, sodenn, meinem Bedüncken nach, auch gar keine Bewegung in einem solchen Cörper und mit denen Theilen der Materie, statt finden könnte. Denn da doch alle Bewegung eine Veränderung des Ortes mit sich bringet, so könnte kein Theil der Materie seinen Ort verändern, oder beweget werden, wenn nicht ein leerer Raum gemachet würde, welchen es einnehmen könnte. Ja da die gantze sichtbare Welt mit Cörpern angefüllet ist, und nirgends ein gantz leerer Raum seyn soll; so will mir auch nicht möglich scheinen, daß in der Welt eine Bewegung solchen Falls statt finden könne, und daß demnach die leeren Zwischen-Räumlein in der Materie, und in denen Cörpern, nicht so schlechterdings geläugnet werden möchten, folglich auch die Figur und Größe derer Theile der Materie nicht so

schlechterdings von der Bewegung hergeleitet werden dürften. Vielleicht schreibet sich diese Meynung, daß alle Materie in steter Bewegung seyn müsse, auch ein jedweder Cörper seine besondere bewegende Kraft habe, zugleich mit daher, weil man denen ersten Elementen, oder so genannten einfachen Dingen, eine besondere thätige Kraft beylegen will. Wir wollen uns in diese Untersuchung gar nicht einlassen, sondern sagen nur so viel, daß wenn auch die Materie in einer steten Bewegung wäre, und nothwendig seyn müste, dennoch dadurch der Beweis für die Existentz Gottes, da man a motu ad primum motorem schliesset, gar nichts von seiner Kraft und Gültigkeit verlieret. Denn es ist und bleibet die Bewegung in der Materie, und in den Cörpern sowohl, als die Materie und der Cörper selbst, etwas zufälliges, und da auch solche Bewegung beydes in Ansehung ihrer Geschwindigkeit, als auch ihrer Richtung, verschiedentlich seyn kan, und auch in der That verschieden ist; so muß die eigentliche Ursache, gleichwie von der Bewegung überhaupt, also auch von der Art und Weise der Bewegung, ausser der Materie, und ausser denen Cörpern, das ist, in Gott, ursprünglich gesuchet werden, welcher alle Dinge erschaffen, und denenselben die erste Bewegung eingedruckt hat. Wie man denn keine Bewegung cörperlicher Dinge sich einbilden kan, daß nicht dabey ein terminus a quo, per quem, und ad quem, statt finden sollte.

§. LIX.

Wenn wir setzen wollten, daß diese große Cörper ohne Bewegung wären, so würde man freylich nicht mehr fragen dürfen, wer sie in Bewegung setze; man würde aber immer berechtiget seyn zu fragen, wer denn diese Cörper gemachet habe? wie man sich ja wohl erkundigen kan, von wem diese Räder, oder diese Kugel, gemachet worden.

den. Und wenn man setzen wollte, es wäre ein jedweder von diesen großen Cörpern ein ungefährer Weise zusammen geflossener Haufe von atomis, welche sich, durch die Figur und Fertigkeit ihrer Theile, vereiniget und in einander geschlungen hätten, so würde ich einen von diesen atomis nehmen, und würde sagen: Wer hat diesen atomum erschaffen? Ist derselbe Materie? Ist er Geist? Hat er einen Begriff von sich selbst gehabt, ehe und bevor er sich selbst gemachet hat? So war er denn einen Augenblick eher, als er war; er war, und er war nicht zugleich, und auf einmahl. Und wenn er der Urheber seines Wesens, und der Art und Weise seines Wesens ist, warum hat er sich vielmehr zum Cörper, als zum Geiste, gemacht? noch mehr, dieser atomus hat er nicht angefangen zu seyn? ist er ewig? ist er unendlich? willst du wohl einen Gott aus diesem atomo machen?

Der Inhalt derer Schlüsse unsers Herrn Auctoris ist dieser: Alles, was existiret und ist, das ist entweder von sich selbst, und hat den Grund seiner Existentz in sich, oder es ist von einem andern, und hat den Grund seiner Existentz ausser sich. Da nun die Welt existiret und da ist, so ist sie auch entweder von sich selbst, und hat den Grund ihres Daseyns in sich, oder sie ist von einem andern, und findet den Grund ihres Daseyns ausser sich. Räumet man das letztere ein, wie man es nothwendig, von wegen der in und an der Welt allenthalben sich veroffenbarenden Contingentz, einräumen muß, so fällt der Atheismus auf einmahl dahin. Denn eben dasjenige, was der an sich zufälligen Welt die Würcklichkeit gegeben hat, ist Gott. Will man aber dieses nicht einräumen, sondern vorgeben, die Welt seye durch einen ohngefähren Zusammenfluß derer kleinsten Sonnen-Staub-

lein entstanden, so fliessen aus dieser Meynung viele ungereimte Folgen, und wenn diese daher fliessen, so kan solch Vorgeben ebenfalls nicht anders als ungereimt, und folglich Grundfalsch seyn. Es muß nemlich folgen, daß ein solches Sonnen-Stäubgen, wenn es seine Existentz von keinem principio ausser sich empfangen, sich selbst gemachet habe, und daß es also zu gleicher Zeit gewesen, und auch nicht gewesen sey. Es wäre gewesen, weil es sich selbst erschaffen und gemachet hätte, es wäre nicht gewesen, weil es erst erschaffen und gemachet worden. Diß aber ist ein offenbarer Widerspruch. Es würde weiter folgen, daß, weil es sein eigner Werckmeister gewesen, es auch verständig gewesen seyn müsse, aber auch einen sehr schlechten, ja gar keinen Verstand bewiesen hätte, weil es sich nicht vielmehr zu einem Geiste, als zu einem weit geringern Wesen, nemlich zu einem Cörper, gemachet habe. Es würde endlich folgen, daß, wenn es keinen Anfang gehabt haben sollte, es also ewig, folglich unendlich, unveränderlich, und schlechterdings nothwendig, mithin Gott selbst seyn müsse, weil die Ewigkeit, Unendlichkeit, Unveränderlichkeit, und absolute Nothwendigkeit, Eigenschaften des göttlichen Wesens sind. Da nun aber auch dieses, daß nemlich ein Sonnen-Stäublein, oder eine Menge derselben, Gott seyn und heissen solle, wiederum absurd und ungereimt ist, so muß es auch mit der Independentz und Ewigkeit der Welt, und ihrer Materie, eine gleichergestalt absurde und ungereimte Sache seyn. Nun sollte man ja wohl meynen, daß diese unserm Auctori beliebte Art zu schliessen ihre gute Richtigkeit hätte; allein es will dawider, sonderlich in der neueren Zeit, verschiedenes eingeworfen und excipiret werden. Man meynet, es könne auch wohl eine Welt, mithin zugleich die Materie ewig, und dem ungeachtet dennoch zufällig, dependent und erschaffen seyn, wenigstens seye schwerlich aus der Vernunft zu erweisen, daß die existirende Welt einen Anfang genommen habe, und nicht ewig seye, ob

schon

schon dadurch, und wenn dieser Anfang auch nicht erwiesen werden könnte, die Welt gar nichts von ihrer Zufälligkeit verliere, mithin dem daher genommenen Beweis für die Existentz Gottes gar im geringsten nicht präjudiciret, auch einem Atheisten nichts weniger, als zu viel, eingeräumet werde. Man machet einen Unterschied zwischen einer stetigen, und unveränderlichen, und zwischen einer nach und nach aufeinanderfolgenden veränderlichen Ewigkeit. Jene schreibt man Gott, und deme zwar alleine, zu, diese soll auch bey einer Welt und bey einer Creatur statt finden können, weil ja Gott von Ewigkeit her die schöpfende Kraft besitze, folglich auch von Ewigkeit her schaffen könne, und also eine ewige Creatur, und eine ewige erschaffene Welt möglich sey. Vielleicht würde man so gar unrecht nicht thun, wenn man sagte, daß diese Frage: Ob eine ewige Welt möglich sey? mit vieler, und sonderlich einem Christen höchst unanständigen Verwegenheit, aufgeworfen und disputiret werde. Denn da es unter Christen, nach heiliger Schrift, eine ausgemachte Warheit ist, daß, ausser dieser Welt, keine andere Welt sey, und daß diese existirende Welt ihren Anfang habe, warum, und zu was Ende fragt man denn lange, ob auch wohl irgend eine Welt von Ewigkeit her seyn könne? Vielmehr sollte ein christlicher Weltweiser also schliessen: Die Welt, die da ist, ist nicht ewig. Sie hat ihren Anfang. Gott hat ihr diesen Anfang gegeben. Und da dieselbe ein Werck des göttlichen freyen allmächtigen Willens ist, so muß sie doch der allweise Schöpfer, vor allen andern möglichen Welten, seinen bey der Schöpfung hegenden Absichten am gemässesten gehalten haben. Da nun die Welt, die nach dem Urtheil des göttlichen Verstandes, und nach der freyen Wahl des göttlichen Willens, so zu reden, die beste ist, gleichwohl einen Anfang ihrer Existentz hat, so muß es ja wohl selbst das Wesen dieser Welt mit sich bringen, daß sie angefangen habe zu seyn, weil Gott die Wesen der Dinge, als die etwas ewiges sind,

nicht verändern mag. Und wenn nun die beste Art der Welt dieses als eine wesentliche Eigenschaft an sich hat, und haben muß, daß sie einen Anfang ihrer Existentz habe, so muß diese Eigenschaft sich noch vielmehr bey allen übrigen geringern Welt-Arten finden, folglich ist es nach denen Grund-Sätzen des Christenthums unfehlbar gewiß, daß gar keine Welt ewig seyn könne, und daß also die Frage von der Möglichkeit einer ewigen Welt für einen Christen sich gar nicht schicken wolle. Daher auch diejenigen dem Christenthum und der heil. Schrift allerdings zu nahe treten, welche meynen, daß wenn der Apostel Act. XIV. und Rom. I. von der Schöpfung der Welt auf die Existentz Gottes schliesset, solcher Schluß zwar vollkommen richtig und überzeugend sey, gleichwohl daher noch nicht folge, daß der Apostel die Möglichkeit einer Schöpfung von Ewigkeit her, oder die Möglichkeit einer ewigen Welt verworfen und geläugnet, sondern nur die Schöpfung an sich, und also die Welt als etwas erschaffenes, das ist, als so etwas betrachtet und gefunden habe, welches nicht von und durch sich selbst, sondern von einem andern, nemlich von Gott, seine Würcklichkeit erhalten haben müsse, ohne dabey zu betrachten zu geben, ob solche Schöpfung von Ewigkeit her, oder in der Zeit geschehen sey? Ja man meynet, daß, indem Paulus Hebr. XI. ausdrücklich bezeuge, man wisse nicht anders, als durch den Glauben, das ist, durch das göttliche Zeugniß, daß die Welt einen Anfang habe, daß, sage ich, daher folge, man könne aus der Vernunft entweder gar nicht, oder sehr schwerlich beweisen, die Welt habe einen Anfang, und seye nicht von Ewigkeit, sondern in der Zeit erschaffen worden. Allein dieses Vorgeben ist nichtig, und der heiligen Schrift sehr nachtheilig, einem Feinde Gottes und seines Wortes aber angenehm und zuträglich. Wenn der Apostel spricht: Durch den Glauben mercken wir, daß die Welt NB. durch Gottes Wort verfertiget ist, so redet er nicht von der Schöpfung überhaupt und an sich, sondern

von

von der Schöpfung, wie sie von Mose beschrieben wird, daß sie durch Gottes allmächtiges wörtlich ausgedrucktes Sprechen (ῥήματι Θεοῦ) geschehen sey, und daß die Welt binnen sechs Tagen, und in einer gewissen Ordnung, und nach und nach erfolgter Verfassung, (κατηρτίσθαι) dargestellet worden. Dieses wissen wir aus der Vernunft nicht, und können es daher nicht wissen, sondern lediglich durch den Glauben, und von wegen des göttlichen Zeugnisses. Demnach ist des Apostels Meynung gar nicht, als ob die Schöpfung der Welt NB. in der Zeit, aus der Vernunft gar nicht zu erweisen stehe, sondern nur durch den Glauben erkannt werde, vielmehr folget dieses, daß weil nur die Mosaische Welt-Schöpfung durch den Glauben erkannt werden könne, übrigens die Schöpfung der Welt überhaupt, und daß sie iederzeit geschehen seyn müsse, eine der gesunden Vernunft von selbst einleuchtende Warheit sey. Was den Ort Rom. I. anbelanget, so fehlet es so viel, daß, mit denen Worten Pauli, die Möglichkeit einer Schöpfung von Ewigkeit sollte bestehen können, daß vielmehr der Apostel das Gegentheil behauptet, wenn er ausdrücklich bezeuget, daß aus der Schöpfung der Welt Gottes ewige Kraft und Gottheit, und demnach die Ewigkeit Gottes, erkannt, folglich zugleich der Anfang der Welt, und daß dieselbe nicht ewig sey, wahrgenommen werde. Ja! sagt man, hier ist ein Unterschied zwischen der Ewigkeit Gottes, das ist, zwischen einer fixen, unveränderlichen, und independenten Ewigkeit, und zwischen der möglichen Ewigkeit der Welt, das ist, zwischen einer successiven, veränderlichen, und dependenten Ewigkeit, zu machen. Jene werde aus der Schöpfung der Welt ersehen, und von der rede der Apostel, diese aber sey aus der Vernunft nicht erweißlich, und werde daher von Paulo nicht bestritten. Allein zu geschweigen, daß dieser gemachte Unterschied zwischen der Ewigkeit auf gar schlechtem Grunde beruhet, so weis man ja, daß, obgleich die heilige Schrift

die Unwandelbarkeit, die Unendlichkeit, und daß Gott alles, was er ist, und hat, auf einmahl, und gar nicht nach und nach, ist und hat, durchgehends von Gott lehret, selbige gleichwohl die schlechterdings nothwendige Ewigkeit Gottes, um uns dieselbe einiger maaßen faßlich zu machen, unter dem Bilde einer unendlichen succeßiven Dauer und Fortwährung vorzustellen pfleget. Ich bin, sagt Gott der Herr, der erste und der letzte, und außer mir ist kein Gott, das ist, außer mir ist nichts, das das erste und das letzte, und also nicht nur ohne Ende, sondern auch ohne Anfang sey. Es. 44, 6. Deine Jahre, sagt David von der Ewigkeit Gottes, währen für und für, oder von einem Zeit-Laufe zu dem andern בְּדוֹר דּוֹרִים שְׁנוֹתֶיךָ welche Beschreibung der göttlichen Ewigkeit der Apostel ebenfalls gebrauchet Hebr. I. τὰ ἔτη σου οὐκ ἐκλείψουσι. Wenn nun Paulus ausdrücklich bezeuget, daß man aus der Vernunft Gottes ewige Kraft und Gottheit, und also seine Ewigkeit, an den Wercken der erschaffenen Welt klärlich ersehen könne, und aber die Ewigkeit Gottes von ihme selbst in einer ohne Anfang und Ende fortwährenden Dauer gesetzet wird, so läugnet er ja unwidersprechlich, daß, außer Gott, eine so genannte, succeßive Ewigkeit statt finden könne, und daß folglich aus der Vernunft die Unmöglichkeit einer ewigen Welt, oder daß die Welt nothwendig einen Anfang haben müsse, zu erkennen und zu erweisen sey, obgleich, dem ungeachtet, bey Gott schlechterdings keine Succeßion, vermöge seiner allerhöchsten Vollkommenheit, statt finden kan, und uns seine Ewigkeit nur, wie gedacht, zu dem Ende also beschrieben wird, daß wir uns von derselben einiger maaßen einen Begriff machen mögen. Außer dem allen aber, und wenn man nun die Sache mit bloßen Augen der Vernunft ansiehet, so ist und bleibt die Frage: Ob eine ewige Welt möglich sey? nicht nur etwas unnützes, sondern auch etwas ungeräumtes. Man giebt zu, die Welt, es sey die gegenwärtige existirende, oder eine an-

andere, in der bloßen Möglichkeit liegende Welt, wenn sie existiren soll, so bringet sie nothwendig und vermöge ihres Wesens, mit sich, daß sie ihre Existentz und Würcklichkeit von einem Principio außer ihr, das ist, von Gott erhalte, und also das, was sie der Existentz nach ist, allererst werde, auch etwas erschaffenes sey und bleibe, wie denn selbst diejenigen, welche die Möglichkeit einer Schöpfung von Ewigkeit, oder einer ewigen Welt behaupten wollen, diese Sprache führen, daß sie sagen, eine solche Welt, ungeachtet ihrer Ewigkeit, sey doch erschaffen, habe ihre Würcklichkeit erhalten, und sey geworden, nur daß dieses von Ewigkeit her geschehen sey. Hier muß man nun entweder die Redens-Arten: Seine Würcklichkeit erhalten, erschaffen seyn, das, was man ist, werden, und dergleichen, und was man im gemeinen Leben mit diesen Ausdrückungen für Begriffe zu verbinden pflege, nicht verstehen, oder man muß zugestehen, daß diese Redens-Arten, ihrem allernatürlichsten und gewöhnlichsten Verstande nach, der Welt einen Anfang beylegen, und also die Ewigkeit schlechterdings von derselben ausschliessen. Hiernechst würde man vielleicht, von einer ewigen Welt und derselben Möglichkeit, gantz und gar zu fragen und zu disputiren aufhören, wenn man nur den Begriff der Zeit und Ewigkeit etwas mehr vor Augen hätte. Die Zeit ist ja an sich gar nichts reelles, sondern entstehet mit der Creatur und mit der Welt, oder mit solchen Dingen, die eine Veränderung und einen Aufeinanderfolg mit sich führen. Wäre gar keine Creatur, gar keine Welt, vorhanden, so wäre auch gar keine Zeit. Der Zeit wird die Ewigkeit entgegen gesetzet. Was also ewig ist, muß, eigentlich zu reden, kein Geschöpf, keine Welt, keine der Veränderung und Succeßion unterworfene Sache seyn. Es ist demnach ein ewiges Geschöpf, eine ewige Welt, eine eben so offenbare Contradiction, als wenn ich das, was schlechterdings nothwendig, unveränderlich, und ohne allen

Auf-

Aufeinanderfolg ist, etwas zeitliches nennen wollte. Endlich streitet selbst die neuere Beschreibung, oder Definition der Welt, wider die auch nur mögliche Ewigkeit der Welt. Die Welt, sagt man, ist eine Reihe veränderlicher Dinge, die neben einander sind, auf einander folgen, und insgesammt mit einander verknüpfet sind. So bald ich von einer Reihe, von einer Reihe veränderlicher, und aufeinanderfolgender, insgesammt in einander gegründeter Dinge höre, so kommt mir eine Anzahl und Menge von Dingen in die Gedancken, die zwar wohl gewaltig ausgedehnet, und wer weis wie lang, und groß, gesetzet werden kan, aber doch, eben deswegen, weil es eine Reihe, eine in sich bestimmte Zahl und Menge ist, auch nothwendig einen Anfang haben muß, so wie eine obgleich unaussprechlich lange Zahl dennoch von der Eins sich anhebet, und also einen Anfang hat. Wir machen daher den Schluß, und sagen mit unserm Auctore, wer da meynet, daß die Welt keinen Anfang habe, und ewig sey, oder nur keinen Anfang haben, und ewig seyn könne, der sagt auch, daß die Welt unendlich sey, und machet die Welt selbst zu Gott, ob wir gleich hiermit denenjenigen, die die Ewigkeit der Welt für etwas mögliches, oder die Schöpfung derselben in der Zeit, aus der Vernunft für unerweislich halten, keines weges so gleich diese Meynung, als ob sie derentwegen die Welt für Gott hielten, beylegen können, oder wollen.

§. LX.

Die Milbe hat Augen, sie wendet sich, so bald sie an Dinge trifft, die ihr etwan schaden könnten. Setzt man sie auf einen glatten Tisch, um sie besser zu betrachten, und hält ihr, indem sie fort kreucht, den geringsten Halm vor, sogleich ändert sie ihren Weg, und wendet sich auf eine andere Seite. Soll ihr humor crystallinus, ihre

tuni-

tunica retina, ihr nervus opticus, ein Spiel des blinden Glückes seyn?

Die Milbe heißet bey uns dasjenige kleine runde und weiße Würmgen, welches bey denen Griechen und Lateinern Acarus, bey denen Franzosen aber le Ciron, genennet wird. Ob das griechische Wort, von dem α privativo und κείρω tondeo, weil dieser Wurm, seiner Kleinigkeit wegen, nicht wohl gefasset und zerstochen werden könne, das französische Ciron aber von χεὶρ herkomme, weil dieses Würmgen sich weit eher an die Hände, als sonst irgendwo anzuhängen pflege, ist wohl unnöthig zu untersuchen. Der Auctor will das kleinste von denen bekannten Würmern namhaft machen, und die Absicht dessen, daß nemlich auch die allerkleinsten Würmgen auf Gott weisen, werden wir bald vernehmen.

§. LXI.

Man wird in einem Tropfen Wasser, darein man Pfeffer gelegt, und zergehen lassen, eine fast unzehlige Menge von kleinen Thiergen gewahr, deren Figur, und wie sie sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, als eben so viel Ungeheuer in dem wilden Meere, bewegen, durchs Vergrösserungs-Glaß bemercken kan. Ein jedwedes dieser Thiergen ist tausendmahl kleiner, als eine Milbe, nichts destoweniger ist dasselbe ein Cörper, der lebt, der sich nähret, der da wächset, der auch Musceln, der Safft-Gefässe, Nerven, Blut-Adern, Arterien, und ein Gehirn haben muß, wodurch die Lebens-Geister vertheilet werden.

Ob das vom Auctore angeführte Experiment seine Richtigkeit habe, und ob das, was in dem durch den aufgelößten Pfeffer alterirten Wasser, als in Bewe-

gung

gung stehend, zu sehen ist, würcklich so viel kleine Würmer sind? will ich denen mit hiezu benöthigten Instrumenten versehenen Natur-Kündigern zu untersuchen und auszumachen überlassen. Man will sonst dergleichen auch von dem Eßig, und daß desselben gantzes Wesen aus nichts, als kleinen Würmlein bestehe, durchs Vergrösserungs-Glaß angemercket haben. Allein könte es wohl nicht möglich seyn, daß die flüchtigen Saltz- und zarten Schwefel-Theilgen des Eßigs, und die aufgelößten sehr subtilen Particulæ des Pfeffers, auch dem gewaffneten Auge, gar leicht als so viele lebende Würmlein, vorkämen? Und wenn nun dem also wäre, so würde doch unsers Auctoris Beweis dadurch gar nicht entkräftet werden, weil sein Satz, daß es fast unbegreiflich kleine Würmer giebt, sonst schon zur Gnüge erwiesen ist.

§. LXII.

Ein Fleckgen Schimmel, so groß als ein Sand-Korn, siehet durchs Vergrösserungs-Glaß als ein Haufe vieler sehr verschiedener Blumen aus, davon einige Blüthen, andere Früchte haben. Bey einigen scheinen die Knospen nur halb aufgebrochen zu seyn, einige sind schon wieder verwelcket. Wie ungemein klein müssen nun nicht die Wurtzeln und Röhren seyn, darinnen die Nahrungs-Säffte dieser kleinen Pflantzen abgesondert werden! Und wenn man bedenckt, daß diese Gewächse sowohl ihre Saam-Körner, als die Eichen und Fichten, haben, und daß diese vorhin gedachten kleinen Thiergen sich ebenfalls durch den Weg der Zeugung vermehren, sowohl als die Elephanten und Wallfische; Wohin führet uns dieses alles nicht? Wer hat an so zarten, so feinen und subtilen Werckgen zu arbeiten gewußt, die doch dem

menschlichen Gesichte sich entziehen, und die eben so, wie die Himmel, obschon beym andern Extremo, fast ins Unendliche gehen? Sollte diß nicht eben derjenige seyn, der die Himmel, und die Gestirne des Himmels, diese ungeheure Klumpen, die von wegen ihrer Grösse, ihrer Höhe, ihrer Geschwindigkeit, und der grossen Weite ihres Umlaufs, recht erstaunlich sind, gemachet hat, und dem es nur ein Spiel-Werck ist, dieselbigen in Bewegung zu setzen?

Es ist immer gewöhnlicher, daß man, zum Beweis der Existentz Gottes, und dessen Allmacht, auf die grossen Welt-Cörper, und dieses zwar mit allem Recht, sich beruffet; als daß man, in solcher Absicht, sein Augenmerck auf das Kleine in der Natur richten sollte. Da doch gewißlich hier eben so wohl, als dort, der Finger Gottes zu bemercken ist, und maxima in minimis angetroffen werden. Diese Unachtsamkeit rühret wohl vornehmlich daher, weil das Kleine mit seinen bey sich führenden Beweisthümern von Gott nicht so gleich, noch so deutlich als das Größere, in die Augen leuchtet. Daß nun aber die Materie, in der Natur, in unsäglich kleine Theilgen getheilet sey, und fast ins Unendliche gehe, solches ist in den Schulen derer Natur-Kündiger, sonderlich derer, die mit Experimenten zu thun haben, eine ausgemachte Sache. Der Herr Regierungs-Rath Wolff führet in dem ersten Theile seiner Natur-Lehre Cap. I. §. 3. aus des Robert Boyle Exercit. de mira subtilitate effluviorum an, daß ein einiger Gran Gold sich in zwey Million Theile zertheilen lasse, davon einer noch mit bloßen Augen zu erkennen ist. Er führet l. c. weiter aus, daß, wenn man ein solches Stäublein Gold, dergleichen zwey Millionen, wie gedacht, in einem Gran Golde, gefunden werden, durch ein Vergrösserungs-Glaß, das den Cörper nur 8000 mahl vergrößere, an-

sehe,

sehe, solch Stäublein 8000 mahl grösser, als mit blossen Augen, aussehen müsse, und daß folglich der acht tausende Theil davon so groß aussehen werde, wie das gantze Stäublein vor den blossen Augen aussiehet; man könne daher mit Recht setzen, daß in einem solchen Gold-Stäubgen noch acht tausend von einander unterschiedene Theilgen sind, mithin habe ein Gran Gold nicht nur zwey Millionen, sondern sechzen tausend Millionen Theile, deren ein jeder noch nichts anders, als Gold, sey. Wenn nun dasjenige Vergrösserungs-Glaß, wodurch ein Cörper acht tausend mahl vergrössert wird, eines von denen schlechtesten ist, so kan man gar leicht begreiffen, wie ungleich mehr Millionen Theile in einem einigen Grane Gold angetroffen werden würden, wenn man biß auf solche Vergrösserungs-Gläser gehen sollte, die in die dreyßig tausend mahl eine Sache vergrößern. Woraus man sehen kan, von was für einer unsäglichen Subtilität die Materie sey, und wie unendlich groß der Verstand, und die Macht desjenigen seyn müsse, der alle diese Theilgen hervor- und zusammen gebracht hat. Gewiß, wie der gantze Welt-Raum von einer solchen unaussprechlichen Weite ist, daß endlich alle unsere Gedancken in demselben sich verlieren, also gehet es auch wiederum ins Kleine so unaussprechlich weit herunter, daß man es weder mit Sinnen noch mit der Vernunft erreichen kan. Und sagt daher unser Herr Auctor mit Recht, daß beyde Extrema, so zu reden, ins Unendliche hinein laufen, oder daß es im Kleinen so herunter, wie im Grossen hinauf gehe. Und wie nun also die Himmel die Ehre Gottes erzehlen, und die Veste seiner Hände Werck verkündiget, so wird uns ebenfalls diese Ehre stet, und das Werck seiner Hände durch ein jedwedes Sonnen-Stäublein an den Tag gelegt. Praesentemque refert quaelibet herba Deum, das ist, wie ein vornehmer Lehrer unserer Kirchen es verdeutschet hat:

Kein

Kein Gräßlein (Stäublein) in der Welt ist so gering und klein,
Es muß von unserm Gott ein treuer Zeuge seyn.

Diese Allmacht und Weisheit Gottes wird noch deutlicher in die Augen leuchten, wenn man mit unserm Auctore in Erwegung ziehet, daß es so gar lebendige Thierlein von einer solchen unsäglichen Subtilität und Kleinigkeit giebt. Ausser dem, was von unserm Auctore angeführet wird, so hat obgedachter Herr Wolff in seiner Metaph. Cap. 2. §. 85. angemercket, daß der gelehrte Jesuit Franciscus Tertius de Lanis mehr als einmahl durch ein Vergrößerungs-Glaß, dadurch ein Cörper 27000000 mahl vergrößert wird, ein Würmlein betrachtet habe, das nicht größer als ein Gersten-Korn ausgesehen, und 20 bis 24 Füsse gehabt, und daß folglich in einem Raume, der ein sieben und zwantzig Million Theilgen von einem Gersten-Korn ist, ein Thier mit 24 Füssen seyn könne. Ingleichen berichtet er l. c. von dem Eustachio Diviro, daß derselbe durch ein Vergrößerungs-Glaß, dadurch ein Cörper 294207 mahl vergrößert wird, ein vielfüßiges Würmlein gesehen, so in dieser Vergrößerung nicht größer als das kleinste Sand-Körnlein geschienen, und daß folglich in dem Raume des kleinesten Sand-Körnleins zwey hundert vier und neunzig tausend zwey hundert und sieben vielfüßige Thiere seyn können. Dergleichen Versuche, und daraus gezogene Anmerckungen man noch mehr in denen Micrographien derer Physicorum finden kan. Da nun dergleichen unbegreiflich kleine Thierlein nicht nur ihr Leben, sondern auch die in- und äusserlichen Theile eines lebendigen Leibes haben, mithin die allersubtilesten Machinen sind, die nur durch die Einbildungs-Kraft vorgestellet werden können; so muß derjenige, der solche Dinge von ohngefähr entstanden zu seyn glaubet, die der allergeschickteste Künstler, ich will nicht sagen, zu verfertigen, sondern nur aus einander zu nehmen, nimmermehr im Stande ist, entweder allen Verstand ver-

lohren haben, oder er muß mit denen Egyptischen Zauberern bekennen, das ist Gottes Finger! Gewißlich nicht nur der Behemoth, der Adler, und der Strauß Hiob 40. sagen uns, daß ein Gott sey, sondern es sagen es uns auch die Sperlinge, ja die allerverächtlichsten Milben. Matth. 12.

§. LXIII.

In der That, der Mensch genieſſet der Sonnen, des Mondes, der Sternen, und ihrer Einflüsse, wie er der Luft, die er aus- und einhauchet, und der Erden, darauf er wandelt, und die ihn unterhält, genieſſet. Wäre es auch nöthig, daß zu der Gewißheit einer in facto gegründeten Sache annoch die Aehnlichkeit und Wahrscheinlichkeit beygefüget werde, so zeiget sich diese letztere hiebey gantz klärlich. Maaßen ja der Himmel, und alles, was am Himmel ist, so viel den Adel und die Würde anbetrifft, mit dem geringsten Menschen auf der Erden in keine Vergleichung kommen kan; auch zwischen denen Himmels-Cörpern und den Menschen eben eine solche Proportion ist, als zwischen der Materie, die aller Empfindung und Vernunft unfähig, und nur nach denen dreyen Dimensionen ausgedehnet ist, und zwischen einem Geiste, einer Vernunft, oder einem Verstande sich befindet. Sagt man, der Mensch hätte solcher Dinge, wenigstens zu seiner Erhaltung, entübriget seyn können: So antworte ich, daß Gott, um seine Allmacht, seine Güte, und seine Herrlichkeit darzulegen, nichts geringers machen konnte. Denn wir mögen von seinen Wercken auch noch so viel sehen, so konnte er doch unendlich mehr bewerckstelligen.

Hier

Hier wird einem Einwurfe begegnet. Man sagt: Wenn die Welt, und insonderheit die erzehlten großen Cörper der Welt nicht von ohngefähr da sind, sondern durch ein ausser der Welt subsistirendes höchstverständiges, weises, und mächtiges Wesen, hervorgebracht worden, so müssen auch solche Geschöpfe zu gewissen Absichten, Gebräuchen und Nutzungen, sonderlich für die Menschen, gemachet seyn. Weil ein verständiges Wesen nicht ohne heilsame Absichten zu handeln pfleget. Was haben denn nun aber die so unermeßlich weit von unserer Erden entfernten Sterne für einen Nutzen für die Menschen? Könnte der Mensch nicht eben sowohl seyn und leben, wenn schon dieselben gar nicht vorhanden wären? So sind sie denn vergeblich und umsonst da! So findet hier mehr ein blindes Ungefähr, als Verstand und Weisheit statt! Hierauf wird eine doppelte Antwort gegeben: 1) Ist es falsch, daß die Cörper des Himmels für den Menschen auf Erden gar keinen Nutzen haben sollten. Denn was Sonne und Mond anbetrifft, so ist es ja unläugbar, daß unsere Erde derselben gar sehr gebessert ist. Ja! die Einflüsse des Sonnen-Cörpers sind so nothwendig und unentbehrlich, daß ohne dieselben die Erde weder Frucht bringen, noch zur Wohnung der Menschen und Thiere geschickt seyn würde. Was die übrigen Gestirne anbetrifft, so ist freylich an dem, daß wir unter denenselben gar viele, ihrer unermeßlichen Weite halber, entweder gar nicht, auch nicht einmahl mit gewaffneten Augen, zu sehen bekommen, oder doch höchstens weiter nichts, als ein weniges Licht, erblicken, von welchem Lichte auf unsern Erdboden wenig oder nichts herunter fällt, und wir desselben gar wohl, zu unserer Erhaltung und Gemächlichkeit, entbehren könnten. Daher es denn freylich das Ansehen gewinnen will, als ob diese so weit entlegene Cörper gar nicht um unsert willen da seyn müsten. Allein wenn dem auch also wäre, und wir solcher Geschöpfe gar nichts gebessert wären, so folgt doch noch lange

nicht, daß sie von gantz und gar keinem Nutzen, oder wohl gar ein ungefährer Fall des Glücks seyn sollten. Man weis ja, und bemercket es in allen denen Welt-Cörpern, die wir näher bey uns haben, und genauer betrachten können, daß da immer eins um des andern willen beysammen ist, und auf einander folget, folglich alles zu gewissen Absichten da, mithin auch brauchbar und nützlich ist. Was nun bey einem Theile der Welt statt findet, das muß auch von denen übrigen Theilen der Welt gesaget werden, weil derjenige, der in einem Stücke höchst weislich gehandelt hat, gewißlich in dem andern nicht unweislich verfahren kan, obgleich freylich die Absicht und der Nutzen von einem Dinge immer eher, als von einem andern, hervor leuchtet. Hier zeiget sich der Nutzen sogleich, und unmittelbar, anderswo lässet sich derselbe nur unmittelbarer Weise, und gantz in der Ferne, bemercken. Wie offters kommen in einem großen Gebäude, oder in einer künstlichen Machine, solche Dinge vor, die man für unnöthige Kleinigkeiten halten möchte, da doch ein der Sachen kundiger bald siehet, daß sie ihren guten Nutzen haben, und wenn sie nicht da seyn sollten, die andern Stücke entweder gar nicht, oder nicht so gut zu gebrauchen und zu nutzen seyn würden. Könnte es denn nun nicht mit dem Systemate des Himmels gleiche Bewandniß haben? Sollte es wohl unmöglich, und nicht vielmehr gar vermuthlich seyn, daß, da doch immer in der Welt sich eins aufs andere beziehet, jene weit entfernte Cörper, in ihren Verhältnissen und Verbindungen unter einander, das ihrige mit beytrügen, daß diejenigen Cörper, die uns näher, und vor andern nutzbar sind, in ihrem Wesen, Stande, Kräften und Würckungen, erhalten würden? und also würden sie endlich doch ihren Nutzen auch für uns haben, und um unsert willen vorhanden seyn. Ausser dem aber ist 2) mit unserm Auctore zu mercken, daß diese hohe und erhabene himmlische Cörper dennoch Beweisthümer der göttlichen Macht, Weisheit, Güte

und

und Herrlichkeit sind. Kan man diß an ihnen erkennen, so ist der Nutzen dieser Geschöpfe um so viel herrlicher, je nöthiger und heilsamer einem Menschen das Erkenntniß seines Gottes ist. Die Welt ist zu dem Ende von Gott gemachet, daß sie ein Spiegel seyn sollte, darinnen man Gottes, des Schöpfers, unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, ersehen, und solche Einsicht sich im Dienste Gottes zu Nutze machen möchte. Wenn nun die Welt uns Gottes unermeßliche Kraft und Macht vorstellig machen sollte, so muste sie gewißlich auch ein dem grossen Gott anständiges Werck, und folglich von einer unermeßlichen Größe seyn. Ich will hierüber den Herrn Hof-Rath Wolff reden lassen, als dessen Worte, in diesem Stücke, mit denen Gedancken unsers Auctoris, dem Grunde nach, einerley sind. „Da nun, schreibt derselbe in denen vernünftigen Ge„dancken von den Absichten der natürlichen Dinge P. I. „Cap. VHI. §. 75. die entsetzliche Größe der Welt den „Menschen zur Erkenntniß der Größe der göttlichen „Vollkommenheiten bringet, und insonderheit ihre Un„ermeßlichkeit vor Augen leget, die Haupt-Absicht aber, „die Gott bey der Welt gehabt, keine andere, als diese „ist, daß sein unsichtbares Wesen mit denen eigenthüm„lichen und unendlichen Vollkommenheiten, als in ei„nem Spiegel, ersehen werde, so siehet man leicht, „warum Gott die Welt so groß gemacht hat. Ein Gott „von unendlichem Verstande, unendlicher Weisheit, und „unermeßlicher Macht, muß ein Werck hervorbringen, „was von unaussprechlicher Größe ist, wofern man die „Größe seiner Kunst daraus nehmen soll. Wenn ein „Künstler ein geringeres Werck machet, da er ein gar „viel besseres machen könnte, so kan man wohl daraus „ersehen, daß er ein guter Künstler ist, allein man kan „die Größe seiner Kunst noch nicht daraus erachten, „und er selbst hat nicht ein so großes Wohlgefallen dar„an, als an demjenigen, was er vor sein Meister-Stü„cke hält. Und daher unerachtet keine Creatur die Größe

„der Welt übersehen noch überdencken kan, und man „darum, in Ansehung ihrer, vermeynen könnte, als „wenn Gott nicht nöthig gehabt hätte, die Welt von so „ungeheurer Größe zu machen, hat er doch in Ansehung „seiner selbst sie von einer so erstaunenden Größe ge„macht. Denn da er sie gantz übersiehet von dem Grö„sten an bis auf das Kleinste, so ist auch er in dem „Stande zu urtheilen, daß er alles auf das beste und „prächtigste gemacht, und findet darinnen sein Wohl„gefallen.„ Wie aber dieses aus Betrachtung des erstaunlichen Welt-Gebäudes hergeleitete Erkenntniß Gottes auch den Menschen zum Vergnügen an Gott, zur Selbsterkenntniß, zur Wahrnehmung seiner Niedrigkeit und Ohnmacht, zum Vertrauen auf Gott in Noth und Gefahr, und überhaupt zur Beförderung der Ehre Gottes, und Ausübung der Tugend, erwecken könne und solle, davon hat eben derselbe l. c. Cap. IV. §. 38. seqq. schöne Anweisung gegeben. Wenn man diese, des Herrn Wolffens, im angeführten Buche, hin und wieder gegebene Anweisungen zum Erkenntniß und Dienste Gottes, mit unpartheyischem Gemüthe erweget, so muß man bekennen, daß Herr Wolff mit einem recht aufrichtigen Eifer für die Ehre Gottes, und also auch für die Beförderung der Warheit und Tugend, geschrieben, oder, wenn es daran bey ihm fehlen, und in seinen Lehren ein heimliches Gift verborgen seyn sollte, so müste er gewißlich der boßhafteste Mann von der Welt seyn, als der seinen Lesern einen so blauen Dunst für die Augen zu machen, und sie so meisterlich hinter das Licht zu führen wisse, dergleichen unaufrichtiges Wesen aber aus seinen Schrifften, und seiner gebrauchten Schreib-Art, mit keinem Grunde zu erweisen ist.

§. LXIV.

Die gantze Welt, wenn sie für den Menschen gemachet ist, ist doch, dem Buchstaben nach, eine geringe Sache, die Gott für den Menschen

schen gemachet hätte. Der Beweis hiervon ist aus dem Grunde der Religion zu ziehen. Es ist also dem Menschen für gar keine Einbildung, oder Hochmuth, anzuschreiben, wann er, durch Kraft und Hülfe der Warheit, auf seine Vortheile aufsehen ist. Es würde vielmehr Blind- und Tummheit von ihm seyn, wann er sich nicht überführen lassen wollte, durch die bündigen Beweisthümer, deren die Religion sich gebrauchet, um ihm seine Privilegia, seine Vorrechte, seine Heils-Mittel, seine zu hoffen habende Glückseligkeiten bekannt zu machen; um ihn zu belehren, was er ist, und was er werden kan.

Der Mensch hat von Natur eine Liebe zu sich selbst, und will, daß es ihm so lange, und in einem so hohen Grade, als nur immer möglich ist, wohl gehen möge. Die natürliche Neigung des Menschen zu seiner Wohlfahrt ist an und für sich nichts böses, vielmehr etwas gutes, und in so fern eine Gabe Gottes, die er dem Menschen, zu desselben Besten, anerschaffen, auch noch nach dem Falle, gelassen hat. So thut nun der Mensch gar nicht unrecht, vielweniger kan es ihm für einen Hochmuth ausgeleget werden, wenn er nach diesem Natur-Triebe seine Erhaltung und Wohlfahrt begehret und suchet. In der sichtbaren Welt, die er vor sich hat, findet er lauter zusammengesetzte cörperliche Dinge. Diese mag er ansehen und versuchen, wie er will, so können sie ihm weiter zu nichts, als zu einiger Erhaltung und Gemächlichkeit seines Leibes und leiblichen Lebens, dienlich seyn. Ja wenn er den gantzen unermeßlichen Himmels-Raum durchwandern, und alle daselbst befindliche Cörper nach der Ordnung aufs genaueste anund durchschauen könnte, so würde er doch an keinem derselben die wahre Ruhe und Glückseligkeit finden, die

für ihn, als ein vernünftiges, und mit Freyheit des Willens begabtes Wesen, anständig ist. Es sagt daher unser Auctor mit Recht, daß, wenn auch die gantze Welt für den Menschen und ihme zu gefallen gemachet wäre, so würde doch dieselbe, ihrer erstaunlichen Größe und Bewundernswürdigen Schönheit ungeachtet, für den Menschen, das ist, für die Herstellung seiner Glückseligkeit, und zur Stillung seines Verlangens, noch viel zu klein seyn. Daher müssen dem Menschen anderswoher Mittel und Wege gezeiget werden, durch deren Gebrauch er dasjenige erlange, was er verlanget, und doch weder in sich, noch ausser sich in der Welt finden kan. Diese Mittel des Heils werden ihm in der Religion angewiesen. Und daher ist der Mensch, nach eben diesem Triebe seiner natürlichen Selbst-Liebe, befugt, ohne etwan einen Hochmuth zu begehen, ja er ist verbunden, um die wahre Religion sich zu bekümmern, sein Heil darinnen zu suchen, und der gegebenen Anweisung zu folgen. Das würde Hochmuth und Blindheit seyn, wenn der Mensch bey sich selbst, und dem Wesen dieser Welt bestehen bleiben, und mit seinen Forschungen nach Ruhe und Glückseligkeit nicht weiter gehen wollte. Denn da würde er sich selbst, oder das, was noch geringer, als er, ist, zur Quelle des Segens und Lebens machen. Da doch diese Quellen löcherichte Brunnen sind, die kein Wasser der Erquickung und Zufriedenheit geben können. Im Gegentheil ist es ein großer Verstand und eine heilsame Demuth, wenn der Mensch von sich, und von der Welt ausgehet, und sein Heil in Gott, mithin in dem geoffenbarten Willen Gottes, und also in der Religion, suchet.

§. LXV.

Aber der Monden-Cörper ist auch bewohnet, es ist wenigstens nicht unmöglich, daß er bewohnet sey! Was sagst du, Lucili, und zu was Ende sagst du diß? Voraus gesetzt, daß ein Gott ist,

was

was ist alsdenn in der That unmöglich? Du fragst vielleicht, ob wir es allein in der Welt sind, die Gott so wohl versehen habe? ob nicht auch im Monden entweder andere Menschen, oder andere Geschöpfe zu finden, denen Gott sich eben also günstig erzeiget habe? Eitle Curiosität! nichtswürdige Frage! Der Erd-Boden, Lucili, ist bewohnt, wir bewohnen denselben, und wir wissen, daß wir denselben bewohnen. Wir haben von alle dem, was wir von Gott und von uns selbst dencken sollen, unsere Beweis-Gründe, unsere deutliche Erkenntniß, unsere Ueberzeugungen. Laß doch diejenigen, die in denen Himmels-Kugeln wohnen, sie mögen seyn, wer sie wollen, sich um sich selbst bekümmern, sie haben ihre, und wir haben unsere Sorgen. Du hast, Lucili, den Mond genau observiret, du hast seine Flecken, seine Tiefen, seine Ungleichheiten, seine Höhe, seine Breite, seinen Lauf, seine Zu- und Abnahme, seine Verfinsterungen erkundiget. Kein Stern-Kündiger ist weiter gekommen: Erdencke und mache dir neue Instrumente, beschaue den Mond mit noch größerer Aufmercksamkeit: Siehest du denn nun, daß er bevölckert, und mit was für Thieren er bevölckert ist? Sehen sie wie Menschen aus? Sind es Menschen? Laß mich doch hernach auch einmahl sehen, und wenn wir beyde mit einander überführet sind, daß Menschen den Mond bewohnen, so laß uns alsdenn weiter untersuchen, ob es Christen sind, und ob Gott seine Gunst-Bezeugungen zwischen ihnen, und uns, vertheilet habe?

Lucilius macht einen anderweiten Einwurf, daß die Welt nicht um unsert willen, die wir den Erdboden bewohnen, vorhanden sey, weilen vielleicht auch im Monden Menschen wohneten, solches wenigstens gar nichts unmögliches wäre. Aber dadurch gewinnet derselbe nicht nur nichts wieder die Existentz Gottes, sondern giebt nur noch mehrere Gründe, zur Erkenntniß und Verherrlichung Gottes, an die Hand. Zwar erhellet aus des Herrn de la Bruyere Antwort gar deutlich, daß er die Frage: Ob der Monden-Cörper ein leerer und wüster Klumpen sey, oder ob er auch so, wie unser Erd-Cörper von lebendigen Creaturen bewohnet werde? für eine eitle Curiosität, und läppische Frage hält, auch derentwegen seinen Lucile nur darüber spottet. Allein heutiges Tages, da man in Astronomischen Wissenschaften weiter, als zu des Herrn Auctors Zeiten, gekommen, ist, will diese Frage nicht mehr als etwas eitles und lächerliches, vielmehr die Bejahung derselben als etwas höchst wahrscheinliches beydes von Welt-Weisen, als auch von Theils Gottes-Gelehrten, angesehen werden. Ja! man giebt diese Vermuthung nicht allein von unserm Monden, sondern auch von allen übrigen Planeten, vor. Man sagt, der Mond, und alle übrige Planeten sind an sich finstre, undurchsichtige und daher dichte Cörper. Sie sind theils bey nahe so groß, theils noch viel größer, als unsere Erde. Man bringet von alle dem gnugsame Beweisthümer, und Observationes bey. Man will in dem Monden, so wohl, als auf unserer Erden, festes Land und Wasser, auch Berge und Thäler, nicht weniger einen Luft-Kreyß um denselben bemerckt haben. Man schliesset, wo Land und Wasser, wo Berg und Thal, wo Ausdünstungen und Luft, folglich auch Regen und Thau, zu befinden, da werden vermuthlich auch Kräuter und Bäume gezeuget. Wo aber Kräuter und Bäume sind, da finden sich vermuthlich auch lebendige Creaturen, die derselben genieſſen, und da die Welt überhaupt

haupt zu dem Ende von Gott gemachet ist, daß desselben unsichtbahres Wesen, aus denen sichtbaren Wercken der Welt, erkannt und verherrlichet werde, solches aber nur von vernünftigen Creaturen geschehen kan; so ist auch wahrscheinlich, daß in dem Monden-Cörper vernünftige Geschöpfe gefunden werden, welche aus denen daselbst befindlichen leblosen und unvernünftigen Geschöpfen ihren und derselben Schöpfer wahrnehmen und verehren. Auf gleiche Weise urtheilet man von denen übrigen Planeten, weil sie von gleicher Beschaffenheit mit dem Monden, und unserer Erden, das ist, ebenfalls dichte, feste, und an sich finstere Cörper sind. Man meynet auch mit Recht und gutem Grunde also von dem einen auf den andern schliessen zu können, weil wir es ja durchgängig also zu halten pflegen, daß, was wir in einem Dinge von einer gewissen Art antreffen, wir auch dieses einem jeden andern Dinge von der Art zueignen. Diejenigen, die zuerst die so genannte Neue Welt entdecket, haben es eben also gemacht. So bald sie ein bißher unbekannt gewesenes festes Land wahrgenommen, so haben sie, und zwar nicht ohne Ursache, gemuthmaaßet, es werde dasselbe eben so wohl als unser Land mit Kräuten und Bäumen gezieret, auch mit Thieren und vernünftigen Creaturen bewohnet seyn, daher sie sich auch, in einer, solchen Muthmaßungen gemässen, Verfassung dahinan gemachet haben. Voraus gesetzt nun, daß der Mond, und die übrigen Planeten insgesammt nichts anders, als Erd-Kugeln sind, so scheinet man freylich wohl mit guter Vernunft annehmen zu können, daß es auf denenselben eben so, wie auf unserer Erd-Kugel, beschaffen seyn, und es folglich daselbst lebendige und leblose Creaturen geben werde. Man führet weiter an, daß die meisten dieser Planeten so weit von unserer Erden abstehen, daß von denenselben entweder gar kein, oder ein sehr weniges Licht biß zu unserer Erde kommet, und demnach um dieses wenigen Lichtes halber, dessen wir nicht einmahl benöthiget

sind,

sind, diese so ungeheure Cörper ohnmöglich da seyn können. Hierzu komme noch, daß selbst in einigen Planeten, als Z. E. in der Venus, Tag und Nacht so wohl, als auf der Erden, mit einander abwechseln, welches ja vornehmlich denen Creaturen zum Besten also geschehen müsse. Gott und die Natur mache nichts vergeblich. Es würde aber beynahe ein vergebliches Werck seyn, wenn so große Welt-Cörper, die zum Theil unsern Erdboden an Größe vielmahls übertreffen, übrigens aber demselben gleich sind, gantz wüste und leere Klumpen seyn sollten, vielmehr, und wenn dieselben als bewohnt angenommen würden, gereiche solches allerdings zu einer weitläuftigern Erkenntniß und Verherrlichung Gottes. Diese und dergleichen Gründe wissen diejenigen anzuführen, welche dafür halten, daß nicht allein der Mond, sondern auch andere Himmels-Cörper mit Creaturen angefüllet seyn können, ja würcklich angefüllet sind. Nun ist es 1) gewiß, daß bereits einige derer Alten in dieser Meynung gestanden sind. Cicero führet in seinen academischen quæstionibus einen Welt-Weisen, Namens Xenophanes, an, welcher vorgegeben, habitari in luna, eamque esse terram multarum urbium, & montium, das ist, es sey auch der Mond bewohnt, und sey derselbe ein Land voller Städte und Berge. Cicero setzet hinzu, daß er eben so wenig dafür schweren würde, es sey nicht an dem, als Xenophanes dafür schweren könne, daß es in der That sich also verhalte. Es ist 2) zu mercken, je weniger jemand ehedem derer Gestirne am Himmel, und derselben Beschaffenheit kündig gewesen, desto wundersamer, und lächerlicher ist ihm auch diese Meynung vorgekommen, und je erfahrner jemand heutiges Tages in Astronomischen Wissenschaften und Observationen ist, desto geneigter wird sich auch derselbe finden lassen, dieser Meynung beyzutreten. Es ist auch 3) nicht gleich alles, was einem zuerst wundersam und unbegreiflich vorkommt, derentwegen in sich falsch und ver-

verwerflich. Man sage doch einmahl einem Einfältigen, der die Größe und übrige Beschaffenheit des Monden nach dem äusserlichen Augenschein beurtheilet, daß dieses Gestirne am Himmel eben eine solche finstere grobe Kugel, wie unsere Erde, und auch mit Creaturen bewohnet sey, wird derselbe nicht darüber lachen, und es für unmöglich halten? Dadurch aber und daß es ihme unbegreiflich ist, wird die Sache selbst nicht falsch und irrig. Ein Stern-Kündiger, der die Sache mit gantz andern Augen ansiehet, findet darinen gar nichts unmögliches, folglich auch nicht so etwas, das ungeräumt und lächerlich wäre. Was ehedem die nunmehro zur unläugbaren Wahrheit gewordene Meynung von denen Antipodibus und Gegen-Füssern für Schicksaale gehabt, und wie man sie als die gefährlichste Ketzerey bestritten, solches ist zur Gnüge bekannt. Ob nun gleich nicht zu vermuthen stehet, daß die Frage: Ob der Mond, oder irgend ein anderer Planete, bewohnet sey, oder nicht? mit einer solchen Gewißheit, als die Frage von denen Antipodibus, jemahls werde ausgemachet werden, da eine nur allzugroße Kluft zwischen uns und jenen Himmels-Kugeln befestiget ist, daß deren eigentliche Beschaffenheit nimmermehr so genau bemercket werden kan, auch alles, was man bißher bemercket hat, doch nur auf lauter Vermuthung, oder, wenns hoch kommt, auf einige Wahrscheinlichkeit hinaus laufet; so ist gleichwohl 4) nicht zu läugnen, daß diese Meynung, welche dem Monden und andern dergleichen himmlischen Cörpern Einwohner zueignet, göttlicher Majestät gar nicht nachtheilig oder verkleinerlich sey, vielmehr dadurch, gleichwie die gantze Welt überhaupt, also auch ein jedwedes Haupt-Theil derselben, zu einem Schau-Platz derer hohen Vollkommenheiten Gottes, und seiner Providentz, gemachet wird: Daß es solcher Gestalt in recht eigentlichem Verstande heißen könnte: Die Himmel, das ist, die in dem unermeßlichen Himmels-Raume vorkommenden Welt-Cörper und die darauf

befindlichen Creaturen erzehlen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget seiner Hände Werck. Was 5) die Einwürfe, die von unserm Auctore und sonst, wieder diese Meynung, vorgebracht werden, anbelanget, so könnten dieselbigen noch wohl beantwortet werden. Ueberhaupt will es sich nicht wohl schicken, und gereichet der unendlichen Macht, Weisheit, und Güte Gottes zum Nachtheil, wenn man sich einbildet, es wären weiter keine andere Creaturen möglich, als welche wir auf dem Erdboden erblicken. Es ist wahr, die Arten der Geschöpfe Gottes, die wir um und neben uns haben, sind von unzehliger Mannigfaltigkeit, es ist aber auch dieses gewiß, daß Gott überschwenglich mehr thun kan, als wir verstehen, oder begreifen können. Ja nach dem unsere Erde, ihrer inn- und äusserlichen Gestalt, auch ihrem Abstande von der Sonnen, und der daher rührenden Fruchtbarkeit nach, beschaffen ist, nach dem sind auch die Creaturen derselben, in so weit sie etwas Cörperliches sind, beschaffen und geartet. Wer wolte denn nun sich unterstehen, der göttlichen Macht und Weisheit Schrancken zu setzen, als ob dieselbe nicht noch andere Creaturen, deren Natur und Wesen, nach dem Stande und Zustande des Welt-Cörpers, darauf sie leben, weben, und sind, eingerichtet ist, hervorzubringen, vermögend gewesen wäre? Sind doch, selbst auf unserer Erde, die Creaturen in dem bekannten dreyfachen Reiche, dem mineralischen, vegetabilischen, und animalischen, immer von einer andern Natur, und Beschaffenheit, nachdem sie in denen heißen, oder in denen kalten Ländern, erzeuget, und gebohren werden. Sollte denn wohl die göttliche Allwissenheit, und unendliche Weisheit so armselig seyn, daß sie nicht auch Geschöpfe hervor zu bringen gewust hätte, die in allen andern Welt-Cörpern, sie mögen der Sonnen nahe, oder von derselben entfernet seyn, ja in der Sonnen selbst, dauern könnten? Sollten denn nicht, außer denen Engeln, und Menschen, noch andere, mit Verstand

und

und Willen begabte, Creaturen möglich seyn, die entweder besser, oder geringer, als die Engel, und Menschen, wären? Wer dieses läugnen wollte, der würde der mannigfaltigen Weisheit und Allmacht Gottes gantz unbefugte Gräntzen setzen. Und wenn dieses keine Unmöglichkeit ist, so wird es auch wohl möglich seyn, daß es vernünftige, mit einem Cörper versehene Geschöpfe gäbe, die eben so wohl, als die guten Engel, vom Fall und Sünden frey geblieben seyn können, daß folglich die Frage: Ob, wenn vernünftige Einwohner im Monden, oder sonst in denen Cörpern des Himmels seyn sollten, dieselbigen auch gefallen seyn, und einen Heyland haben möchten? gantz unnöthig und vergeblich seyn würde. Weilen aber, dem allen ungeachtet, von der gantzen Sache nichts gewisses gesaget werden kan, und die heilige Schrift, an die wir Menschen auf Erden gewiesen sind, davon uns gar nichts offenbahret hat, und wir armen Sterblichen, deren Leben so kurtz ist, mit ungleich wichtigern Dingen zu thun haben; so dürfte es wohl für einen Christen anständiger seyn, daß er sich mit Untersuchung dieser, gegenwärtigen Umständen nach, gantz unauflößlichen Frage, wenig oder gar nicht beschäfftigte, und, mit unserm Auctor zu reden, die Einwohner des Mondes, wenn ja dergleichen seyn sollten, für sich seyn liessen. Gott hat uns, seines heiligen geoffenbahrten Wortes nicht zu gedencken, auf unserer Erden einen solchen Reichthum seiner Herrlichkeit dargeleget, daß wir mit dessen Betrachtung Zeit Lebens zu thun haben, und wenn wir noch so lange lebten, doch nimmermehr alles nach Würden entdecken und anwenden würden. Es mag denn auch hier mit jenem alten Welt-Weisen heißen: Quæ supra nos, nihil ad nos. Wenn einmahl das Stück-Werck unseres Erkenntnisses aufhören wird, so werden wir vielleicht auch in dem, was die himmlischen Cörper, und derselben eigentliche Beschaffenheit betrifft, ein mehreres Licht, und auch daher neue Quellen des Erkenntnisses Gottes, und des

Ver-

Vergnügens in Gott, überkommen. Denn wann bereits hier die Betrachtung der Geschöpfe Gottes einem aufmercksamen Gemüthe ein hertzvergnügendes Erkenntniß Gottes zuwege bringet, warum sollte nicht auch in der seligen Ewigkeit die Welt, wenn sie gleich nicht mehr vorhanden seyn, und existiren sollte, dennoch ein Object unserer Betrachtungen, zugleich aber ein lieblicher Spiegel der Vollkommenheiten Gottes, und eines daher fliessenden Hertzinnigen Vergnügens seyn können? Welches Vergnügen um so viel vollkommener seyn würde, je vollständiger der Begriff von der Welt, und der darinnen offenbahrten Herrlichkeit Gottes seyn wird. Ich halte gewiß dafür, daß Gott seinen Auserwehlten einmahl, nicht nur die Geheimnisse seines Gnaden-Reiches, sondern auch die hier gröstentheils verdeckt gebliebenen Geheimnisse seines Natur- und Welt-Reiches, gar deutlich zu erkennen geben, aber auch dadurch unendliche Qvellen der Liebe und Verherrlichung Gottes eröffnen wird.

§. LXVI.

Alles ist groß und wunderbarlich in der Natur. Es kommt da nichts vor, das nicht mit dem Stempel seines Werck-Meisters bezeichnet wäre. Was jezuweilen unvollkommen, und nicht Regulmäßig aussiehet, setzet Vollkommenheit und Regul voraus. Eitler und eingebildeter Mensch! mache doch einen Wurm, den du mit Füssen trittest, den du verächtlich hältest! Du hast einen Abscheu für einer Kröte, mache doch eine Kröte, wenn du kanst! Was für ein vortrefflicher Meister muß derjenige seyn, der solche Wercke machet, welche die Menschen, ich will nicht sagen, bewundern, sondern so gar fürchten? Ich verlange gar nicht von dir, daß du dich auf deine Werck-

statt

statt setzen, und einen Mann vom Verstande und Geiste, einen wohlgebaueten Mann, eine schöne Weibes-Person verfertigen solst, diß Unternehmen ist zu wichtig, und für dich viel zu hoch; versuche nur, ob du einen Buckelichten, einen Narren, ein Monstrum zuwege bringen kanst. Ich bin zufrieden.

Hier und im folgenden beantwortet unser de la Bruyere einen derer stärcksten und gewöhnlichsten Einwürfe derer Atheisten wider Gott, und desselben Vorsehung. Es findet sich in der Welt viel Unvollkommenheit, viel Uebel, und viel Böses. Da spricht nun der Atheist: Ist die Welt von Gott, das ist, von einem allwissenden, allweisen, allgütigen, allerheiligsten und allmächtigen Wesen, woher kommt es denn, daß in sein Werck, die Welt, so viel Mängel und Gebrechen mit eingeschlichen sind? Zeiget dieses nicht vielmehr an, daß der Werck-Meister der Welt gar nicht verständig, gar nicht weise, gar nicht gütig, heilig und gerecht, gar nicht mächtig, das ist, daß er gar nicht Gott, und daß also die Welt von ungefähr da seyn müsse? Diese Sprache haben die Atheisten zu allen Zeiten geführet. Si Deus, unde malum? ist ihre gewöhnliche Losung. Lucretius läugnet ausdrücklich, daß die Welt ein Werck Gottes und seiner Providentz seyn könne:

naturam rerum divinitus esse creatam,

weil in der Welt so viel Uebel und Unheil angetroffen werde,

- - - quoniam tanta stat praedita culpa.

Allein dieser Einwurf, so scheinbar derselbe auch immer seyn mag, ist dennoch nicht von der Wichtigkeit, daß er nicht sollte gehoben werden können, und die Welt, aller in ihr vorkommenden Unordnungen ungeachtet, dennoch ein Werck der Allmacht, Weisheit, Güte und übrigen Vollkommenheit Gottes, bleiben sollte. Was zuerst die

natürlichen Unvollkommenheiten in der Welt anbetrifft, so räumet unser Herr Auctor ein, daß dieselben allerdings vielfältig vorkommen, er mercket aber auch mit Recht an, daß eben diese Unvollkommenheiten und von der Regul abweichende Vorfallenheiten, eine Vollkommenheit und eine Regul voraus setzen, daß folglich diejenigen selbst, die solche unvollkommene mißhellige Dinge zum Behuf ihrer Atheisterey anführen, hierdurch zugestehen müssen, daß etwas vollkommenes, etwas Regulmäßiges, etwas ordentliches und richtiges in der Welt gefunden werde, und daß also die Welt mit Verstande, und zu gewissen Absichten, gemachet sey. Daß aber in der Welt jezuweilen etwas vorkommt und geschiehet, das von der allgemeinen Regul und Richtschnur abweichet, rühret her, nicht von einer Ohnmacht oder Ungunst des Schöpfers, sondern von denen Geschöpfen selbst und ihren unter und gegen einander habenden Verhältnissen und Verbindungen. Daß in der cörperlichen Welt, als einem weisen Wercke Gottes, alles mit einander in Verbindung stehe, und in Verbindung auf einander folge, kan von niemand, als nur von deme geläugnet werden, der aus der Welt ein confusum chaos, oder ein wüstes Gemenge von zusammengesetzten Dingen, machen will. Nun aber weis man, daß, wenn viele Dinge von verschiedener Art zusammen und in eine Verbindung kommen, auch wohl unter einigen derselben, wenn sie schon in ihrer besten Ordnung fortgehen, eine Collision, und daher eine Mißhelligkeit und Unordnung entstehet, welche Unordnung aber wenig sagen will, in Betracht, daß im übrigen desto mehr Ordnung und Zusammenstimmung erhalten wird, ja daß öfters die Vollkommenheit im Gantzen nicht so groß seyn würde, wenn nicht, in einem und dem andern Theile, einige Unvollkommenheit zugelassen werden sollte. Wo ist wohl ein Gebäude in der Welt so nach allen Reguln der Bau-Kunst aufgeführet, daß nicht hier und da einige Abweichung von solchen Reguln statt finden sollte, und nothwendig statt

fin-

finden müssen, wenn anders es mit dem Haupt-Wercke seine Richtigkeit haben sollen, wodurch doch der Schönheit des Gebäudes gar nichts benommen wird. So ist es auch in gewisser Maaße mit der Welt bewandt. Die Dinge in der Welt sind so unzehlich viel, und von so unsäglich mannigfaltiger Art, daß, da sie insgesammt mit einander verbunden sind, und immer eins um des andern willen da, auch eins in dem andern gegründet ist, es auch eine fast unmögliche Sache zu seyn scheinet, daß nicht jezuweilen Collisiones entstehen, und daraus Dinge erwachsen sollten, die von der Ordnung und ordentlichen Beschaffenheit derer übrigen abweichen. Daher ist es möglich, daß unter Menschen und Thieren, ja unter Kräutern und Bäumen, Monstra erzeuget werden können, und auch ofters erzeuget werden. Sollten dieselbigen nicht zum Vorschein kommen, da, so zu reden, die Anlage darzu in denen Sachen und Ursachen vorhanden ist, so müste Gott entweder die Dinge selbst, deren Verbindung einen solchen mangelhaften Effect nach sich ziehet, hinwegthun, oder wenn die Dinge in ihren Kräften und Würckungen verbleiben sollten, so müste er, vermittelst eines Wunder-Wercks, die von ihme selbst gegebene Gesetze der Bewegung aufheben, damit das, was nach solchen Gesetzen durch eine natürliche Nothwendigkeit erfolgen würde, gar nicht, oder etwas anders erfolgen könnte. Dergleichen Wunder aber der allweise Gott nicht, ausser in dem Falle, zu thun pfleget, wenn er seine Absichten, durch den ordentlichen Lauf und Weg der Natur, nicht erreichen kan. Man pflegt auch, von Seiten derer Atheisten, zum Beweis, daß die Welt nur allzu unvollkommen und mangelhaft sey, die giftigen oder sonst schädlichen Gewächse und Thiere anzuführen. Allein der Gift und giftige Gewächse oder Thiere sind an sich gar nichts böses, vielmehr ein jedwedes in seiner Art etwas gutes und nützliches. Daß es aber von Unverständigen gemißbrauchet, und dadurch schädlich wird, kan der Sache selbst gar nicht, vielweniger dem Schöpfer

derselben, zum Nachtheil gereichen. Nicht zu gedencken, daß auch die giftigen und andere schädliche Thiere dem gerechten Gott zu Werck-Zeugen seiner Straf-Gerechtigkeit dienen müssen, und daher allerdings etwas nützliches sind, eben so, wie auch gebrechliche, oder sonst mangelhafte Personen ihnen selbst, und andern, zu vielen guten Erweckungen dienen können. Daher auch Gott der Herr selbst sich zu Mose vernehmen ließ, daß es nach seinem weisen Rath und Willen geschehe, wenn irgendwo ein Blinder, oder ein Tauber und Stummer gefunden werde. Exod. IV. Wann nun der Mensch über solche in der Welt vorkommende natürliche Fehler und Gebrechen sich aufhält, und solche wohl gar dem Schöpfer und Regierer aller Dinge zur Last legen will, so begehet er dadurch, mit unserm Auctore zu reden, einen gantz unverantwortlichen Hochmuth, weil er sich von etwas zu urtheilen heraus nimmt, darzu er nicht die benöthigte Erkenntniß und Einsicht hat. Wer von Dingen, deren immer eins auf das andere sich beziehet, ein rechtes Urtheil fällen will, der muß alle solche Verbindungen und Verhältnisse, sammt ihren Ursachen und Absichten, deutlich einsehen und verstehen. Wo ist denn aber wohl ein menschlicher Verstand, der alles, was in der Welt vorkommt, nach seinen mit andern Dingen habenden Verbindungen und Verhältnissen, und also nach seinen eigentlichen Ursachen und Absichten, zu erkennen vermögend sey? Alle diejenigen aber, die sogleich mit ihrem Urtheil und Gerichte über das Wesen der Welt heraus- und zufahren, maaßen sich ein solches Vermögen an, und machen sich demnach des allervermessensten Hochmuths schuldig. Wenn man auch niemahls etwas tadeln soll, wofern man nicht im Stande ist, es besser zu machen, so thut der eitle Mensch, nach unsers Auctoris Ausspruche, höchst unrecht und verwegen, wenn er auch den elendesten Wurm, und die abscheulichste Kröte verächtlich oder unnütze hält, da er so wenig, als die Egyptischen Zauberer, eine Laus hervor bringen kan. Hic est

magnus

magnus animus, schreibt Seneca in seiner 107den Epistel, qui se Deo tradidit. At contra ille pusillus ac degener, qui obluctatur, & de ordine mundi male existimat, & emendare mavult Deum, quam se. Das heißt, das ist eine recht großmüthige Seele, die sich Gott ergiebet. Dahingegen ist das ein kleiner, ein niederträchtiger und unartiger Geist, der Gott widerstrebet, und von der Ordnung der Welt schlimm urtheilet, und viel lieber Gott, als sich meistern will.

§. LXVII.

Ihr Könige, ihr Monarchen, ihr Potentaten, ihr geheiligte Majestäten! habe ich euch auch bey allen euren prächtigen Namen genennet? Ihr Großen der Erden, ihr Allerdurchlauchtigsten, ihr Großmächtigsten, und vielleicht bald, ihr allmächtige Herren! Wir andern Menschen, wir brauchen für unsere Feld-Früchte ein wenig Regen, wir brauchen, was noch etwas geringer ist, ein wenig Thau; machet doch Thau, schaffet doch auf die Erde einen eintzigen Tropfen Wasser!

Diese Anrede des Herrn de la Bruyere an die Großen in der Welt ist gar nicht dahin gemeynet, als ob er ihren hohen Stand verächtlich machen, oder den ihnen schuldigen, und von Gott selbst verliehenen Respect aus den Augen setzen wollte? Ist irgendwo ein wohlgesitteter Unterthan ehrerbietig gegen sein gebietendes Ober-Haupt, so ist es wohl ein Frantzose. Und unser Herr Auctor hat insonderheit in sehr vielen Stellen seines Buches, auch selbst in diesem vorhabenden Capitul §. 36. unläugbare Beweisthümer seiner Ehrfurcht und Hochachtung für die Götter auf Erden an den Tag geleget, auch andere mit denen trifftigsten Bewegungs-Gründen dazu angewiesen. Er will also, durch diese ihm gewöhnliche rednerische Ausdrückungen, nur anzeigen, daß die

großmächtigsten Fürsten und Herren in der Welt, gegen Gott zu rechnen, nur ohnmächtig und schwach sind. Was die Gegenden des Himmels, und die daselbst vorkommende erstaunliche Cörper anbetrifft, so werden sich alle vernünftige Potentaten auf dem Erdboden von selbst bescheiden, daß sie über jene Dinge nicht das mindeste zu befehlen haben, und mit aller ihrer Macht, ich will nicht sagen einen Stern am Himmel, denn der stehet ihnen nur gar zu hoch, sondern eine nur etliche Meilen von ihrem Haupte abstehende Wolcke in ihrem Laufe nicht anhalten, vielweniger solche von einander treiben können. Alle ihre Macht und Gewalt erstreckt sich nur über die Erde, und zwar nur über sehr enge Gegenden der Erde. Wenn nun aber die Erde nur ein sehr kleines Stückgen von der Welt ist, so daß, wenn jemand in dem Saturnus sich befinden, und unsere Erd-Kugel von daher betrachten sollte, er dieselbe kaum mit einem ziemlichen Vergrößerungs-Glaße erblicken, und selbige ihm nicht größer, als uns etwan der kleinste Stern am Himmel, vorkommen würde. Wenn nun, sage ich, die Erde, in Absicht auf die gantze Welt, so was kleines ist, und der Mächtigste auf Erden dieselbe nicht einmahl gantz, sondern nur einen kleinen Theil davon, unter seiner Herrschaft hat, so gewinnet hierdurch alle seine Macht und Gewalt gewißlich eine sehr kleine Gestalt, und sollte jemand seiner in Händen habenden Gewalt sich etwan überheben wollen, so dürfte er nur über sich, und in den unausmeßlichen Raum des Himmels hinein schauen, es würde ihme gar bald der Muth sincken, und das wenige seiner Macht, mithin auch die Eitelkeit seines Stoltzes, in die Augen leuchten. Selbst das, was noch menschliche Macht auf Erden heißet, ist, eigentlich zu reden, nur Ohnmacht und Schwachheit. Zwar werden durch die Mächtigen auf Erden offters auch große Dinge ausgerichtet. Sie tragen hohe Berge ab, und geben dem Erdboden gleichsam ein anderes Ansehen. Sie weisen den stärcksten Ströhmen einen andern Weg

an,

an, sie graben in das Eingeweide der Erden, ja in die Abgründe des Meeres hinunter, und ziehen die daselbst verborgen liegende Schätze hervor, sie führen die prächtigsten Palläste und andere erstaunliche Kunst-Wercke auf. Sie können, welches das meiste ist, gantzen Ländern Gesetze vorschreiben, und sie im Gehorsam halten. Sind denn diß und dergleichen nicht Beweisthümer einer sehr großen Macht und Gewalt? Es ist wahr. Man sehe aber nur die Sache recht an, so wird sich überall mehr Schwäche und Unvermögenheit, als Kraft und Herrschaft, zu Tage legen. Können denn wohl die grösten Potentaten, mit aller ihrer Gewalt, und mit allen ihren gewaltigen Befehlen, etwas machen, wo nichts ist? Wo nichts ist, haben sie ihr Recht, und auch ihre Macht verlohren. Können sie machen, daß auf ihren Befehl etwas aus seinem Nichts hervor gehe, und sich als würcklich darstelle? das würde eine Kraft und eine Macht seyn. Aber das muß der Mensch wohl bleiben lassen. Das ist ein Werck dessen, der allmächtig ist. Wenn Gott spricht, so geschiehts, wenn er gebeut, so stehet es da. Sein Sprechen und Befehlen in der Schöpfung war ein würckliches Darstellen dessen, was er haben wollte. Fänden die Großen auf Erden kein Holtz, keine Steine, keine andere Materialien vor sich, so könnten sie auch nicht die allerniedrigste Bauer-Hütte auffühen. Hätten sie keine Unterthanen, die ihnen gehorchten, und ihre eigene Kräfte zu derselben Dienste aufopferten, wie elend würde es um sie stehen? Wie bald würde nicht nur ihr Land und ihre Residentz, sondern ihre eigne hohe Person, ohne allen Schutz und Sicherheit, da stehen? Wie bald und zu ihrem grösten Leid-Wesen würden sie diese Warheit einsehen und empfinden, daß eines Menschen Sinn und Wille, Wort und Befehl, auch nicht ein Blat auf dem Baume bewegen kan, wenn nicht von aussen fremde Hülfe darzu kommt, wodurch der Wille und Befehl zur Erfüllung gebracht wird? Es ist demnach die Macht und Gewalt eines Regenten mehr

etwas fremdes und entlehntes, als etwas eigenthümliches. Wenn er nun diejenigen Dinge, die auſſer ihm würcklich da sind, entweder gar nicht, oder nicht so gut gebrauchen und nutzen kan, wofern ihme nicht fremde Kraft und Beyhülfe zu statten kommt; wie will er so etwas bewerckstelligen, davon er weder die Sache noch Ursache in seiner Gewalt hat, so etwas geringes im übrigen es zu seyn scheinen möchte. Was ist, dem Ansehen nach, geringer, als ein Gräßlein auf dem Felde? Wir treten es mit Füssen, und wenn es heute grünet, so ist es morgen welck und dahin. Was ist leichter, und in den Augen derer mehresten geringschätziger, als ein Tropfen Wassers, oder ein Tröpflein an der äußersten Spitze des Grases hangenden Thaues? Darf doch nur ein Sonnen-Strahl auf dasselbige fallen, so ist es verzehret und dahin! Allein wenn es auf die Macht eines obschon noch so mächtigen Menschen ankommen sollte, so würde weder ein Spürichen Graß aus der Erden, noch ein Tropfen Thau oder Regen-Wassers aus den Wolcken hervorgebracht werden, und der Landes-Herr mit allen seinen Unterthanen sterben und verderben müssen. Man nehme das allerkleineste Sonnen-Stäublein. Auch dieses zu machen ist der größeste Monarch zu ohnmächtig, eben so, wie er dasselbe, wenn es einmahl da und in der Welt ist, mit aller seiner Gewalt, nicht wieder aus der Welt hinweg schaffen, vielweniger vernichtigen kan. Daher derselbe zwar einen menschlichen Leib von einander trennen und tödten, aber die aufgelößten Theilgen nicht also verderben kan, daß sie gar nicht mehr seyn sollten, folglich der Allmacht Gottes es frey lassen muß, daß er die Theile des Leibes, wenn sie auch bis an die äusserſten Enden der Welt zerstreuet seyn sollten, wiederum zusammen bringen, und den vorigen Leib wieder herstellen kan, welches denn gewißlich in der Auferstehung geschehen wird. Da nun Gott die Hervorbringung derer allermindesten Dinge in der Natur allen menschlichen, ja allen erschaffenen Kräften entnommen, und allein sei-

ner

ner Macht vorbehalten hat, so ist er auch, in dem eigentlichsten Verstande, der Herr, der Schöpfer und Erhalter der Welt. Die Welt stehet ihm eigenthümlich zu. Das Land ist mein ꝛc. 3 Buch Mos. XXV. 23. Was der Mensch darinnen hat, was er vermag und ist, das hat, das vermag, und das ist er, von Gottes Gnaden, und aus Gottes Macht. Da auch der mächtigste Monarch das nicht vermag, daß er sollte Regen geben, oder nur einen eintzigen Wasser-Tropfen hervorbringen, so kan solches noch weniger durch Dinge von geringerer Kraft und Macht geschehen, am allerwenigsten mag dergleichen von sich selbst entstehen. Und daher ist der kleineste Tropfen Wasser ein heller Spiegel, darinnen so gar die größten Potentaten beydes die Existentz und Allmacht Gottes, als ihre Dependentz von Gott, und ihre Ohnmächtigkeit ersehen können, und wenn sie solches ersehen, einem andern, ebenfalls großmächtigen Könige, willig und gern, ja mit der tiefsten Demüthigung unter Gott, nachsprechen: Gott hat ein Wort geredet, das habe ich etliche mahl gehöret, daß Gott allein mächtig sey. Ps. LXII. 12.

§. LXVIII.

Die Ordnung, die Zierde und Schönheit, die Würckungen der Natur sind etwas gemeines, und dem gemeinen Manne bekannt. Die Ursachen, die Principia und Gründe davon sind dergleichen nicht. Frage einmahl ein Weib, wie es zugehet, daß ein gesundes Auge sich nur eröffnen darf, um zu sehen; frage aber einen gelehrten Mann darüber.

Es ist freylich zwischen der Erkenntniß, die der gemeine Mann von der Welt hat, und zwischen der Erkenntniß, die ein gelehrter Mann davon hat, ein sehr großer Unterschied. Jener bleibet nur bey dem stehen, was ihm in die Sinne fällt, und bekümmert sich wenig oder

nichts um die eigentlichen Ursachen, warum das, was er mit seinen Sinnen empfindet, vorhanden, und warum es so und nicht anders beschaffen ist, ingleichen warum es vielmehr diese, als eine andere Würckung nach sich ziehe. Dieser hingegen führet die Dinge, so zu reden, aus dem Vorgemache der Sinnen in die innere Kammer des Verstandes hinein, und untersuchet dererselben eigentliche Ursachen und Absichten, warum und woher sie das sind, was sie sind, warum und woher sie diese Kraft und Würckung haben, und haben können, die sich von ihnen hervor thut. Jener, der gemeine Mann, vergnügt sich mit dem ὅτι, dieser ist damit nicht zufrieden, sondern forschet auch nach dem διὰ ὅτι. Jener hat grösstentheils nur dunckle und undeutliche Begriffe von denen Dingen, die er kennet und weis, dieser hat klare, und wenn es die Sache leiden will, auch deutliche Begriffe. Ich sage, wenn es die Sache leiden will, maassen der Welt-Weise von gewissen Dingen, als zum Exempel, von denen Farben, nur klare, aber keine deutliche Begriffe haben, und daher zwar wohl bey sich das Schwartze von dem Weißen, klärlich unterscheiden, aber, worinnen der Unterschied bestehe, einem andern nicht deutlich machen kan, sondern es auf des andern selbsteigene sinnliche Erfahrung ankommen lassen muß. Ausser dem suchet ein Gelehrter von allen ihm vorkommenden Dingen eine deutliche Erkenntniß zu erlangen, und in das Wesen derselben so tief, als es sich nur thun lassen will, hinein zu schauen. Daher auch die Erkenntniß eines Gelehrten in sich viel fruchtbarer ist, als die Erkenntniß des gemeinen Mannes. Denn dorten schließet immer eine Wahrheit die andere auf, wodurch Anlaß und Gelegenheit zu manchen guten und heilsamen Erfindungen gegeben wird. Dahingegen hier und da man nur die Sachen, ohne ihre Ursachen und Absichten, erkannt, nicht leicht ein anderer Nutzen bemercket wird, als der, so zu reden, von selbst in die Augen und in die Hände fällt. Ein Gelehrter unterscheidet sich also von einem Un-

Ungelehrten vornehmlich dadurch, daß, da dieser es bey der bloßen Erkenntniß der Sachen, wie sie da liegen, bewenden lässet, er dagegen nicht nur die Sache selbst, sondern auch hinlängliche Ursachen und Gründe anzugeben weis, woher es möglich sey, daß die Sache da, und daß sie von einer solchen Natur und Beschaffenheit, folglich auch von solcher Kraft und Würckung ist. Wenn nun jemand zwar viele Dinge weis, aber von denen Ursachen und Absichten derselben keine hinlängliche Kenntniß hat, so ist das keine Gelehrsamkeit, vielweniger eine Wissenschaft, sondern, wenn man so reden darf, eine Vielwissenheit zu nennen, die ihren Sitz mehr in dem Gedächtnisse, als in dem Verstande hat. Die alten Welt-Weisen haben bereits von der Sache also geurtheilet. Man hat den für gelehrt und auch für glücklich gehalten: = = qui didicit rerum cognoscere causſas, der die Ursachen der Dinge einzusehen gelernet hat. Und wenn Cicero die Welt-Weisheit überhaupt beschreiben will, so nennet er sie, rerum divinarum & humanarum, causſarumque, quibus hæ res continentur, scientiam, das ist, eine Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge, sammt derer Ursachen, wodurch solche Dinge sind, und unter ein ander verbunden werden. Aus diesem Grunde hat ohnstreitig Herr Wolff die Welt-Weisheit, durch eine Wissenschaft aller möglichen Dinge, beschrieben. Zwar hat man demselben diese Beschreibung zur großen, und mannigfaltigen Last legen, und solche also auslegen wollen, als ob er alle Schrancken menschlichen Erkenntnisses aufhebe, und einem Welt-Weisen nur gar zu tiefe Einsichten, wo nicht gar eine Allwissenheit, zueigne. Nun ist wohl nicht zu läugnen, daß gedachte Definition, wie sie, denen Worten nach, da lieget, und wenn sie, außer dem Zusammenhange derer übrigen Wolffischen Begriffe und Lehrsätze, betrachtet wird, den Leser so gleich auf solche nachtheilige Gedancken bringen muß. Man hat sich auch allerdings zu verwundern, daß dieser gelehrte

Mann,

Mann, der doch sonst in seinem Vortrage eine so rühmliche Deutlichkeit beobachtet, so zu reden, auf der ersten Zeile seiner Philosophie, mit einer so unverständlichen Kürtze geredet, und dadurch seine Leser gleich Anfangs stutzig gemachet hat. Wenn man denn aber ihn nur weiter reden höret, so verschwindet solcher Argwohn gar bald wieder, und man siehet wohl, daß der Sinn seiner Worte etwas unschuldiges in sich fasse, und er uns anzeigen wolle, was das Werck und die Pflicht eines wahren Welt-Weisen sey, daß nemlich dieselbe die Möglichkeit der Dinge, und die Art und Weise, wie sie möglich sind, oder, mit unserm Auctore zu reden, die Ursachen und principia derselben, untersuche, und, so viel es sich will thun lassen, entdecke. Bey welcher Untersuchung es sich von selbst ergeben werde, wie weit er mit den Kräften seines Verstandes gelangen könne, so daß, wenn er nicht alles in das gehörige Licht setzen kan, wie sich nicht alles darein setzen lässet, er doch eine rühmliche Bemühung angewendet habe, von welcher es heiße: Est aliquid prodire tenus, si non datur ultra. Es fehlet demnach so viel, daß Herr Wolff in obgemeldter Definition, von philosophischen Wissenschaften, zu hoch gesprochen, oder wohl gar dadurch einen philosophischen Hochmuth bewiesen habe; daß er vielmehr selbst in seinen Schriften hin und wieder, die engen Gräntzen des menschlichen Verstandes wohl erkennet, auch solch Erkenntniß als einen Beweg-Grund zur Demuth, und Verherrlichung des Göttlichen unermeßlichen Verstandes, anführet. Davon eine deutliche Probe in dem andern Theile seiner Natur-Lehre von denen Absichten P. I. Cap. III. §. 29. seqq. zu befinden ist. Es bleibt demnach bey dem, was unser Herr Auctor setzet, daß ein Gelehrter es vornehmlich mit Untersuchung der Ursachen und Gründe zu thun habe, wenn er schon dieselben, selbst in natürlichen Dingen, vermöge seiner eingeschrenckten Verstandes-und-Sinnen-Kräfte, nicht allemahl finden kan. Wir wollen hierbey

bey noch eine und die andere Anmerckung, zur Erläuterung der Sache, beyfügen. Wann unser Herr de la Bruyere sagt, daß dem ungelehrten und gemeinem Manne, nur so zu reden, die Außenwercke der Natur bekannt wären, dahingegen ein Gelehrter auch derselben innere Verfassung, was die Ursachen und Absichten derer Dinge in der Welt anbetrifft, einsehe und wisse; so mercken wir 1) daß, obschon der Einfältige die besondern Ursachen der Dinge nicht verstehet, noch zu verstehen sich angelegen seyn lässet, er doch die allgemeine Ursache der Welt, mit leichter Mühe, bemercken kan, auch zur Wahrnehmung derselben geführet wird, so bald er nur anfänget, seine gesunde Vernunft zu gebrauchen. Wäre dieses nicht, so würde die in allen vernünftigen Menschen von Natur offenbare Erkenntniß Gottes hinweg fallen, ja demselben wenig, oder nichts vom Verstande übrig gelassen werden. Denn auch der schwächeste Verstand, so bald ihme etwas ungemeines vorkommt, pfleget stutzig und in Verwunderung gesetzet zu werden. Wie nun aber die Verwunderung eine Tochter der Unwissenheit, zugleich aber auch etwas geschäfftiges, und mit einer Forsch-Begierde verknüpfet ist; also verlanget auch der Schwach-verständige, von der Sachen wahrer Beschaffenheit, einige Wissenschaft zu haben, und stellet daher, in seinem Gemüthe, obschon unter lauter dunckeln und unordentlichen Gedancken, eine Untersuchung an. Man bringe einen Menschen von gemeinem Verstande an ein prächtiges wohlgebauetes Hauß, dergleichen derselbe noch nicht gesehen hat, wird er nicht mit seinen Augen und Gedancken behängen bleiben und, aller Schwäche seines Verstandes ungeachtet, dennoch dieses Urtheil bey sich fällen, das muß ein vornehmer Herr seyn, der dis Gebäude aufführen lassen, und das muß ein geschickter Mann seyn, der dasselbige gebauet hat. Dieses Urtheil, und dieser Schluß scheinet von selbst, und gantz natürlicher Weise, bey einem Menschen folgen zu müssen, der seiner Sinne, und gesunden Vernunft,

nunft, mächtig ist, dahingegen derselbe die besondere Beschaffenheit des Hauses, und ob es nach denen Reguln der Bau-Kunst verfertiget sey, gar nicht verstehet, auch darum sich nicht bekümmert. So kan und muß zwar der einfältigste Mensch, bey einer auch nur obenhin angestelleten Betrachtung des Welt-Gebäudes, so viel erkennen und wahrnehmen, daß ein großes, höchst verständiges, und mächtiges Wesen, das ist Gott, so zu reden, der Angeber, und Urheber davon seyn müsse; was aber derer besondern und einzeln Dinge in der Welt, Natur und Wesen, und derselben genaue Erkenntniß, anbelanget, darzu will freylich der Verstand eines solchen ungeübten Menschen nicht hinlänglich seyn. Und das ist es, was unser Auctor sagen will. Wir mercken aber hierbey auch 2) an, daß ein gelehrter Welt-Weise zwar wohl von einigen, aber doch nicht von allen Dingen, auch nicht allemahl, zureichende Ursachen, und Gründe, anzugeben wisse. Man bleibe nur bey dem von unserm Auctor gegebenen Exempel des Auges bestehen. Es ist wahr, ein geschickter Natur-Kündiger siehet das Auge mit gantz andern Augen an, als ein in der Anatomie unerfahrner Mensch. Dieser weis weiter nichts, als daß, wenn das Auge sich eröffnet, er auch, durch das Auge, ein Bild von denen vor ihm stehenden sichtbahren Dingen ins Gemüthe bekommt, und solche Dinge siehet. Die Art und Weise aber, wie solch Sehen möglich ist, oder geschehen kan, und würcklich geschiehet, verstehet er nicht. Jener hingegen weis, aus der Structur des Auges, die Möglichkeit des Sehens begreiflich zu machen. Er weis, zu dem Ende, das Gebäude des Auges, nach allen inn- und äusserlichen Theilen, daraus es zusammen gesetzet ist, ordentlich aus einander zu legen. Er weiset uns das Fett, die Säfte, oder Feuchtigkeiten, die Musceln, die Häutlein, die Driesen, ja auch die Adern, die in dem Auge befindlich sind. Er zeiget, wie, durch diese ordentlich zusammen gefügte Stücke, das Auge, zu allen denen

Ver-

Veränderungen und Verrichtungen, die in und mit demselben vorgehen, aufgelegt und geschickt gemachet werde. Er heißet uns sonderlich auf die verschiedenen Häutlein und Feuchtigkeiten des Auges genau acht haben. Da, heist es, da ist vorn im Auge die tunica cornea, oder die so genannte Horn-Haut, die ist durchsichtig, und die müsse auch durchsichtig seyn, damit die Strahlen des Lichtes durch dieselbe in das Auge fallen könnten. Da, heist es weiter, ist eine andere Haut darunter, die Weintraubenförmige, die hat vorne in der Mitten eine kleine Oeffnung, die sich bald ins Enge zusammen ziehet, bald wieder aus einander giebt, nach dem viel oder wenig Licht hinein fällt. Diese Oeffnung wird der Stern, oder der Aug-Apfel, pupilla, genennet. Mitten im Auge findestu das vornehmste Stück im Auge, den humorem chrystallinum, oder die Chrystallene Feuchtigkeit Diese ist wie ein geschliffenes, etwas erhabenes, Glaß. Wenn nun die Strahlen des Lichts durch den Stern hindurch, und auf diesen Augen-Crystall fallen, so werden solche der Gestalt gebrochen, daß hinten auf der tunica retina, oder dem so genannten Netz-förmigen Häutlein, das Bild von der Sache, die gesehen wird, überaus subtil, jedoch sehr deutlich abgemahlet wird. Und wie dieses Netz-förmige Häutgen aus denen verbreiteten Fäserlein der Gesichts-Nerven (nervi optici) erwächset; also wird das davon abgemahlte der Sachen ähnliche Bildlein, durch den nervum opticum, weiter nach dem Gehirne zu geführet, und solcher Gestalt das würckliche Sehen bewerckstelliget. Damit auch die Horn-Haut so wohl, als der Crystallene Saft, durchsichtig, die Trauben-förmige Haut aber beweglich erhalten werde, so ist da gleich unter der Horn-Haut der humor aqueus, oder die Wäßerige Feuchtigkeit, wodurch die innern Theile des Auges behörig angefeuchtet, und zur Verrichtung ihrer Geschäffte desto geschickter gemachet werden, hinten aber im Auge befindet sich noch der humor vitreus,

oder die Glaß-förmige Feuchtigkeit, darauf der Crystall gleichsam ruhet, und weil dieselbe nicht flüßig ist, sondern ihre Consistentz hat, und durchsichtig ist, so kan sie auch die, im humore crystallino, gebrochene Licht-Strahlen desto füglicher hindurch, und biß zu der tunica retina unverruckt hinan fallen lassen. So antwortet ein gelehrter Natur-Kündiger, wann du ihn mit unserm Auctor frageſt, wie es zugehe, daß, so bald sich ein gesundes Auge eröffnet, die vor ihm liegende sichtbare Dinge gesehen, und ein Bild davon der Seelen vorgestellet wird. So weis er Ursachen und Gründe anzuführen, woraus man die Möglichkeit des Sehens erkennen und begreifen kan. Nun ist es wahr, man ist, in Zergliederung und Erkenntniß des menschlichen Cörpers, und aller Theile desselben, heutiges Tages weiter, als jemahls, gekommen. Man hat die Absichten eines jedweden, auch des kleinsten, so wohl flüßigen, als festen Theiles, untersuchet, und grösten Theils entdecket. Man hat auch insonderheit den Wunder-vollen Kunst-Bau des Auges dermaßen aus einander geleget, daß, wer dabey an einen blinden Glücks-Fall gedencken, und nicht den Finger des Allmächtigen wahrnehmen wollte, mit sehenden Augen blind, ja aller Vernunft beraubet seyn müste, wie denn verschiedene geschickte und Gottesfürchtige Forscher der Natur die Existentz Gottes, aus der blossen Verfassung des Auges, gantz deutlich erwiesen haben. So muß man auch bekennen, daß aus denen Lehren und Versuchen, die beydes in der Physic, als Optic, von dem Auge gegeben und gemachet werden, gar wohl zu begreifen sey, wie das Sehen, vermittelst des Auges, bewerckstelliget werden könne, und auch würcklich geschehe. Allein bey dem allen bleibet doch noch vieles übrig, davon kein zulänglicher Grund kan gegeben werden. Man sage mir doch einmahl, woher es komme, daß, wenn das Bild von der gesehenen Sache, vermittelst des Lichtes, im Auge an dem Netz-förmigen Häutlein abgemahlet wird, und solch

ab-

abgemahltes Bild vermöge der Tafel, auf welcher es haftet, über alle Maaßen klein seyn muß, ich gleichwohl die Sache nicht in diesem kleinen Gemählde, sondern in eben der Größe, wie sie außer mir ist, bemercke und empfinde. Man erklähre mir auf eine verständliche Art, wie es zugehe, daß, da überhaupt kein Bild, folglich auch nicht das Bild von der in die Augen fallenden Sache, an der tunica retina, in Bewegung abgemahlet werden kan, ich gleichwohl, in der durchs Gesicht empfangenen sinnlichen Vorstellung, die Sache in aller ihrer Bewegung erblicke? So möchte ich auch gern wissen, wie es möglich sey, daß, wenn sehr viele verschiedene Dinge vor mir liegen, ich gleichwohl von einem jeden derselben ein besonderes klares Bild, und zwar in einem eintzigen Augenblick, in den Verstand bekomme? Es gehen ja die Lichts-Strahlen, nach der Verschiedenheit der Dinge, verschiedentlich durcheinander daher, wie? daß die so verschiedenen Bilder, an der tunica retina, nicht in einander fallen, und daraus ein gantz anderes Bild erwächset? Schon dieses, daß man in Erklärung des Sehens, verblümter Redens-Arten, als der Bilder und Gemählde, sich gebrauchet, deren man sich sonst in einem scharfen philosophischen Vortrage zu enthalten pfleget, deucht mich, nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß man noch nicht hinlänglich eingesehen habe, was eigentlich im Auge vorgehet, wann dasselbe siehet, ob man gleich, aus der Structur des Auges, so viel mit Grund der Wahrheit abnehmen kan, daß es überhaupt so, wie man es im Bilde und Gleichnisse, oder in der camera obscura, vorstellig machet, hergehen müsse. Wollte man nun vollends fragen, wie und auf was Art und Weise das Bildlein durch den Gesichts-Nerven endlich in die Seele kommt, da es doch gewißlich, als etwas materielles, verschwinden muß, und ohnmöglich der Seelen, als einem Geiste, sich natürlicher Weise mittheilen kan, so weis ich nicht, ob ein Welt-Weiser nicht weislicher handeln würde, wenn er

sogleich seine Unwissenheit bekennete, als wenn er begreiflich machen will, was doch wohl ein Geheimniß bleiben wird, dabey man zwar die Sache, und daß würcklich die Seele das Bild empfange, weis und empfindet, die Art und Weise aber, wie es eigentlich damit zugehet, nicht verstehet. Einige Welt-Weisen neuerer Zeit, die gern in allen Fällen zureichenden Grund angeben möchten, solchen aber in diesem Falle nicht angeben können, und es sich gleichwohl für eine Schande halten, wenn sie ihre Unwissenheit gestehen sollten, haben diese und andere sinnliche Vorstellungen in der Seelen aus gantz andern Gründen, und zwar theils unmittelbar von Gott, theils von der eigenthümlichen Kraft der Seelen, hergeleitet, aber auch dadurch den Zweifels-Knoten nicht, wie einem Welt-Weisen gebührete, aufgelöset, sondern auf eine verwegene Art durchschnitten. Die Bemühung, von denen Kräften und Würckungen der Natur die wahren Ursachen ausfindig zu machen, ist rühmlich und nützlich, aber das Geständniß, daß man, nach aller angewandten Untersuchung, den zureichenden Grund nicht allenthalben finden könne, gereichet auch zu keiner Schande, und habe ebenfalls seinen guten Nutzen. Wir mögen nun endlich die wahren principia und Ursachen derer besondern Dinge finden, oder nicht finden können, so soll und muß uns das eine sowohl als das andere auf Gott führen, und dahin erwecken, daß wir auf der einen Seite seine Allmacht, Weisheit und Güte erkennen und preisen, auf der andern Seite seine, auch selbst im Reiche der Natur, vorkommende Geheimniß-volle Kraft und Regierung bewundern, und vor ihm uns demüthigen.

§. LXIX.

Viele * Millionen Jahre, viele hundert Millionen Jahre, mit einem Worte, alle und jedwede Zeiten, sind nur ein Augenblick, in Vergleichung

chung mit der Dauer Gottes, die ewig ist. Alle Spatia und Gegenden der gantzen Welt sind nur ein Punct, nur ein geringes Sonnen-Stäubgen, in Vergleichung mit seiner Unermeßlichkeit. Ist dem also, wie ich es behaupte, denn was ist zwischen dem Endlichen und Unendlichen für eine Gleichheit? So frage ich, was heißt es denn nun wohl mit dem Lebens-Laufe eines Menschen? Was bedeutet es mit einem Bißgen Staube, das man die Erde nennet? Was ist es mit einem kleinen Stückgen von dieser Erde, das der Mensch besitzet, und darauf er wohnet? ** Die Gottlosen sind, als lange sie leben, glücklich! Ist die Rede von einigen Gottlosen, so gestehe ich es zu. Die Tugend wird auf Erden unterdrücket, und das Laster bleibt ungestraft! Ja zuweilen? Ja! ich gebe es zu. Das ist eine Ungerechtigkeit! Gantz und gar nicht. Man müste, wenn man diesen Schluß machen wollte, erst erwiesen haben, daß schlechterdings die Gottlosen glücklich sind, daß die Tugend es nicht ist, und daß das Laster immer ungestraft bleibet. Es müste wenigstens diese kurtze Zeit, da die Frommen leiden, und die Gottlosen glücklich sind, von einer längern Dauer, es müste das, was wir Glück und Wohlstand nennen, nicht ein bloßer falscher Schein, und ein eitler vergänglicher Schatten, es müste diese Erde, dieser atomus, dieser kleine Punct, auf welchem es das Ansehen hat, als ob Tugend und Laster so gar selten ihr Recht und behöriges Schicksal fänden, der alleinige Schau-Platz seyn, allwo Belohnungen und Bestrafungen statt finden sollen.

* Der Herr Auctor sagt hier eben das, was die H. Schrift sagt: Tausend Jahr sind vor Gott, wie ein Tag, der gestern vergangen ist, Ps. 90. v. 4. So sagt auch Plutarchus, in libro de his, qui sero puniuntur a Numine, ἐπὶ τοῖς γε Θεοῖς πᾶν ἀνθρωπίνε βίε διάςημα τὸ μηδέν ἐςι, der gantze Verlauf des menschlichen Lebens ist, gegen Gottes Dauer zu rechnen, gar nichts. Wann nun aber in diesen und dergleichen Aussprüchen, zwischen einer sehr langen Zeit-Währung, und zwischen der Ewigkeit Gottes, eine Vergleichung gemachet wird, so ist es gar nicht also zu verstehen, als ob in Gott würcklich eine, obschon ewige, Fortdauerung und Aufeinanderfolgung, statt finde. Denn da Gott alles, was er ist, auf einmahl, und zwar nothwendig ist, und nicht erst mit der Zeit werden darf, so wie er zu keiner Zeit das, was er ist, zu seyn, aufhören kan; so ist er auch ausser aller Zeit. Es findet bey ihm weder etwas vergangenes, noch etwas zukünftiges statt. Es ist da kein Anfang, kein Fortgang, kein Ausgang und Ende. Gott ist ewig und unendlich. Dauer und Fortwährung ist, eigentlich zu reden, nur eine Eigenschaft solcher Dinge, die der Veränderung und Wechsel unterworfen sind. Es kan demnach zwischen der Dauer eines Geschöpfes, und zwischen der Ewigkeit des Schöpfers, im eigentlichen Verstande, keine Vergleichung gemachet werden. Die Zeit kan keinen Maaß-Stab zur Ausmessung der Ewigkeit abgeben. Gleiche Bewandniß hat es auch mit der Unermeßlichkeit Gottes. Nur diejenigen Dinge können ausgemessen, und, ihrer Größe und Kraft nach, bestimmet werden, die ein eingeschränctes Wesen haben, und endlich sind. Gottes Wesen, Eigenschaften und Kräfte, wie sie von der allerhöchsten Vollkommenheit sind; also leiden sie auch keine Schrancken, sondern sind unendlich, so daß kein Maaß zu finden ist, wornach sie ausgemessen und bestimmet werden können. Wenn man alles, was in denen Geschöpfen, Verstand, Macht, Güte und Weisheit

ist und heisset, in eins, und, so zu sagen, auf einen Haufen bringen könnte, so würde solches zwar etwas groſses, aber noch lange nicht hinlänglich seyn, die Gröſse der göttlichen Erkenntniß, Weisheit, Macht und Güte begreiflich zu machen. Ja, wenn man alle creatürliche geist- und leibliche Kraft unzehlichmahl multiplicirete, so würde doch noch kein Maaß-Stab heraus kommen, Gottes ewige und unendliche Kraft darnach zu bestimmen, so daß man sagen könnte, so und so vielmahl ist Gottes Macht, Gottes Güte, Gottes Erkenntniß und Weisheit, gröſser, als die Macht, die Güte, die Erkenntniß und Weisheit derer Engel und Menschen. Es mag auch hier gelten, was Sirach spricht: Wenn wir gleich viel sagen, so können wir es doch nicht erreichen. Kurtz: er ist es gar. Wenn wir gleich alles hoch rühmen, was ist das? er ist doch noch viel höher, weder alle seine Wercke. Der Herr ist unaussprechlich groß. Sirach 43, 29. 30. 31. Daher auch Gott in heiliger Schrift zum öftern nur schlechtweg groß, gütig, weise, mächtig, gerecht und heilig genennet wird, anzuzeigen, daß er alle diese Eigenschaften in unendlicher und schlechterdings unvergleichlicher Vollkommenheit besitzet. Und darinnen bestehet seine Unermeßlichkeit. Das Gebäude dieser Welt ist von einer solchen erstaunlichen Gröſse, daß kein menschlicher Verstand, geschweige ein menschliches Auge, dieselbe erreichen und übersehen kan. Aber auch diese unaussprechliche Gröſse des gantzen Welt-Systematis ist, mit unserm Auctore zu reden, gegen die Unermeßlichkeit Gottes, nur ein Punct, nur ein geringes Sonnen-Stäublein. Welches doch nicht also zu verstehen ist, als ob etwan das göttliche Wesen den gantzen Welt-Raum hindurch, und noch weiter, ausgedehnet, und in solchem Verstande unermeßlich sey. Die Unermeßlichkeit Gottes ist so zu verstehen, wie es das uncörperliche geistliche Wesen Gottes leidet, daß nemlich Gott nicht nur allen Dingen, beydes seiner Erkenntniß, Kraft und Würckung, als seinem Wesen nach, gegenwärtig sey,

sondern auch alles, was er ist, was er hat, und was er vermag, auf eine unbestimmte, unumschränckte, ungemessene und unendliche Art und Weise, sey, habe und vermöge. Wann nun solcher Gestalt kein Zeit-Lauf, er mag so unaussprechlich lang angenommen werden, als er immer kan und will, mit der Ewigkeit Gottes in Vergleichung kommt, und viele tausend Millionen Jahre, gegen derselben, nur ein Augenblick, ja ein Nichts sind; Wenn der unermeßliche Raum der Welt, in Vergleichung mit der Unermeßlichkeit Gottes, noch geringer, als ein Sonnen-Stäublein zu achten ist; so hat es mit der Folge, die der Herr Auctor aus dieser Wahrheit ziehet, um so viel desto mehr seine gute Richtigkeit. Besagte Folge ist diese: 1) Gott ist ewig. Der Lebens-Lauf eines Menschen, wenn derselbe auch des Methusalah seinem gleich kommen sollte, ist etwas sehr kurtzes. Darum hat der Mensch die Mühseligkeit seines Lebens eben nicht so hoch anzuschreiben, vielmehr zu bedencken, daß, weil Gott ewig, er auch selbst zur Ewigkeit erschaffen ist, noch wohl ein anderer Zeit-Lauf kommen könne, und gewißlich kommen werde, da es ihme, nach allen Umständen, besser ergehen solle. Daher auch die heiligen Apostel denen christlichen Hertzen, die sich jezuweilen auch über die Langwierigkeit ihrer Jammervollen Tage beschweren mochten, immerzu die kurtze und kleine Zeit dieses Lebens vorzuhalten, und sie auf die Betrachtung der Ewigkeit Gottes, und derer von dem ewigen Gott verheissenen ewigen allerseligsten Zeit-Läufte, zu verweisen pflegten, 2 Cor. IV. 17. 1 Tim. VI. 15. 16. 1 Pet. V. 10. 2) Gott ist unermeßlich. Das gantze weite und breite Welt-Gebäude ist, gegen solche Unermeßlichkeit, nur ein Punct. Die Erde, als ein kleines Stück von der Welt, muß also noch geringer seyn. Darum, und wenn es auf diesem kleinen Welt-Theilgen, der Erden, nicht allemahl so gar gleich zugehet, und etwan die Tugend bedrucket wird, das Laster hingegen freyen Lauf findet, so hat der Mensch nicht sogleich über Ungerechtigkeit zu schreyen,

en, oder wohl gar die Wahrheit der göttlichen Vorsehung in Zweifel zu ziehen, vielmehr also zu schliessen: Der Platz, darauf ich wohne, ist ein sehr geringes Stück von der Welt. Ja! die gantze Welt ist nichts zu rechnen, gegen den unermeßlichen Gott. So kan denn, und so wird wohl noch eine andere Gegend, ein anderer Schau-Platz vorhanden seyn, wo Tugenden und Laster ihr völliges Recht erhalten werden, und wo die göttliche gerechte Vorsehung sich ungleich herrlicher, als hier, offenbaren wird. So kan und muß ein Mensch urtheilen, wenn er die Ewigkeit und Unermeßlichkeit Gottes, nur in dem Lichte seiner gesunden Vernunft, betrachten will. Das Licht der göttlichen Offenbarung in heiliger Schrifft giebt uns hiervon weit mehrere Gewißheit. Wenn die Jünger Christi betrübt sind und erschrecken, daß sie auf dem Erdboden von einem Ort zum andern verfolget werden, und nirgends eine bleibende Stätte haben sollen, so vertröstet sie ihr Herr und Meister auf andere und bessere Wohnungen; Euer Hertz erschrecke nicht! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen ꝛc. ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten, Joh. XIV. 1. Dergleichen tröstliche Anweisung giebt auch Paulus seinen, um des Evangelii willen beraubten und verfolgten Ebräern, Ebr. XIII. 14.

** Obgleich die Betrachtung des ewigen und unermeßlichen Gottes, angezeigter maaßen, einen nicht geringen Beweis für die Providentz Gottes, selbst in Sachen, die widrigen Schicksale derer Frommen und Bösen betreffend, an die Hand giebet; so beantwortet doch der Herr Auctor noch ins besondere die dawider gemachten Einwürfe derer Atheisten, mit einer ihm gewöhnlichen eben so scharfsinnigen, als gründlichen Kürtze. Wir wollen zur Erläuterung dieses Puncts folgendes anmercken. Der Atheist spricht: es gehet denen Tugendhaften unglücklich und übel, denen Lasterhaften glücklich und wohl. Er schliesset, obschon mit allzugroßer

und einem vermeynten starcken Geiste gar nicht anständigen Uebereilung, aus dieser Vorfallenheit: Es kan kein Gott seyn, wenigstens muß er sich um die Dinge in der Welt gar nicht bekümmern, und also die Welt nicht regieren, weil es sonst denen Frommen wohl, denen Gottlosen aber übel ergehen würde. Wäre dieser Schluß richtig, so würde mit der Providentz zugleich die Existentz Gottes hinweg, und über einen Haufen fallen. Daher auch die Gottes-Verläugner, in denen ältesten Zeiten, dieses Einwurfs, vor andern, und am liebsten, sich bedienet haben. Man kan dieses aus dem dritten Buche des Ciceronis de natura Deorum, im letzten Theile desselben gar deutlich ersehen, allwo Cotta unter der Person eines Atheisten, wider Balbum, der die göttliche Vorsehung behauptet, zur Beschönigung seiner gottlosen Meynung, vornehmlich auf das Glück derer Lasterhaften, und auf das Unglück der Tugendhaften sich berufet, auch die Exempel derer berüchtigtesten Atheisten, als des Telamons, des Diagoræ, des Diogenis und anderer, die ebenfalls auf solche Weise wider das Daseyn eines Gottes geschlossen haben, anzuführen weis. So läßt sich auch schon Aristophanes in seinem Gedichte, Plutus genannt, also vernehmen:

Τολμῶ κατειπεῖν μήποτ' ἐκ εἰσὶν Θεοὶ,
Καιοὶ γὰρ ἐυτυχοῦντες ἐπιπλήττουσί με. das ist:
Es macht mich recht stutzig, wenn ich sehe, daß denen Bösen es glücklich und wohl ergehet, und kan mich daher nicht enthalten, gar zu läugnen, daß es Götter giebt. Wie der Poet Ovidius, auf gleichen Schlag, sich herausgelassen, ist bekannt:

Cum mala fata pios vexent, ignoscite fasso,
Sollicitor nullos esse putare Deos. das ist:
Da denen Frommen so gar widrige Schicksale begegnen, so komme ich bey nahe auf die Gedancken, daß gar kein Gott seyn müsse. Nun ist es wohl an dem, daß diese über Fromme und Böse ergehende ungleiche Schicksale allerdings eine Sache von großer Schwierigkeit sind,

und,

und, dem ersten Ansehen nach, der Vorsehung und Regierung Gottes nicht wenig im Wege zu stehen scheinen. Haben doch wohl eher Männer, die in der allein seligmachenden Religion erzogen, und wahrhafte Verehrer des alles regierenden Gottes gewesen sind, darinnen einen schweren Stein des Anstoßes gefunden, wie am Assaph in seinem 73sten Psalm, zu ersehen ist. Gleichwie aber auch dieser heilige Mann nicht eher zur Ruhe seines Gemüthes kam, und derer gemachten Zweifel völlig entlediget wurde; als bis er in das Heiligthum des Herrn gieng, und da von der Sachen wahrer Beschaffenheit hinlänglichen Unterricht erhielt; so ist wohl gewiß, daß die eigentlichen Gründe zur Beantwortung der Frage: cur bonis male, & malis bene sit? warum denen Frommen es übel, und denen Bösen wohl ergehe? nicht sowohl aus der im Finstern tappenden bloßen Vernunft, als vornehmlich aus der heiligen Schrift, herzunehmen sind. Diese ist mit ihren heilsamen Belehrungen ein Licht auf unsern Wegen, diese zeiget uns auch in denen Wegen Gottes lauter Wahrheit, lauter Güte und Treue. Diese entdecket uns die eigentliche Qvelle, woher alles Unglück und Elend über die Menschen herfliesset. Diese fruchtbare Qvelle ist die Sünde, und da sie, die heilige Schrifft, alle Menschen unter dem Ungehorsam beschliesset und sündhaft erkläret, so hat man, bloß um dieser Wahrheit willen, sich eben nicht so sehr zu verwundern, wenn man auch die Frömmesten in trübseligen Umständen erblicket, maßen sie den Saamen und die Wurtzel zu allem Elende, nemlich die Sünde, in ihren Adern, ja in dem innersten Grunde ihres Hertzens, mit sich führen. Die heilige Schrifft eröffnet uns, zwar nicht in allen besondern Fällen, jedoch überhaupt, und so viel uns, zu unserer Beruhigung, zu wissen nöthig ist, die heiligen und reinen Absichten des lieben Gottes, die er heget, und zu erreichen suchet, wenn er es denen Gerechten, dem Ansehen nach, übel, denen Ungerechten aber wohl ergehen lässet. Endlich, und was das Haupt-Werck

ist, so weiset uns das heilige Wort Gottes auf den Ausgang, und auf den Zustand derer Frommen und Gottlosen in der Ewigkeit. Da es denn bezeuget, daß ein Tag kommen werde, an welchem es sich zeigen soll, was für ein Unterschied sey zwischen dem Gerechten und Gottlosen, und zwischen dem, der Gott dienet, und zwischen dem, der ihm nicht dienet, wenn nemlich denen Gottlosen ewiglich wehe, denen Frommen aber ewiglich wohl seyn wird. Ein Mensch also, der die H. Schrifft für Gottes Wort hält, und nach desselben Aussprüchen seine Gedancken und Urtheile einrichtet, findet in denen ungleichen Schicksalen der Tugenden und Laster auf Erden gar nichts anstößiges, vielmehr lauter Licht und Recht, beydes zur Verherrlichung der Vorsorge und Regierung Gottes, als auch zur Befriedigung seines Hertzens und Gewissens. Weilen aber die Feinde der göttlichen Vorsehung die H. Schrifft, zur Richtschnur ihres Erkenntnisses, nicht annehmen, und Wunder meynen, was sie für einen starcken Beweis wider die Haupt-Wahrheit, daß ein Gott, und eine göttliche Providentz sey, in der täglichen Erfahrung gefunden haben; so hat man freylich auch die Sache vor den Richterstuhl der Vernunft zu führen, und den Ungrund ihres Vorgebens mit hinlänglichen Gründen darzuthun. An solchen Gründen fehlt es auch gar nicht. Ueberhaupt, und wenn man (1) die Qvellen untersuchen will, woher die, von der ungleichen Austheilung des Glücks und Unglücks in der Welt, genommene falsche Schlüsse derer ältesten Atheisten wider die Regierung Gottes, geflossen sind, so wird man finden, daß dieselben gar nicht eine gründliche Untersuchung der Sache selbst, sondern ein lasterhaftes und von Affecten dahin gerissenes Gemüthe gewesen sey. Ehrgeitz, Eigennutz, Rachgierde, Ungedult, Hochmuth und Vorurtheile, nicht aber Ueberlegung und Vernunft, haben diese der Providentz Gottes widersprechende Meynung, bey vielen alten griechischen und lateinischen Welt-Weisen, hervorgebracht, welches denn die

Richtigkeit ihrer Aussprüche sogleich gar sehr verdächtig machen muß. Diagoras ist, wie bekannt, einer derer stärcksten und dabey schmähsüchtigsten Atheisten unter denen Griechen gewesen, daß man ihm auch dieserwegen den Zunamen "Αθεος beygeleget hat. Er war dergleichen anfänglich nicht, vielweniger ist er es, durch vernünftige Ueberlegung, geworden. Und wie mag auch ein gesunder Gebrauch der Vernunft einen Menschen auf Atheisterey verleiten können? vielmehr kan und muß derselbe davon schlechterdings ab- und auf Gott führen. Diagoras wurde durch eine blinde Hitze des Zorns und der Rachgierde zum Atheisten gemacht. Er hatte, wie uns Cicero berichtet; ein Gedichte verfertiget. Das war nun, seiner Meynung nach, recht schön, und sollte ein öffentliches Zeugniß seiner ausnehmenden Geschicklichkeit seyn. Er hatte aber das Unglück, daß, ehe er es noch bekannt machen konnte, selbiges ihme, dieblicher Weise, entwendet wurde. Das Carmen kam öffentlich zum Vorschein, und wurde als ein rechtes Meisterstück gerühmet. Darüber wurde er in einen heftigen Zorn gebracht. Er wußte seinen Dieb. Er ging hin, und verklagte ihn bey des Orts Obrigkeit. Dieser läugnete. Diagoras deferirte ihme den Eyd. Diesen schwur der Plagiarius glücklich ab, und wurde alles fernern Anspruchs gerichtlich erlassen, Diagoras hingegen mit seiner Klage abgewiesen, und noch darzu in die Unkosten verdammet. Das war nun, seinen Gedancken nach, eine Himmelschreyende Sünde. Da sollte gleich Feuer vom Himmel fallen, und diesen meyneidigen Menschen, samt denen ungerechten Richtern, von dem Angesichte der Erden vertilgen. Und da dieses nicht augenblicklich erfolgte, so muste der Himmel selbst herhalten. Er stieß die heftigsten Verwünschungen und Flüche aus. Der Schluß davon war dieser: Es ist kein Gott, es ist keine göttliche Vorsehung! Und warum denn nicht, erboßter Diagora? Darum, weil der meyneidige Dieb meiner Ehre und meines Glücks

ungestraft dahin gehet, ich aber bey meiner Unschuld und gerechten Sache keine Hülfe finden kan. Ist das nicht ein schöner Grund, warum Diagoras auf einmahl die Gottheit aus der Welt verbannet, ja gantz und gar vernichtiget? Er war ein gebohrner Sclave, und erwieß sich auch, in dem gantzen Handel, als einen Sclaven seiner stürmischen Affecten. So eine kahle Ursache er zu zörnen hatte, so kahl und nichtig ist auch der Schluß, den er im Zorn, wider Gott und seine Gerechtigkeit, machet. Iason, beym Tragödien-Schreiber Seneca, machet es nicht viel klüger. Die Medea, wie die Fabel haben will, hatte dem guten Manne alle seine Kinder getödtet, und nachdem sie solche getödtet hatte, so flohe sie, über Hals und Kopf, davon. Biß dahin hatte Iason noch immer gute Gedancken von Gott gehabt, so bald ihme aber das böse Weib solch Unglück angerichtet hatte, und ungestraft davon kam, so gab er auch auf einmahl allen Gottesdienst auf, und schrie der Kinder-Mörderin mit vollem Halse, und in der äußersten Grimmigkeit, nach:

Testare nullos, qua veheris, esse Deos, das ist: Du, die du ein solches erschreckliches Unrecht begangen hast, und glücklich davon kommst, du bist ein offenbarer Zeuge, und ein klarer Beweis, daß keine Götter sind. Aus diesen und dergleichen Exempeln siehet man gar deutlich, daß, an dieser Art der Verläugnung Gottes und seiner Regierung unter denen Menschen, mehr eine Menge durch einander laufender ungestühmer Leidenschaften, als Ueberlegung und Einsicht, Theil zu haben pflege. Das ist es, was die heilige Schrift saget: Weil nicht bald geschiehet ein Urtheil über die bösen Wercke, dadurch wird das Hertz der Menschen voll, böses zu thun. Pr. B. Sal. VIII. v. 11. Cotta zwar, beym Cicerone, scheinet eines geruhigern Gemüthes zu seyn, und von der Sache mit reiferer Ueberlegung zu urtheilen; jedoch sind auch seine Gedancken und Aussprüche von Affecten nicht frey. Er ist ungehalten darüber,

über, daß seine Lands-Leute und Anverwandten kein besseres Glück, im Handel mit ihren Feinden, gehabt haben. Er siehet jene allein für tugendhaft, diese hingegen für Missethäter, an, da doch jene nur etwas weniger lasterhaft gewesen sind, und was er an ihnen als eine sonderbahre Tapferkeit rühmet, weiter nichts als Verwegenheit, oder doch nur ein guter Schein der Tugend und Treue, war. Weil er nun dieselbigen, nach solchem Vorurtheile von ihren guten Eigenschaften und Verdiensten, eines bessern Glücks werth zu seyn erachtete, und es ihnen gleichwohl widerwärtig erging, so muste gleich die göttliche gerechte Vorsehung angeklaget und verdammet werden, mithin floß dieses Urtheil wider Gott ebenfals aus Uebereilung her, und solche Uebereilung hatte Eigenliebe, Hochmuth, Einbildung, Haß und Neid, zum Grunde. Es veroffenbahret sich, in diesem gantzen Handel, die Unarth und Blindheit des menschlichen Hertzens, nur gar zu sehr. Man will haben, und hält es für gerecht und billig, daß eine grobe Mißhandlung, so gleich auf frischer That, mit Rache und Strafe vom Himmel angesehen, ein gutes Werck aber, wenn es schon vielleicht dem Grunde nach lauter Boßheit ist, augenblicklich, und vor aller Welt Augen, belohnet werde. Geschiehet dieses nicht, so schreyet der rachgierige und eingebildete Mensch über Ungerechtigkeit, und opfert die unläugbarste Warheiten seinem blinden Eigensinne auf. Was kan aber wohl unbilliger und unweiser seyn, als ein solches Verfahren? Die weisesten unter denen Heyden haben dafür gehalten, es sey allemahl rathsamer, daß man nicht so gleich im Zorn zufahre, und das verübte Unrecht, auf frischer That, bestrafte. Sie haben auch selbst diese Regul der Klugheit, in dergleichen Fällen, beobachtet. Plato, da er von seinem Bedienten gröblich beleidiget, und zum Zorn gereitzet wurde, blieb eine Zeit lang stehen, und fuhr nicht gleich mit Schlägen in denselben hinein, damit er die Tugend der Langmü-

müthigkeit beweisen, und seinen Beleidiger, zur heylsamen Erkenntniß seines Vergehens, bringen möchte. Ob nun gleich, von Seiten des heiligen Gottes, gar nicht zu befürchten ist, daß er etwan, im Zorn, sich übereilen, und, in der Strafe, zu viel thun möchte, so kan es ihm doch keines weges zur Last geleget werden, wann er, mit Bestrafung des Unrechts, einigen Aufschub machet, da man ja überhaupt solchen Aufschub als ein Werck der Weisheit und Güte denen Menschen anzupreisen pfleget. Wie denn Plato selbst wohl erkannt hat, daß Gott durch solche Langmuth allerdings eine seiner Majestät höchst anständige, und denen Menschen sehr zuträgliche, Gütigkeit, an den Tag lege, derentwegen die Menschen τὴν ἐκείνε πραότητα καὶ τὴν μέλλεσιν, das ist, seine Sanftmuth und seinen Verzug mit der Strafe sich billig zur Nachfolge vorzustellen hätten, wie mit mehrern aus des Plutarchi schönem Buche de his, qui sero puniuntur a Numine, zu ersehen ist. Es haben daher die Menschen gar keine hinlängliche Ursache, verrathen vielmehr ihren großen Unverstand, und blinden Affect, wenn sie so gleich zufahren, und aus den eine Zeit lang außenbleibenden Straf-Gerichten Gottes über die Bösen alle göttliche Providentz in Zweifel ziehen. Lento gradu ad vindictam sui diuina procedit ira, sed tarditatem gravitate compensat, sagt ein vernünftiger Heyde, Valerius Maximus, das ist: Der göttliche Zorn gehet mit langsamen Schritten zur Rache, ersetzet aber nachhero solche Langmüthigkeit, wenn sie nicht gebührend erkannt werden wollen, mit desto größerm Ernst und Strafe. Kan doch Cotta selbst, im angeführten Buche des Ciceronis, diese Warheit nicht läugnen, und muß zugestehen, daß endlich noch einigen Bösewichtern ihr verdienter Lohn wiederfahren wäre, ob er gleich meynet, es wäre besser gewesen, wann sie eher wären zur Strafe gezogen worden, damit sie nicht so viel Unheyl hätten anrichten können, da er doch hätte be-

bedencken sollen, daß die göttliche weise Vorsehung ofters die Gottlosen darum länger leben lässet, damit durch dieselben, als durch Werckzeuge, andere gestrafet werden, wie solches Plutarchus in dem angeführten Buche gar wohl erkannt hat. Claudianus handelte, in diesem Stücke, vernünftiger, als Cotta und seines gleichen. Er sahe, daß Ruffinus die grösesten Ungerechtigkeiten ausübte, und ihme nicht allein alles für genossen hinausging, sondern auch Ehre und Glück, in großer Maaße, wiederfuhr. Darüber wurde er stutzig, und fing an, über Gottes gerechte Regierung, und ob wohl gar ein Gott seyn möchte, allerhand zweifelhafte Gedancken zu schöpfen. Er entdecket, gleich im Anfange seines ersten Buches, wider Ruffinum diesen Kummer seines Hertzens. Er schreibt:

Sæpe mihi dubiam traxit sententia mentem,
Curarent superi terras, an nullus inesset
Rector, & incerto fluerent mortalia casu:

Das ist, ich habe ofters gezweifelt, ob gar ein Gott im Himmel sey, und ob nicht vielmehr alles in der Welt, nach einem blinden Glücks-Fall, ergehe. Als aber nach der Zeit das Blatt mit Ruffino sich wandte, und über denselben Unglück und Verderben kam, so fiel der Zweifel wieder hinweg, und die göttliche Providentz wurde, vor dem Richter-Stuhl seiner Vernunft, absolviret.

Abstulit hunc tandem Ruffini pœna tumultum,
Absolvitque Deos jam non ad culmina rerum
Injustos creviſſe queror, tolluntur in altum
Ut lapsu graviore ruant. Claud. L. I. in Ruf. v. 20.

So übereilt die erstern Gedancken dieses heydnischen Poeten waren, so vernünftig und bescheiden waren die letztern. Gott muß doch zuletzt, auch nach dem Urtheil der gesunden Vernunft, Recht behalten, wenn er schon anfänglich von derselben gerichtet und verdammet wird. Außer dem allen hat man nun (2) auch die Gedancken unsers Herrn Auctors hierbey wohl in Erwegung zu ziehen,

hen. Es laufen dieselbigen dahinaus. Daß die Gottlosen glücklich, die Frommen aber unglücklich sind, ist keine durchgängige Warheit. Es gehet denen Bösen wohl, und denen Frommen übel. Es ist wahr. Die Erfahrung lehret es. Aber es gehet doch nicht allen Bösen, und beständig, wohl, auch nicht allen Frommen, und beständig, übel. Es giebt Gottlose, denen es allerdings übel, es giebt Fromme, denen es allerdings wohl ergehet. Triumphiret das Laster, und wird die Unschuld unterdrücket, so geschiehet beydes vielmahls nur eine Zeit lang. Das Laster wird ofters, ehe man es sich versiehet, mit aller seiner Abscheulichkeit, und die Tugend, in ihrer herrlichen Gestalt, ans Licht gebracht. Die Lasterhaften müsten insgesamt, sie müsten aller Orten und allezeit, glücklich; die Tugendhaften müsten insgesamt, sie müsten aller Orten und allezeit, unglücklich seyn, wenn man daher etwas zuverläßiges, wider Gott und seine Vorsehung, folgern wollte. Und wenn dem auch also wäre, so würde doch diese Folgerung noch lange nicht richtig seyn, maaßen erst dargethan werden müste, daß dieser Erdboden allein der Schauplatz, und dieses kurtze Leben der Menschen allein die bestimmte Zeit sey, wo und in welcher das Gute belohnet, und das Böse bestrafet werden müste, und daß demnach, außer diesem Orte, und außer dieser Zeit, weiter keine gerichtliche Entscheidung derer Dinge, mithin weder Belohnung noch Strafe, statt finde, auch nicht statt finden könne, wovon aber der Beweis nicht nur sehr schwer, sondern gantz unmöglich fallen wird, da vielmehr das Gegentheil, selbst denen Augen der bloßen Vernunft, als höchst wahrscheinlich einleuchten muß. Daher Plutarchus im oft angeführten Buche, aus der Unsterblichkeit der Seelen, die Gewißheit zukünftiger Vergeltung herleitet, und auf solche Weise die Vorsehung Gottes befestiget. Hiernechst muß (3) vornehmlich das, was man Tugend und Laster, auch was man Glück und Unglück, zu nennen

pfle-

pflege, in Betrachtung gezogen werden. Die Menschen urtheilen beydes von Tugenden und Lastern, als vom Glück und Unglück, so verschiedentlich, daß, nach solchen verschiedenen Beurtheilungen, auch mancherley Schlüsse, bald für, bald wider die Sache Gottes, gemachet werden. Man sollte billig, wann zu bestimmen ist, ob jemand tugend- oder lasterhaft, und also eines Wohl- oder Uebelstandes würdig sey? nicht nach dem, was in die Augen fällt, sondern nach der Verfassung seines Gemüthes, das Urtheil sprechen. Wie öfters geschiehet es, daß jemand, um eines guten äußerlichen Scheins willen, für wahrhaftig fromm und ehrbar gehalten wird, der doch, in dem innersten Grunde seines Hertzens, lauter böse Neigungen und Absichten, heget, von deren Vollbringung ihn entweder seine eigne Ohnmacht, oder die Furcht vor weltlicher Schande und Strafe, oder eine andere, eben so böse, oder wohl noch bösere Absicht, zurücke hält. Eine solche Enthaltung von äußerlichen Wercken der Boßheit kan ja wohl ihme vor der Welt, auch dem Ruhe-Stande des gemeinen Wesens, zuträglich seyn, aber nimmermehr eine wahre Frömmigkeit und Tugend genennet werden. Mancher enthält sich auch von gewissen Arten grober Mißhandlungen, nicht aus einer rechtschaffenen Verabscheuung derselbigen, oder aus einer rechtschaffenen Liebe zur Tugend, sondern weil er, nach der Beschaffenheit seines Temperaments, zu solchen Sünden-Arten eben nicht sonderlich geneigt ist, oder sonst dabey seine Rechnung nicht findet, da er wohl zu andern, eben so schweren, Vergehungen, die er aber meisterlich zu verbergen, oder zu beschönigen weis, ungescheut angetrieben wird. Wenn nun ein solcher Mensch in der That für tugendhaft gehalten wird, und demselben gleichwohl mancherley Noth und Unglück begegnet, was ist leichter, als daß derjenige, der solcher Gestalt in seinen Gedancken sich irret, auch ein verkehrtes Urtheil über die göttlichen Verhängnisse spricht, und dafür hält, e

geschehe diesem vermeyntlich frommen Menschen zu viel. Er leide unschuldig. Es sollte ihm ungleich besser ergehen. Es lasse sich dieses ungleiche Schicksal mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes gar nicht zusammen räumen! da doch eben dieser verkehrte Urthels-Sprecher gantz anders dencken, und lauter göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit wahrnehmen würde, wenn er die bösen Tücke des fälschlich für unschuldig gehaltenen Menschen wissen sollte. Gleicher Gestalt hat ein anderer die besten Absichten bey seinem Thun und Lassen, und es wird ihm nicht geglaubet, er verrichtet die unschuldigsten Handlungen, oder begehet die geringsten Fehler, und Haß und Neid machet dieselben zu grossen Laster-Thaten. Er soll und muß Unrecht haben. Stehet er nun etwan dabey in einem guten Wohlstande, so fähret der Unbesonnene gleich zu, und beschuldiget Gott einer Ungerechtigkeit, ja lässet sich wohl gar den blinden Affect seiner Eigen-Liebe und Mißgunst so weit dahin reissen, daß er an Gott und göttlicher Providentz zu zweifeln beginnet. Kan aber wohl etwas ungerechter seyn, als ein solches unbesonnenes Urtheil? Und diese Unbesonnenheit im Urtheilen rühret sie nicht ursprünglich daher, daß man sich eine falsche Vorstellung von denen Tugenden und Lastern machet? Sollte man nicht daher entweder gantz und gar mit seinem Urtheile über die Verhängnisse Gottes anstehen, oder dasselbe mit aller möglichen Behutsamkeit abfassen? Geschähe dieses, so würde man die allgewaltige weise Regierung Gottes zwar bewundern, aber niemahls tadeln, vielweniger etwas, derselben zum Nachtheil, sich in die Gedancken kommen lassen. Gleiche Bewandniß hat es mit denen Begriffen, die die Menschen sich vom Glück und Unglück zu machen pflegen. Wer Ehre, Reichthum und Wollust dieses Lebens für ein Glück, ja wohl für das gröste Glück in der Welt, dagegen Verachtung, Armuth, Kranckheit und Mangel leiblicher Ergötzungen, für ein Unglück, ja wohl für das gröste Unglück hält, der wird auch mit der Vor-

se-

sehung Gottes zufrieden, oder nicht zufrieden seyn, je nachdem er dieses Glück oder Unglück an die Menschen ausgetheilet findet. Wer siehet aber nicht, daß dieser Begriff vom Wohl- oder Uebelstande, im Grunde irrig ist, und daher zu vielen verkehrten Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen verleiten kan? Nichts kan, im eigentlichen Verstande, ein Glück seyn und heissen, als was das menschliche Gemüthe in eine wahre wohlgegründete Zufriedenheit setzet, oder setzen kan. Und nichts kan, im eigentlichen Verstande, ein Unglück genennet werden, als was dem Menschen diese Ruhe des Gemüthes raubet, oder zu rauben vermögend ist. Die vernünftigsten heydnischen Welt-Weisen haben also von der Sache geurtheilet. Es will sich auch nicht wohl anders urtheilen lassen. Wann die Gedancken und Begierden des Hertzens ruhig sind, daß sie nicht mit einander streiten, sondern jene mit Erkenntniß der Wahrheit, diese aber mit Neigung und Liebe zu dem erkannten Gute beschäfftiget sind, und folglich das gute geliebet und geübet wird, so ist dem Menschen wohl, und er hat Ursache, sich glücklich zu schätzen. Nun fragt es sich, ob dieses Wohlseyn der Seelen durch das Wesen dieser Welt gewürcket, oder auch nur erhalten werden kan? und ob, dem zu folge, solch Wohl der Seelen, durch den Mangel derer irdischen Güter zerstöret und geraubet werde? Und da sagen wir, daß weder das eine, noch das andere, seyn könne. Was unsere Seele wahrhaftig und beständiglich vergnügen soll, das muß auch an und für sich selbst ein wahrhaftiges, ein beständiges, und ein solches Gut seyn, das, weil es doch vornehmlich der Seelen zu statten kommen soll, nicht so wohl mit denen Sinnen des Leibes, als mit denen Kräften der Seelen, gefasset und genossen wird. Es muß immer zu haben, zu erhalten, und zu geniessen seyn, daß es nicht heute da, und morgen weg ist, maßen alsdenn auch die darauf gegründete, und daher gezogene Vergnügung, zugleich mit hinweg fallen würde. Nun sehe man doch einmahl die so genannten Glücks-Güter

dieses Lebens recht an, haben sie auch diese Eigenschaften und Kräfte an sich, daß sie das menschliche Hertz von Grunde aus, beständig, und ohne Furcht eines betrübten Wechsels, befriedigen können? Ich meyne nicht. Alle Creatur Gottes ist ja wohl in sich etwas gutes und etwas unschuldiges, es sind daher die Güter dieser Welt gar nicht verwerflich. Sie dienen vielmehr, und sind nöthig zur Erhaltung unsers Leibes und Lebens, sie können auch dem Gemüthe eine gantz unschuldige Ergötzung zuwege bringen, ja wenn sie recht betrachtet und gebührend angewendet werden, so können und sollen sie auch eine Anleitung zur Erkenntniß des Schöpfers, mithin auch zu dem eigentlichen wahren Vergnügen der Seelen seyn. Doch dieses letztere ist nicht sowohl eine von ihnen selbst herfliessende Kraft und Würckung, sondern eine süsse Frucht der darüber angestellten vernünftigen Betrachtungen. An und für sich selbst können sie nur denen Sinnen des Leibes angenehme Empfindungen machen, und zur Erhaltung dieses leiblichen Lebens, auch desselben Gemächlichkeit, das ihrige beytragen. Zum wahren Seelen-Wohl können sie schlechterdings keinen sichern Grund abgeben. Denn sie sind, ihrer Natur und ihrem Wesen nach, unbeständig und veränderlich. Sie verlieren, zu gewissen Zeiten, und unter gewissen Umständen, als z. E. wenn der Mensch kranck ist, gantz und gar, wenigstens zum Theil, ihren Geschmack. Endlich, und wenn es mit dem Menschen zum Sterben kommt, so entziehen sie sich demselben, mit allen ihren Gebräuchen und Nutzungen, gäntzlich und auf einmahl. Wie elend muß da derjenige Mensch daran seyn, der sich im Leben mit weiter nichts, als mit diesen vergänglichen Dingen, zu schaffen gemachet hat? Woran will sich die vom Leibe geschiedene arme Seele halten, da sie ausser dem Stande alsdenn gesetzet ist, dieser sinnlichen Dinge weiter zu gebrauchen und zu geniessen? Das eigentliche rechte Seelen-Gut kan kein anders, als das höchste, das ewige und unveränderliche Gut, das ist, Gott seyn.

seyn. Wer Gott hat, und mit ihm in Vereinigung stehet, der hat wohl, was ihn ewiglich erfreuen kan und soll. Der Weg zum Besitz und Genuß dieses ewigen und unendlichen Guts kan wohl kein anderer seyn, als das gebührende Verhalten nach Gottes Willen. Dieser Wille Gottes kan, mit zuverläßiger Gewißheit, durch keine Vernunft ausfindig gemachet werden, daher man denselben in dem Worte göttlicher Offenbarung zu suchen und zu lernen hat. Nur der, der nach Gottes Willen wandelt, ist des höchsten Gutes, und des damit verknüpften wahren Seelen-Vergnügens fähig und theilhaftig. Auch schon ein Vernunft-mäßiges, tugendhaftes inn- und äusserliches Bezeigen führet eine süsse Ruhe in die Seele ein. Weilen aber die Vernunft weder den rechten Grund, noch die benöthigte Kraft, Gott recht gefällig zu werden, anweisen und ertheilen kan, so ist auch das von einem bloß natürlichen Tugend-Wandel herrührende Seelen-Vergnügen um so viel mangelhafter und schwächer. Es sey nun das Vergnügen von welcher Art es wolle, so ist es wahr, es kan dasselbige, durch sinnliche unangenehme Empfindungen des Leibes zwar gestöhret und in etwas unterbrochen, aber doch nicht völlig vertilget werden. Vielmehr weis selbst ein vernünftiges, Wahrheit- und Tugend-liebendes Gemüth, zumahl wenn es auf die Wege der weisen Regierung und Führung Gottes acht hat, solche widrige, den Leib betreffende Unfälle, zu einer Qvelle des Trostes und anderweiten Vergnügens, zu machen. Wann dieses seine Richtigkeit hat, wie ich glaube, daß man dieselbe zugestehen wird, so kan man, eigentlich zu reden, einen Gottlosen gar nicht glücklich, und einen Frommen gar nicht unglücklich, nennen. Der Gottlose, eben deswegen, weil er gottloß und lasterhaft ist, kan des wahren Glücks, als welches, aus dem Wandel in der Wahrheit und Tugend, entstehet, nicht einmahl fähig seyn. Ehre und Hochachtung aber, wie sie in sich keine wahre Glückseligkeit, und nur ein Werck der Einbildung ist, so

hat der Lasterhafte, wenn er noch so hoch erhaben und verehret würde, derselben mit Recht sich nicht anzumaaßen, weil die Ehre nur denen Tugenden und Verdiensten, nicht aber denen Lastern, gebühret. Reichthum und alle übrige Güter dieser Welt, wie bereits gezeiget worden, sind noch weniger aufgelegt, der Seelen ein wahres Vergnügen zu verursachen, und so mögen sie auch einen, den Lastern ergebenen, Menschen gar nicht glücklich machen, da er zumahl derselben mißbrauchet, und, wider die Absicht Gottes, zum Bösen anwendet. Ist der Lasterhafte, im Besitz und Genuß derselben, lustig und guter Dinge, so ist seine Lust ein bloß sinnliches Vergnügen, und mehr eine unvernünftige gefährliche Sicherheit, als eine wohlgegründete heilsame Zufriedenheit, zu nennen. Denn das bringet überhaupt der Sünden Natur und Wesen mit sich, daß sie nicht allein kein wahres Heil und Wohl in die Seele führet, noch führen kan, sondern dagegen lauter Unheil und Verderben nach sich ziehet. Sünde und Unrecht ist eine Abweichung von dem höchsten Gute, von dem höchsten Licht und Rechte. Wie ist es möglich, daß in solcher Abweichung etwas gutes liegen, oder aus derselben etwas gutes heraus kommen könne? In so weit also der Mensch von diesen Qvellen alles Heils und Wohls abweichet, gehet er auch in Finsterniß, in Zerstöhrung und in Verderben ein. Der Lasterhafte hat nur lieb die Welt, und was in der Welt ist. Er suchet in der eiteln Ehre, in dem ungewissen Reichthum, in denen sinnlichen, ja öfters an sich selbst sündlichen Lüsten und Wollüsten dieses Lebens, das Vergnügen seines Hertzens. Diese sind der Haupt-Zweck seines Sinnes und Willens, seines Thuns und Lassens. Er wendet alle Mittel und Wege an, derselben theilhaftig zu werden, und zu genieſſen. Daher kan es nicht fehlen, er muß viel Böses thun, um zu seinem Zweck zu gelangen, weil diese Dinge, durch gute und erlaubte Mittel, sich gar selten, und zum Theil gar nicht erhalten, und behalten lassen. Daher, und

weil

weil der Mensch verkehrt handelt, indem er sich das Vergnügliche, es sey von was für Art es wolle, zu seinem letzten Endzwecke vorstellet, und aber denselben zu erreichen es eine gar schwere, wo nicht gar vielmahls unmögliche Sache ist, so kan es nicht fehlen, es muß das Hertz mit allerhand unruhigen Gedancken, unreinen Begierden, verwegenen Entschliessungen, ängstlichen Sorgen, zweifelhaften Hoffnungen, und andern heillosen Bewegungen, unabläßig angefüllet und beschäfftiget seyn. Wer wollte aber sagen, oder sich nur einbilden, daß eine solche Verfassung des Hertzens Ruhe und Vergnügen mit sich führen, oder nach sich ziehen könne? Gesetzt auch, er erhält seinen Endzweck, wird denn wohl des Denckens, Wünschens, Begehrens, Sorgens und Hoffens damit ein Ende seyn? Wird nicht die Sorge für die Erhaltung, Bewahrung, und Vermehrung dessen, was man mit Kummer und Noth erlanget hat, eben so viel, und noch wohl mehr peinliche Bemühungen erfordern? Sollte nun vollends das erlangte, und eine Zeitlang besessene vermeynte Glück wieder verlohren gehen, welches nur allzuleicht geschehen kan, auch täglich zu geschehen pfleget, welchen Sturm derer widerwärtigsten Leidenschaften wird alsdenn das arme Hertz ausstehen müssen? Es mag also der Gottlose das, was er wünschet, haben, oder nicht haben, so ist er übel dran. Seine sündliche Neigungen strafen sich selbst ab, und sind eine immerwährende Qvelle des Mißvergnügens und Elendes. Nicht zu gedencken, daß gewisse Arten der Boßheit nicht allein das Hertz in eine bittere Unruhe setzen, sondern auch den äusserlichen Wohlstand des bürgerlichen Lebens, und die Gesundheit des Leibes jämmerlich zerstöhren. So ist er allenthalben unglücklich und elend. Es trifft da ein, was die H. Schrifft sagt: Das die Albern gelüstet, tödtet sie, und der Ruchlosen Glück bringet sie um. Prov. I, 32. und was Es. 48, 22. gesaget wird: Die Gottlosen haben keinen Frieden. So wie ein frommer und tugendhafter Wandel, seiner wesentlichen

Beschaffenheit nach, eine süsse Vergnügung im Hertzen, und das tröstliche Zeugniß eines guten Gewissens, zuwege bringet, wie der Poet sagt:

Ipsa quidem virtus sibimet pulcherrima merces, das ist: die Tugend, wenn sie auch von denen vergänglichen irdischen Gütern entblösset seyn sollte, ist ihr selbst der schönste und süsseste Lohn; Eben so ist ein lasterhafter Wandel, wenn man auch die ausdrücklichen gewißlich zu erfolgenden Strafen und Plagen Gottes hierbey nicht in Anschlag bringen wollte, dennoch ihme selbst eine gewisse Rache und Strafe. Maxima peccati pœna est, peccasse, sagt Seneca, die gröste Strafe der Sünden ist sündigen und gesündiget haben. Der Schluß von alle dem ist dieser: Es mag ein Gottloser nach seinem inn- und äusserlichen Zustande betrachtet werden, so ist er, im eigentlichen Verstande, nicht glücklich, sondern unglücklich. Seine Gottlosigkeit ist an sich lauter Asotie und Unheil, und so kan sie auch, durch eine nothwendige Folge, anders nichts als Unglück und Verderben würcken. Seine Ehre und Herrlichkeit aber, sein Reichthum und Vermögen, seine sinnliche Lust und Wollust, die er für sein Glück und Wohlseyn hält, ist nur, wie unser Auctor redet, ein falscher Anschein, und ein eitler Schatten, der verschwindet, ja oftermahls der Strick, der ihn fället, und der Weg, der ihn ins Verderben leitet. Daher der Mensch niemahls furchtsamer seyn sollte, als wenn es ihm in seinen Sünden wohl ergehet. Was nun aber das Unglück derer Frommen anbetrifft, so lässet sich aus dem, was von dem falschen Glück derer Gottlosen beygebracht worden, mit leichter Mühe schliessen, daß alle ihnen zustoßende widrige Zufälle eigentlich für sie kein Unglück, sondern vielmehr etwas gutes sind. Sie haben den Grund und den Qvell des rechten Wohlseyns in sich, nemlich in ihrer Liebe und Uebung des Guten. Das widrige, so ihnen begegnet, erinnert sie ihres noch mangelhaften und unvollkommenen Zustandes, sie lassen sich solches also zu mehrerm

Ei-

Eifer; in Verabscheuung des Bösen, und in Vollbringung des Guten, erwecken. Sie wissen, quod virtus sine adversario marcet, daß Tugend, ohne Widerwärtigkeit, schlaff und welck wird. Sie sehen die Leiden dieser Zeit als einen Wetzstein an, daran sie ihren Verstand und ihre Tugend schärfen, als einen Schau-Platz, darauf sie ihre guten Eigenschaften vorzeigen und üben, als einen Wegweiser, der sie in die Betrachtung der Nichtigkeit aller irdischen Dinge, und in die Wahrnehmung der zwar unbegreiflichen, doch allzeit weisen, heiligen und guten Regierung Gottes, hinein führet. Sie erkennen und erfahren je länger je mehr, daß denen, die Gott lieben, alle, auch die widrigsten Dinge, zum Besten dienen. Welches auch schon Seneca in gewisser Maaße erkannt hat: Boni, sagt er, quicquid evenit, in suum colorem trahunt, das ist, fromme und redliche Gemüther ziehen alles, was ihnen begegnet, zu ihrem Nutz und Frommen. Wann wir nun alles dieses zusammen nehmen, so fehlt es so viel, daß das Glück der Gottlosen, und das Unglück derer Frommen ein Beweis wider Gott und seine heilige Providentz sey, daß vielmehr das würckliche Daseyn des allerheiligsten, allerweisesten, und allergütigsten Gottes von vernünftigen Gemüthern daraus ersehen, und befestiget wird. Ob es gleich freylich bey dem bleibet, was wir gleich Anfangs erinnert haben, daß die Frage, cur malis bene, & bonis male, warum es denen Bösen wohl, und denen Frommen übel ergehe, am allervölligsten, und zur vollkommenen Rechtfertigung Gottes, aus der heiligen Schrifft, beantwortet werden kan und muß.

§. LXX.

Daher, daß ich dencke, mache ich den deutlichen Schluß, daß ich eine vernünftige Seele habe; und eben so deutlich kan ich daher, daß ich, nach eignem Gefallen, etwas thue oder lasse, den

Schluß ziehen, daß ich ein freyes Wesen bin. So ist nun die Freyheit ein Vermögen zu wehlen, oder eine freywillig bestimmte Neigung zum Guten oder zum Bösen, woher eine gute oder eine böse Handlung, und das, was man Tugend oder Laster nennet, entstehet. Sollten nun die Laster schlechterdings nicht gestrafet werden, so ist es wahr, das wäre Ungerechtigkeit, sollten sie aber nur auf der Erden ungestraft bleiben, so wäre diß ein Geheimniß. Doch wir wollen mit dem Atheisten setzen, daß auch dieses eine Ungerechtigkeit ist. Ungerechtigkeit ist eine Verneinung, und ein Mangel der Gerechtigkeit. Demnach setzet eine jedwede Ungerechtigkeit Gerechtigkeit voraus. Gerechtigkeit überhaupt ist eine Uebereinstimmung mit einer souverainen oder allerhöchsten Vernunft. Ich frage aber, wenn ist es denn wohl nicht vernünftig gewesen, daß das Böse nicht gestrafet werde? ich meyne alsdenn, da das Drey-Eck weniger, als drey Winckel, hatte. Nun ist alle Uebereinstimmung mit der Vernunft eine Wahrheit. Diese Uebereinstimmung, wie nur gesagt worden, ist allezeit gewesen, so ist sie denn eine von denenjenigen Wahrheiten, die man ewige Wahrheiten zu nennen pfleget. Diese Wahrheit ist übrigens entweder gar nicht, und kan gar nicht seyn, oder sie ist der Gegenstand und das Object eines verständigen Wesens? Sie ist eine ewige Wahrheit, so ist auch diß verständige Wesen ewig. Und dieses verständige ewige Wesen ist Gott.

Wir wollen bey diesen kurtzgefaßten Gedancken des Herrn Auctoris zwo Anmerckungen machen. Die erste

ste soll den Ursprung des Bösen, die andere den anderweiten sinnreichen Beweis für die Existentz Gottes, betreffen. Was das erstere anbelanget, so ist es zwar eigentlich des Herrn de la Bruyere Werck in diesem §. nicht, daß er den Ursprung des moralischen Uebels untersuche und bestimme; er giebt uns aber doch, gleichsam im Vorbeygehen, die rechte Qvelle an, wo solcher Ursprung zu suchen und zu finden ist. Da wir nun vorher beydes von denen natürlichen Unvollkommenheiten, als auch von denen in der Welt vorkommenden Unglücks-Fällen, oder so genannten Straf-Uebel, in etwas gehandelt, auch dabey nicht nur nichts wider Gott, sondern vielmehr alles für Gott, und seine Ehre gefunden haben, so will nun auch nöthig seyn, daß des Sünden-Uebels, als der ursprünglichen Qvelle alles Straf-Uebels, gedacht, und die Unschuld Gottes gerettet werde. Denn wenn Gott an dem Sitten-Uebel, das ist, an Sünde und Unrecht, keine Schuld hat, wie er dessen keine hat, und schlechterdings keine haben kan, so wird er auch um desto mehr rein bleiben, und rein bleiben müssen, wenn er, um des, dem ersten Ansehen nach, gar ungleich ausgetheilten Glücks und Unglücks halber, von unbesonnenen Gemüthern gerichtet werden will. Daß Sünde und Unrecht in der Welt sey, und von denen Menschen nur allzuöfters begangen werde, brauchet keines Erweises. Die Sache redet selbst, und einem jedweden kan dessen sein selbsteignes Gewissen das unzweifelhafteste Zeugniß geben. Wer dieses von sich, oder wohl gar auch von andern läugnen wollte, der müste gar keinen Begriff von dem, was wahr oder falsch, recht oder unrecht ist, und folglich gar keine Vernunft haben. Wenn nun dieses, daß es allerdings, bey uns und andern, Abweichungen von denen Gesetzen gebe, von keinem vernünftigen Menschen, ja von keinem Atheisten, abgeläugnet werden kan, als welcher letzterer nur allzusehr über Ungerechtigkeit schreyet, und daher eine Sache wider Gott haben will; so wird ferner ein jedweder, der da etwas unrechtes, zu-

mahl mit Vorsatz und Willen, begehet, bey sich selbst wahrnehmen, und wenn er nicht wider das Urtheil seines eignen Gewissens reden will, bekennen müssen, daß er zu der ausgeübten sündlichen Handlung, weder von außen, noch von innen, gezwungen worden sey, sondern sich selbst, nach eignem Gutbefinden und Belieben, darzu entschlossen und determiniret habe, mithin der eigentliche Ursprung und Qvell des begangenen Unrechts in ihme selbst zu finden sey. Daher er sich auch zu der darauf gesetzten Strafe in seinem Gewissen, verbunden erachten muß, und würcklich derentwegen, und zwar von rechtswegen, gestrafet werden kan. Verhält es sich nun mit denen Sünden, die wir selbst begehen, also, daß wir nemlich die eigentlichen Urheber derselben sind, so deucht mich, man könne mit Recht schliessen, daß es, mit der allererstẽ Sünde, die in der Welt zum Vorschein gekommen, sich eben also verhalten haben müsse, und daß dieselbe nicht von außen hinein, sondern von innen heraus gekommen, und demnach, in dem Schoße des mit Verstand und freyen Willen begabten Wesens, entstanden sey. In der Welt finden wir, nach der bloßen Vernunft, keine andere Creatur, die da sündige, und sündigen könne, als den Menschen. Denn was die Engel anbetrifft, so laufet alles, was die Vernunft von ihrer Existentz und Beschaffenheit sagen kan, auf keine unfehlbahre Gewißheit, sondern auf lauter Muthmaaßung, und wanns hoch kommt, auf eine bloße Wahrscheinlichkeit, hinaus, und also läßet sich auch von derselben sündigen, oder unsündigen Zustande, nichts gewisses beybringen. Daß aber Gott, eben deswegen, weil er Gott ist, gar nicht sündige, und schlechterdings nicht sündigen, noch an der Sünde irgends einigen Theil haben könne, verstehet sich von selbst, und wird hiervon weiter unten noch etwas mehrers gedacht werden. Solchem nach wird man wohl in Beantwortung der Frage, den Ursprung des Bösen betreffend, bey dem Menschen bestehen bleiben, und

mit

mit unserm Auctori denselben in der menschlichen Freyheit, oder, besser zu reden, in dem Mißbrauch der menschlichen Freyheit, suchen müssen. Der Mensch besitzet allerdings eine Freyheit. Man hat dieses aus der Erfahrung. Unser Auctor schliesset mit Recht, daß, wie man aus dem Vermögen zu dencken, und aus der in uns vorgehenden würcklichen Handlung des Denckens, unwiedersprechlich abnehmen könne, daß unsere Seele ein Geist sey, man, eben mit solcher Gewißheit, aus unserm freywillig beliebten Thun und Lassen, den Schluß zu ziehen habe, daß wir mit einer Freyheit begabet sind. Ja eben die vernünftigen Gedancken der Seele sind, wenn ich so reden mag, die Wurtzel der Freyheit, und die Freyheit setzet nothwendig Verstand und Erkenntniß voraus. Denn die Freyheit ist, so zu sagen, ein Gemenge von Würckungen des Verstandes, und des Willens. Wo ein vernünftiges Erkenntniß ist, da wird etwas als wahr, oder falsch, als gut oder böse, als recht oder unrecht, als nützlich, oder schädlich, erkannt. Das Erkenntniß einer Sache findet nicht so geschwinde in unserer Seelen statt, daß nicht so gleich eine Regung in dem Willen entstehen, und das erkannte entweder gebilliget, beliebet, gewünschet, und gesuchet, oder gemißbilliget, verabscheuet, gehasset, und vermieden werden sollte. Obgleich diese Neigung oder Abneigung des Willens einmahl stärcker, als das andere mahl, sich mercken zu lassen pfleget. Wobey denn der Mensch immer die Freyheit behält, zu wehlen, und zu verwerfen, was ihm beliebt, je nachdem er sich die Sache als annehmlich, oder als verwerflich, vorstellet, es mögen nun solche seine Vorstellungen richtig, oder unrichtig seyn. Wo demnach Vernunft ist, da ist auch Freyheit, und wo Freyheit ist, da ist auch Vernunft; daher man von denen unvernünftigen Thieren nicht sagen kan, daß sie Freyheit haben, und nach Freyheit handeln, weil in ihnen keine Vernunft ist, und alles, was sie vornehmen, nur nach

bloß sinnlichen Empfindungen, Begierden, und Verabscheuungen, geschiehet. Der Mensch hat Vernunft, und also auch Freyheit. Stellet er sich, in seinen Gedancken, etwas als erlaubt, oder wohl gar als schlechterdings gut, gerecht, nützlich und heylsam vor, das doch in sich unerlaubt, böse, unrecht, schädlich und verdammlich ist, welcher unrichtige Begriff, durch seine eigne Schuld, in ihm erzeiget wird, und entweder aus einem Mangel gnugsamer Aufmercksamkeit, oder daher rühret, weil er sich durch die Sinnlichkeit dahin reißen, und von fernerweiten Nachdencken abhalten lässet; so ist dieses schon ein Fehler, und eine Abweichung von dem Gesetze der Wahrheit, vermöge dessen er die Sache nicht anders, als sie ist, ansehen, und schätzen sollte. Durch solche unrichtige Urtheile des Verstandes wird der Grund zu verkehrten Bewegungen des Willens, und folglich auch zum Mißbrauche der Freyheit, geleget. Denn wann er das, was böse und schädlich ist, als gut und nützlich, und das, was gut und nützlich ist, als böse und schädlich, ansiehet und hält, so hat er, der wesentlichen Beschaffenheit des Willens zu folge, entweder Lust und Beliebung darzu, oder empfindet Eckel und Abscheu darüber, worauf er sich denn, nach der ihm beywohnenden Freyheit, dahin determiniret, und dasjenige erwehlet, was er, nach seiner eignen Ein- und Absicht, für das beste zu seyn, erachtet. Da es denn nur allzuofters geschiehet, daß er das, was er, bey ruhigem Gebrauch seines Verstandes, für recht und gut erkähret und derentwegen gebilliget und beliebet hat, zu einer andern Zeit, und wenn sinnliche, es seyn angenehme, oder widrige, Empfindungen die Augen des Verstandes benebeln, und das Gemüthe in Unruhe setzen, mit gantz andern Augen ansiehet, und es wohl gar für etwas böses und schädliches achtet, solches verabscheuet und hasset, auch wohl zufähret und das entgegen gesetzte würckliche Uebel, unter dem sinnlichen

An-

Anschein des Guten, erwehlet und vollbringet. Da heist es denn mit Recht:

- - - Video meliora, proboque,
Deteriora sequor. Das ist:

Ich seh' und billige, was heylsam, gut, und recht,
Als lange die Vernunft würckt und den Ausschlag giebet,
Wird des Verstandes Licht durch Sinnlichkeit geschwächt,
So wird das Böse selbst, als etwas guts, beliebet.

Es ist demnach der Ursprung des sittlichen Uebels, oder der Sünde, nicht in dem Willen allein, auch nicht allein in dem Verstande, sondern in beyden Kräften der Seelen, oder, besser zu reden, in dem unterlassenen rechten Gebrauche dieser beyden Seelen-Kräfte, zu suchen, da denn die sinnlichen Vorstellungen vornehmlich mit in Anschlag gebracht werden müssen, als welche gemeiniglich die nächste Gelegenheit zu solchem Mißbrauche zu seyn pflegen. Es kan zwar der Mensch von außen mannigfaltig zur Sünde veranlasset, und gereitzet werden, es kan aber doch denselben, eben darum, weil er ein freyes denckendes Wesen ist, natürlicher Weise, nichts zwingen, oder mit Gewalt darzu nöthigen, daß er seine einmahl gefaßte Begriffe und Gedancken ändere, und das, was er, seiner Erkenntniß und Einsicht nach, für wahr, für gut, für recht, für nützlich, für rathsam, und für thunlich hält, solches nicht mehr dafür, sondern für falsch, für böse, für unrecht, für schädlich und verwerflich, halten müste. Er kan, durch äußerliche Gewalt, dis und das zu thun, oder zu lassen, aber nimmermehr darzu gezwungen werden, daß er das, was geschiehet, in seinem Hertzen für recht ansehe und halte. Geschiehet es, daß er auf andere Gedancken und Beliebungen kommt, so geschiehet es durch die eigne Kraft seines Verstandes, und nach der eignen Freyheit seines Willens. Er ist und bleibet demnach, in alle Wege, die eigentliche Ursache,

und die ursprüngliche Quelle seines Irrthums und seiner sündlichen Vergehungen. Alles dis könnte und sollte nun wohl gnug seyn, den lieben Gott, von aller Theilnehmung und Schuld der Sünden, frey zu sprechen, und dagegen den Menschen, sothanen Uebels halber, allein in Anspruch zu nehmen. Jedoch weil man, atheistischer Seits, und sonst, der gerechten Sache Gottes einmahl Feind ist, und gern etwas wider ihn haben will, so muß sich Gott, so zu reden, recht vors Gerichte fodern, und zur Rechenschaft ziehen lassen. Er soll Rede und Antwort geben, warum er den Menschen so, und nicht anders, gemachet, als daß er fallen können, warum er die erste Sünde zugelassen, und warum er nicht solchen Sünden-Fall verhindert habe, welches ihme doch, als einem allmächtigen Gott, gantz was leichtes müsse gewesen seyn? Da nun Gott, seiner Seits, solches nicht gethan habe, so gewinne es ja allerdings das Ansehen, als ob er es entweder nicht gekonnt, oder nicht gewollt hätte, welches beydes seiner Ehre und Unschuld nachtheilig ist. Alle diejenigen, die also dencken und sprechen, wissen nicht, was sie sagen, oder setzen. Hätten sie nur einen rechten Begriff von dem, was Gott ist und heißet, und behielten sie solchen Begriff nur immer vor Augen und im Hertzen, so würden sie auf dergleichen göttlicher Majestät nachtheilige Gedancken, und Fragen, nicht verfallen. Denn da Gott das allervollkommenste, mithin das allerweiseste, das allerheiligste und das allergütigste Wesen ist, so bringet es auch dieses sein Wesen schlechterdings mit sich, daß, in und an ihm, gar keine Art der Sünde statt finden könne. Könnte Gott irren, und eine Sache anders ansehen, und beurtheilen, als sie, ihrer Natur nach, anzusehen, und zu beurtheilen ist, so wäre Gott nicht der allerweiseste. Könnte er etwas billigen, lieben, wollen, wehlen und vollbringen, das in sich zu mißbilligen, zu hassen, und zu verwerfen ist, so wäre er nicht der allerheiligste. Sollte er aber sein vernünf-

ti-

tiges Geschöpf, vor Jrrthum und Sünde verwahren, und ohne Nachtheil seiner hohen göttlichen Eigenschaften, mit größern Vollkommenheiten ausrüsten können, und thäte es gleichwohl nicht, so wäre er nicht der allergütigste. Kurtz, wenn Gott selbst sündigen, oder die Sünde bey andern gut heißen, oder nur mit gleichgültigen Augen ansehen könnte, so würde er sein eignes allervollkommenstes Wesen läugnen, und aufhören, Gott zu seyn. Dieses vorausgesetzet, wie es, nach dem Begriffe von Gott, vorausgesetzet werden muß, so ist es eine ohnmögliche Sache, daß Gott an dem, was Sünde ist und heißet, auch nur die allergeringste Schuld haben könne, vielmehr hat man in der Frage, woher die Sünde ursprünglich gekommen sey? entweder seine Unwissenheit zu bekennen, und von aller Untersuchung des Ursprungs abzustehen, weil man doch, in dem bloßen Lichte der Vernunft, denselben nicht völlig entdecken kan, oder man muß die Sache also entscheiden, daß die Schuld der Creatur allein beygemessen, der Schöpfer aber außer allen Anspruch gelassen werde. Es ist wahr, die Welt, in so weit sie eine Menge, und ein Zusammenhang von Geschöpfen Gottes ist, so ist sie ein Werck der Hände Gottes. Gott ist, im recht eigentlichen Verstande, der Herr über die Welt. Er hat Himmel und Erde, und alles, was darinnen ist, erschaffen, er erhält auch ein jedwedes in seinem Wesen, Würcken, und Seyn. Der Mensch ist, unter allen sichtbahren Geschöpfen, das edelste, und demnach ist er ein besonderes vortreffliches Werck, ja ein rechtes Meisterstück und Eigenthum seines Gottes. Weilen Gott die Welt, und alles, was darinnen ist, geschaffen hat, und noch erhält, so kan in und mit der gantzen Welt, auch sonderlich in und mit dem Menschen, nichts vorgehen, es muß dem allwissenden Schöpfer und Erhalter aller Dinge wissend seyn, ja es muß alles, was dißfalls vorgehet, entweder von ihme selbst, oder durch seine Zulassung geschehen. Nun ist Sünde und Unrecht

in der Welt, und sonderlich in und an dem Menschen. Sünde und Unrecht ist eine Abweichung von dem, was recht und gut ist, kan daher weder ewig, noch auch etwas erschaffenes, oder dem Geschöpfe wesentlich eigen seyn. Denn alle Creatur, in so fern sie eine Creatur ist, ist gut, und in ihrer Art etwas vollkommenes. Es ist also die Sünde etwas fremdes, und gehöret nicht mit zu dem Wesen des Geschöpfes. Sie ist παρεισακτόν-τι, etwas, so neben eingeschlichen, und unrechtmäßiger Weise zum Vorschein gekommen ist. Dieses aber, und daß die Sünde in die Welt gekommen ist, kan ohnmöglich ohne Gottes Vorbewust, und wenn ich so reden mag, ohne seine Genehmhaltung, geschehen seyn. Denn wenn die Sünde auch noch so etwas geringes wäre, da sie doch etwas hochwichtiges, und die Qvelle so vielen Unheils ist, so liesse es sich doch mit der Ober-Herrschaft Gottes, die ihme eigenthümlich über die Welt zustehet, nicht zusammen räumen, wenn etwas in die Welt gekommen, oder in derselben entstanden wäre, davon er nichts gewust, oder solches nicht zugelassen hätte. So ist nun die Sünde, zwar ohne Gottes Zuthun, jedoch nicht ohne sein Vorwissen und Zulassen, in der Welt vorhanden. Es sey ferne, daß wir sogleich zufahren, und solche Ein- und Zulassung der Sünde dem allerheiligsten Gott zur Last legen sollten, vielmehr muß uns der oben fest gesetzte Begriff von Gottes unendlicher Vollkommenheit auf die Gedancken bringen, daß solche Zulassung des Bösen mit denen hohen Eigenschaften Gottes, nicht nur nicht streite, sondern noch darzu denenselben anständig und gemäß sey. Denn Gott mag entweder selbst etwas thun, oder etwas geschehen lassen, so verhält er sich dabey, wie es einem allervollkommensten Wesen eignet und gebühret, das ist, er handelt niemahls ohne Ursache und Absicht. Was er thut, und was er geschehen lässet, ist allemahl löblich und gut. Die Ursachen und Absichten, so er dabey hat, wenn wir sie gleich nicht vollkömmlich einzusehen vermögen, können nicht anders,

ders als vollkommen heilig, gerecht und gut, und also kan dasjenige, was er thut oder geschehen lässet, nicht anders, als ebenfalls gut, und nach allen ihme bewusten Umständen, vollkommen gut, oder das beste seyn. Ob wir nun gleich die Tiefen der göttlichen, bey Zulassung des Bösen, geführten heiligen Absichten, nicht ergründen können, und uns damit begnügen lassen müssen, auch gar wohl begnügen lassen können, daß wir überhaupt wissen, und es in der täglichen Erfahrung also finden, wie Gott nichts thut, und nichts geschehen lässet, welches nicht gut sey, und, unter der Hand seiner allweisen Regierung, zu einem guten Ende hinaus schlage; so finden wir doch, in dem Wesen und in der Natur des Menschen, hinlängliche Ursachen, warum Gott, seiner wesentlichen Heiligkeit und Güte unbeschadet, das Böse zulassen können, ja zulassen müssen. Gott hat die Welt, und in derselben vernünftige Creaturen, nemlich die Menschen, hervor gebracht, welche ihn, den Schöpfer, aus der Betrachtung der sichtbaren Welt, erkennen, und, solchem Erkenntniß gemäß, verehren und bedienen sollen. Dem zu Folge muste der Mensch nicht nur eine vernünftige Seele, und in derselben Verstand und einen freyen Willen, sondern auch einen mit sinnlichen Gliedmaaßen begabten Cörper haben. Diese beyden in wesentlicher Vereinigung und Gemeinschaft stehende Theile, die vernünftige Seele, und der organische Cörper, machen das Wesen des Menschen aus. Keines von beyden kan weg seyn, wenn der Mensch ein Mensch bleiben soll. Weilen nun der Mensch eine Creatur ist, und in Ewigkeit eine Creatur bleiben wird, so muß er auch die allgemeinen Eigenschaften einer Creatur überhaupt an sich haben, das ist, er muß etwas zufälliges, etwas veränderliches, etwas endliches, und in allen seinen Kräften eingeschränckt seyn. Wäre dieses nicht, so wäre er keine Creatur, sondern etwas göttliches, ja Gott selbst. Es haben also beydes die Kräfte seiner Seelen, als die Kräfte seines Leibes, ihre Schran-

cken, so daß selbige in gewisser Maaße erweitert, und auch, unter gewissen Umständen, verringert werden können. Daß es sich nunmehro mit dem Menschen also verhalte, lehret einen jedweden seine selbst eigene Erfahrung. Daß er aber auch in dem Stande der Unschuld, und wie er zuerst aus denen Händen seines Schöpfers hervor gegangen, ebenfalls gewisse Gräntzen, in Ansehung seiner Leibes- und Seelen-Kräfte, gehabt habe, und daß er auch dereinst im Stande der ewigen Seligkeit ein solches endliches, und immerfort, obgleich alsdenn nur zum Guten, veränderliches Wesen behalten werde, daran lässet uns die Beschreibung, welche der heilige Geist in seinem Worte von diesem des Menschen zwiefachen Zustande giebet, im geringsten nicht zweifeln, maaßen derselbe, nach Gottes Wort und Willen, in der Erkenntniß und Uebung des Guten, immer hätte wachsen und zunehmen sollen, so wie er, nach seiner Wiedervereinigung mit Gott, nicht allein hier auf Erden, sondern auch dereinst im Himmel, besage eben dieses göttlichen Wortes, in Ewigkeit wachsen und zunehmen wird. Da nun solchergestalt der erschaffene Mensch eines eingeschränckten Wesens war, und, als eine Creatur, nothwendig seyn muste, so war es auch möglich, daß er sich falsche Vorstellungen von Dingen machen, oder die ihm beywohnende richtige Begriffe aus der Acht lassen, dem Urtheile der Sinnen mehr, als dem Urtheile der Vernunft, Gehör geben, und also auf verkehrte Neigungen gerathen, seine Freyheit mißbrauchen, und, nach dem Mißbrauche der Freyheit, in sündliche Handlungen eingehen konnte. Die Möglichkeit zu sündigen, oder daß eine vernünftige Creatur auf Irrthum und Sünde gerathen könne, liegt in dem Wesen einer solchen Creatur. Denn eine absolute Unmöglichkeit zu fehlen und zu fallen, ist nur eine Eigenschaft Gottes, welche Eigenschaft keiner bloßen Creatur mitgetheilet werden kan. Daß aber der Mensch nothwendig hätte fallen müssen, ist gar keine Folge seines Wesens. Sonst wäre er außer aller

Schuld.

Schuld. Denn wie das Wesen eines Dinges nothwendig ist, so führet auch das, was aus dem Wesen, als eine wesentliche Eigenschaft, fliesset, eine gleiche Art der Nothwendigkeit mit sich. Er hätte ja eben sowohl in dem angefangenen guten Gebrauche seines Verstandes und freyen Willens, auch aller seiner Sinnen, fortfahren können, wie er davon eigenwillig abgestanden, und in einen schändlichen Misbrauch eingegangen ist, zumahl, wie die, durch göttliche Offenbarung, erhaltene Nachricht von dem Sünden-Falle des ersten Menschen besaget, Gott an sich gar nichts ermangeln lassen, was zur Erhaltung des Menschen im Guten, und zur Verhütung der Sünde, von einem heiligen, gütigen und weisen Gott erfodert werden konnte. Sprichst du, warum hat denn aber Gott den Sünden-Fall nicht vielmehr, nach seiner unumschränckten Macht, verhindert, als daß er denselben zugelassen, und dadurch so viel Unheil und Verderben über den armen Menschen ergehen lassen? so wisse, daß diese Frage gewißlich eine Art der Verwegenheit mit sich führet, die dir, als einem schwachen und noch darzu sündigen Geschöpfe, gar nicht anstehen will. Bist du ein rechter Kenner und Verehrer deines Gottes, wie du es seyn sollst, so wirst du, in allen deinen Gedancken und Fragen über Gott und göttliche Dinge, diese Wahrheit zum Grunde legen, daß Gott die Heiligkeit und Unschuld selber sey, und daß er zu alle dem, was er thut und zulässet, seine, obschon unbegreifliche, doch allemahl heilige und gute Ursachen und Endzwecke habe. Dein Unverstand und übriges Unvermögen muß der Ehre deines Gottes gar nicht zum Nachtheil gereichen. Wisse aber auch, daß man in dieser Sache nicht bloß und allein auf die Allmacht Gottes, oder auf das, was Gott thun könne, zu sehen habe, sondern auch seine übrige hohe göttliche Eigenschaften, und was er nach denenselben für das Beste erachte, zugleich mit in Betrachtung ziehen müsse. So hätte Gott der Herr freylich die Sünde in der Welt verhindern können, wenn er, nach seiner

bloßen allmächtigen Kraft, verfahren, und entweder den Menschen gar aus der Welt hinweg lassen, oder, nach dem geschehenen Falle, wiederum vernichtigen, oder ihn seines Verstandes und freyen Willens berauben wollen. Daß Gott dieses hätte thun können, wer wollte daran zweifeln? Ob das aber ein Werck seiner Weisheit, Güte, Treue und Wahrheit gewesen wäre, ist eine andere Frage. Der Mensch sollte mit da seyn, vermöge des Endzwecks, den Gott bey Erschaffung der Welt vor Augen gehabt. Er sollte ein Mensch seyn und bleiben, und folglich den freyen Gebrauch seines Verstandes und Willens haben. Diesen freyen Gebrauch seiner Vernunft muste er auch mitten unter denen Versuchungen ungekränckt behalten. Hätte nun der Mensch ausser der Möglichkeit zu sündigen gesetzet seyn sollen, so hätte ihme Gott seine Freyheit nehmen, mithin auch seine Vernunft, als die Quelle der Freyheit, zerstöhren, und also aus dem Menschen einen Unmenschen machen müssen. Da nun aber dieses mit der Wahrheit, Weisheit und Gütigkeit Gottes gar nicht zu vergleichen ist, so konnte er nicht anders, er muste dem Menschen seine Freyheit, mithin auch den eigenwilligen Misbrauch der Freyheit, und dadurch die Sünde zulassen, wenn anders der Mensch ein Mensch verbleiben, und als ein Mensch thun und lassen sollte. Gnug, daß Gott an dem Menschen die Hertzlenckende Kraft seines Wortes, in wie weit nemlich mit derselben einem vernünftigen Gemüthe beyzukommen gewesen, nicht unbezeugt gelassen, und auch hierdurch sich außer aller Schuld gesetzet hat. Zu alle dem kommt vornehmlich annoch dieses, daß, da er als ein weiser, gütiger und getreuer Gott, das Böse nicht verhindern können, sondern zulassen müssen, er um desto lieber in die an sich selbst unschuldige Zulassung gewilliget habe, weil er vorher gesehen, wie er das, ohne sein Zuthun vorhandene, und von ihme nur zugelassene Böse, zu einem guten Endzwecke also lencken könne und wolle, daß dadurch seine heilige Ehre herrlich geoffenbahret, und

das

das durch die Sünde angerichtete Unheil wieder gut gemachet werden möge. Die Sünde, als Sünde, kan nichts gutes wircken, und also, eigentlich zu reden, kein Mittel und Weg zum Guten werden, sie hat aber doch mit ihren kläglichen Folgen den allgütigen Gott veranlasset, daß er der sündigen, und der Sünde wegen verlohrnen Menschen, sich erbarmet, und in Christo, dem Erlöser von Sünden, einen bewährten köstlichen Grund zu allerley geistlichem Segen in himmlischen Gütern, geleget hat. So herrlich nun, aus dem Wercke der Erlösung durch Christum, die Ehre beydes göttlicher Heiligkeit und Gerechtigkeit, als göttlicher Liebe, Güte, Gnade und Barmhertzigkeit, nicht weniger die Ehre göttlicher Weisheit, Allmacht, Treue und Wahrheit, sich zu der Menschen Heil und Seligkeit veroffenbahret; so wenig hat man es dem großen Gott zur Last zu legen, daß er das Sünden-Uebel zugelassen hat, da er dasselbige, ohne einmahl auf die darauf erfolgte große Offenbahrung seiner Ehre und Herrlichkeit zu sehen, nicht füglich verhindern können. Es ist wahr, wäre keine Sünde in die Welt eingegangen, so würde sehr viel, ja alles Unglück und Verderben hinweg geblieben seyn, es ist aber auch dieses gewiß, daß die unaussprechlich großen Reichthümer und Schätze derer unzehligen Gnaden-Wohlthaten Gottes, die wir nach unsern gegenwärtigen Umständen heiliglich verwundern, und seliglich geniessen können, noch mehr aber in der Ewigkeit verwundern und geniessen sollen, alsdenn nimmermehr zum Vorschein gekommen seyn würden. Wer nun ausmachen will, welches von beyden besser sey, ob dieses, daß die Sünde zugelassen, und nicht mit Gewalt verhindert worden? oder dieses, daß der Mensch an seiner Freyheit, zu thun und zu lassen, was ihm gut gedeucht, zwar gekräncket worden, aber doch sodenn ohne Sünde geblieben wäre? Wer, sage ich, diese Frage, welches von beyden das beste sey? entscheiden will, der muß im Stande seyn, die Sünde samt allen und jedweden betrübten Früchten

der Sünde, so zu reden, in eine Wagschaale, und alsdenn alles das Gute, welches, nach dem erbarmenden Rath und Willen Gottes von unserer, als verlohrner Menschen, durch Christum wieder herzustellenden Seligkeit, gleich nach dem Sünden-Falle, hervor gekommen ist, und bis in die Ewigkeit hinein kommen wird, in die andere Wagschaale zu legen, und zu bestimmen, ob das Böse vor dem Guten, und das Unheil vor dem Heil und Wohl, oder dieses vor jenem, den Ausschlag gewinne? Ja! es müste ein solcher aufs genaueste wissen, was in dem Falle, wenn der Mensch, nicht durch Versuchung des Teufels, sondern, bloß und allein durch eigne Schuld, welches ja bey ihm eben so leicht, und vielleicht noch eher, als bey dem Teufel, hätte geschehen können, gefallen wäre, sowohl von Seiten des gerechten Gottes, als von Seiten des solchergestalt ungleich schwerer gefallenen Menschen, erfolget seyn würde. Weilen nun kein Mensch, weder das eine noch das andere zu bewerckstelligen, vermögend, sondern dieses alles lediglich ein Werck des allwissenden Gottes ist, und aber der Sünden-Fall, ohne dem freyen Wesen der vernünftigen Creatur, ja ohne dem göttlichen Wesen selbst, Eintrag zu thun, bloßerdings nicht verwehret werden können, sondern zugelassen werden müssen; so deucht mich, es will uns armen schwachen Menschen nichts besser eignen und gebühren, als daß wir in aller Demüthigung des Hertzens glauben und bekennen, Gott habe, warum er das Böse zugelassen, gleichwie seine heilige und gerechte, also auch seine gute und heilsame Ursachen und Absichten gehabt, und müsse ihme, als dem allweisen Gott, doch wohl am besten wissend gewesen seyn, was bey solcher hochangelegenen Sache das beste, zu thun und zu lassen, und folglich sowohl zur Verherrlichung seines hochheiligen Namens, als zum Nutz und Frommen seiner Geschöpfe, das allerrathsamste gewesen sey; wenn wir schon die Tiefen des Reichthums beyde der Weisheit und der Erkenntniß Gottes nicht ergründen oder einsehen können. Müssen doch

auch

auch nicht alle hierunter geführte Absichten Gottes sogleich, und vor unsern Augen, offenbahr gemachet werden. Je weitaussehender jemandes Verstand und Klugheit ist, desto weiter erstrecken sich ofters seine Absichten, und er thut itzo, oder lässet etwas geschehen, davon die eigentliche Ursache, warum er es gethan, oder warum er es geschehen lassen, wohl erst nach vielen Jahren sich zu Tage leget. Wie manches hat unser lieber und weiser Gott, nach denen Geschichten der H. Schrifft, bey denen heiligen Alt-Vätern und sonst verhänget, welches anfänglich gar seltsam scheinen mögen, nachdem aber die wahre Meynung und Absicht Gottes, obwohl vielmahls allererst nach etlichen hundert Jahren, kund geworden, so hat man auch die Sache mit desto grösserer Bewunderung der Weisheit, Güte und Treue Gottes ansehen müssen. Es mag auch hier, und da die Rede von der Zulassung des Bösen ist, in gewisser Maaße heissen, wie unser Heiland zu Petro sprach: Was ich itzt thue, das weist du nicht, du wirst es aber hernach erfahren. Aufmercksame und Gottliebende Gemüther erfahren täglich, wie alles, was Gott thut, und alles, was er, auch durch böse Menschen, von Sünden und sündlichen Wercken, geschehen lässet, wohl gethan und wohl geschehen sey, und singen und sagen daher mit getrostem Muthe: Was mein Gott will, das geschehe allezeit, sein Wille, auch sein zulassender Wille, ist der beste. Können nun fromme Hertzen schon hier, in dem wunderbahren Rath und Willen Gottes, sich zufrieden geben, da sie die besondern heiligen Endzwecke Gottes noch nicht so deutlich erkennen, so werden sie gewißlich, in der seligen Ewigkeit, allererst mit völliger Gewißheit erkennen, und mit innigster Hertz-vergnügender Ueberzeugung erfahren, daß des Herrn Rath, gleich wie überhaupt, also auch sonderlich in Zulassung des Sünden-Falls, zwar wunderlich, doch herrlich, und göttlicher Majestät vollkommen anständig gewesen sey. In welcher, mit lebendiger Erfahrung verknüpften, anschauenden Er-

kenntniß der Wege, und Wercke Gottes, ein nicht geringes Stück des zukünftigen allerseligsten Vergnügens in und an Gott, bestehen wird. Aus alle dem, was bißher beygebracht worden, lässet sich endlich auch die in diesen Tagen, mit vielem Eifer, und Ernst, getriebene Frage: Ob diese Welt die beste sey? beurtheilen. Man ist eben daher auf diese Frage verfallen, weilen in der von Gott erschaffenen Welt viel Böses zu finden ist, und es daher das Ansehen gewinnen wollen, als ob die mit so vielem Sünden-Uebel verknüpfte Welt gar nicht gut, vielweniger unter allen möglichen Arten der Welt die beste genennet werden könnte, welches denn aber der allerhöchsten Güte Gottes nicht wenig zum Nachtheil gereichen würde, als welcher eine solche Welt, darein viel Böses eingegangen ist, welches, daß es in dieselbe eingehen werde, Gott gleichwohl vorher gesehen hat, dem ungeachtet vor allen andern zur Würcklichkeit kommen lassen, und also das Geringere dem Bessern, oder wohl gar das Böse dem Guten vorgezogen hätte. Beyde Theile, sowohl diejenigen, die diese Frage bejahen, und daß diese Welt allerdings die beste sey, behaupten; als auch diejenigen, die diese Frage verneinen und bestreiten, haben bey ihren Bemühungen eine gute Intention, und suchen die Unschuld Gottes in Sicherheit zu stellen. Jene geben vor, und vermeynen, mit allem Rechte, vorgeben zu können, daß, obgleich in der Welt viel Böses, gleichwohl aber ohne alles würckliche Zuthun Gottes, durch eigne Schuld der Creatur, entstanden sey, und von ihme, als einem weisen Gott, zugelassen werden müssen, welches er noch dazu zu einem guten Endzwecke zu dirigiren, und nach solcher Direction unendlich viel Gutes zu verschaffen wisse, in solcher Betrachtung Gott dennoch das Beste erwehlet habe, und also diese Welt, des darin befindlichen Bösen ungeachtet, die beste sey, weil sonst Gott dieselbe nicht würde haben würcklich werden lassen, als der allemahl das Beste liebet und thut, auch das, was, nach allen Umständen

und

und Verhältnissen, das Beste ist, geschehen lässet. Diese hingegen stehen in Sorgen, daß der allerheiligste Gott nicht, wenigstens per indirectum, zum Liebhaber und Urheber der Sünde gemachet werde, wenn man sagen wollte, daß er, bey Erschaffung der Welt, sein Absehen mit auf die Sünde, und auf das, aus der Sünde, wider derselben Natur und Wesen, hervor zu bringende Gute, gerichtet, und folglich die Sünde als ein Mittel zur Offenbahrung seiner Ehre angesehen und gebrauchet hätte, wodurch aber die Unschuld Gottes nicht wenig gekräncket würde. Daher wollen sie lieber sagen, daß diese Welt, als ein Geschöpfe Gottes, zwar gut, aber, von wegen des darinnen entstandenen, und immer fortwährenden, Bösen, ebenfalls etwas Böses, am allerwenigsten die beste Welt sey. Jene sehen, bey Behauptung ihrer Meynung, nicht so wohl auf das Böse, wie es an und für sich beschaffen ist, und vor Augen lieget, als vielmehr auf das Gute, das nach dem Sünden-Fall, durch die allweise und Erbarmungs-volle Fügung Gottes, in Christo, zur Tilgung der Sünde, und alles aus der Sünde herrührenden Unheils, entsprungen ist, und vornehmlich in der Ewigkeit, nach seinem völligen Umfange, erkannt, und genossen werden wird; daher sie auch, zu ihrem Behuf, unter andern hieher gehörigen wohlgemeynten Aussprüchen einiger Väter, und selbst unsers seligen Lutheri, die Worte aus einem alten lateinischen christlichen Oster-Gesange anzuführen wissen:

O certe necessarium Adae peccatum,
Quod Christi morte deletum est!
O felix culpa, quæ talem ac tantum
Meruit habere Redemptorem! Durch welche Worte gewißlich die Sünde nicht gebilliget, viel weniger entschuldiget, oder wohl gar zur Gerechtigkeit gemachet, sondern nur Gottes Gnade und Erbarmung in Christo gepriesen wird, als wodurch das, was in Adam verderbet worden, wieder gut gemachet, und

un-

ungleich mehr Heil zuwege gebracht wird, als etwan durch die Sünde Unheil gekommen ist, weilen ja, wo die Sünde mächtig ist, und alle ihre heillose Kraft vorzeiget, Gottes Gnade in Christo noch viel mächtiger ist, und überflüßig mehr Heil und Wohl angedeyen lässet. Auf dieses Heil und Wohl richten diejenigen ihre Augen, die diese Welt, der in ihr befindlichen Sünde ungeachtet, dennoch für die beste halten. Auf der andern Seite, im Gegentheil, siehet man mehr auf das vorkommende Böse, als auf das in Zeit und Ewigkeit zu geniessen, und zu hoffen habende Gute. In welcher Betrachtung, und wenn man bloß dabey, wie es in dieser Zeit um der Sünde willen aussiehet, bestehen bleibet, die Welt freylich eine gantz andere, und recht schlimme Gestalt gewinnet, so daß man, in solcher Absicht, selbige ohnmöglich gut, und noch weniger die beste nennen kan. Meines Erachtens würden die Vertheidiger der besten Welt, so gar anstößig und gefährlich zu seyn, nicht scheinen, wenn sie nur eines andern Ausdrucks, an statt des Wortes Welt, sich zu gebrauchen belieben möchten. Denn es ist doch eine ausgemachte Sache, daß das Wort Welt, nach der heiligen Schrift, und sonderlich nach der Uebersetzung unsers seligen Lutheri, gar keinen vorthelhaften Begriff im Munde führet, vielmehr, an denen mehresten Orten, als so etwas, dafür man sich zu hüten habe, vorgestellet wird. Es ist, und auch nicht unrecht, dieser unangenehme Begriff von der Welt, in unserm Evangelisch-Lutherischen kleinen Kinder-Catechismo, wie auch in sehr vielen christlichen Kirchen-Gesängen, enthalten, da der Welt immer zu in der Gesellschaft des Teufels, der Sünde, des Todes, und der Höllen, gedacht wird. Man ist von Kindes Beinen an einer solchen Idee von der Welt gewohnt, die allemahl etwas widriges und gefährliches in die Gedancken bringet. Man pflegt, ja man ist, nach Anweisung heiliger Schrift, genöthiget, auf der Cantzel, und in Büchern vom wahren

Chri-

Christenthum, auf die Verläugnung und Verschmähung der Welt, anzudringen. Selbst diejenigen, die diese Welt, als die beste, erkennen und achten, halten es, in ihren Predigten, und Predigt-Büchern, eben so, und nicht anders. Wenn nun andere kommen und sagen, diese Welt ist nicht allein gut, sondern die allerbeste Welt, so muß man nothwendig, bey erster Anhörung dieser neuen Sprache, stutzig werden, zumahl wenn man die Sache nach dem einmahl gefaßten ungütigen Begriffe von der Welt, und dem Wesen der Welt, beurtheilen will. Der einfältige Christ kan dabey nicht anders dencken, als daß man ihme die Welt nicht mehr Gallen bitter, sondern süsse machen, und die Verläugnung der Welt gar aufheben, dagegen die Liebe und Lust der Welt, als nöthig und nützlich, anpreisen wolle. Dieses aber ist die Meynung derer, die von der besten Welt reden, gantz und gar nicht. Sie wollen dem wahren Christenthum gar keinen Eintrag thun, vielmehr Gründe an die Hand geben, wie man, in allen Vorfallenheiten, auf die Regierung Gottes sehen, und derselben sich in kindlicher Demuth unterwerfen müsse. Sie reden von der Welt, und daß sie die beste sey, unter einem gantz andern Begriffe. Sie verstehen, durch die Welt, nicht etwan nur das vor Augen schwebende Welt-Gebäude, mit seinem Zubehör, auch nicht allein das Wesen und den sogenannten Lauf der Welt, wie es vom Anfang her gegangen ist, und biß ans Ende dieser mühseligen Welt gehen wird, sondern sie verstehen den gantzen Inbegriff und Zusammenhang aller, außer Gott, befindlichen Dinge samt allen denenjenigen Verbindungen, Verhältnissen, Zuständen, und Folgen, die diese Dinge insgesamt hier in der Zeit haben, und dort in der Ewigkeit, so viel die vernünftigen Geschöpfe anbetrifft, haben werden. Und so sagen sie nun, dieser Zusammenhang, diese Reihe und Folge der Dinge, sey, obgleich nicht vor denen Augen unsers engen Verstandes, doch nach denen Ein- und Absichten Gottes,

die

die beste, weil er sie sonst nicht würde haben würcklich werden lassen. Sie wollen demnach, meines Ermessens, weiter nichts, als dieses sagen: Alles das, was Gott, außer sich, gethan hat, noch thut, und in Ewigkeit thun wird, und alles, was er geschehen lassen, noch geschehen lässet, und in Ewigkeit geschehen lassen wird, ist und bleibet, in denen allerheiligsten Augen Gottes, nach allen Umständen, das beste. Weil nun alles diß mit einander in einer gewissen Verbindung stehet, und sie eine solche Verbindung eine Welt zu nennen pflegen, so sagen sie, ihrem Begriffe von der Welt zu folge, daß diese Welt, das ist, diese Verbindung derer Dinge, die beste sey. Wird die Sache in solchem Verstande genommen, so sehe ich eben nicht, warum man den Ausdruck, diese Welt ist die beste, nicht sollte gelten lassen. Diejenigen, die denselben, als irrig und gefährlich, verwerfen, sind gehalten, zu zeigen, daß die von Anfang her vorgewesene, und biß in die Ewigkeit hinein, in Ansehung derer Engel und Menschen, fortdauernde Verknüpfung derer Dinge, nicht die beste sey, und demnach müssen sie das Gantze mit allen seinen Theilen, samt allen dabey vorkommenden Verhältnissen und Umständen, aufs genaueste übersehen, beurtheilen, und so denn erweisen können, daß allerdings eine bessere Verknüpfung derer Dinge möglich gewesen sey, dagegen der andere Theil dieser Last überhoben ist, indem er die unumstößliche Wahrheit, daß alles, was Gott würcklich werden lässet, denen Ein- und Absichten Gottes nach, das beste sey, in seinem Urtheil von der Welt, das ist, von alle dem, was, außer Gott, in Zeit und Ewigkeit, seine Würcklichkeit erreichet, zum Grunde legt. Weilen nun kein menschlicher Verstand dieses Gantze mit allen seinen Theilen, und derselben gegeneinander habenden unendlichen Verhältnissen, übersehen, viel weniger aus einander legen, und nach dem wahren Werth der Sache ein Urtheil fällen kan, so wäre wohl, bey der Frage von der besten Welt, das allerbeste Mittel,

tel, und der allersicherste Weg, wenn man mit einem heiligen Apostel die Hand auf den Mund legte, und sich nur damit vergnügte, daß man die Tiefe des Reichthums beyde der Weisheit und der Erkenntniß Gottes, so wohl als die Unbegreiflichkeit seiner Wege, und die Unerforschlichkeit seiner Gerichte, in aller Demuth, Verwunderungs-voll verehrete. Die vier und zwantzig Aeltesten, die dorten vor dem Stuhl Gottes liegen, und in tiefer Ehrerbietigkeit sprechen: Herr, du bist würdig, zu nehmen Preiß und Ehre, und Kraft, denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen haben sie das Wesen, und sind geschaffen, Apoc. IV. 10. 11. Diese müssen wohl am besten einsehen und verstehen, daß Gott, in Erschaffung der Welt, und auch bey der Zulassung des Bösen in der Welt, sich so verhalten habe, daß ihme derentwegen der allerhöchste Ruhm und Preiß gebühre, und daß es folglich von ihme nicht besser habe mit der Welt gemachet werden können. Werden wir einmahl, nach Gottes gnädigem Willen, in die Gesellschaft dieser vollkommen weisen und gerechten Seelen gelangen, so werden wir auch mehrere Einsichten in die Wege, Wercke, und Zulassungen Gottes bekommen, und mit völliger Ueberzeugung wahrnehmen, daß die Welt, die Gott zur Würcklichkeit gedeyhen lassen, der in ihr gewesenen Sünden ungeachtet, dennoch unter allen etwanigen möglichen Verknüpfungen, die allerbeste gewesen sey.

Nun wollen wir, obangezeigter Maaßen, noch eine kurtze Anmerckung, betreffende den sinnreichen Beweis unsers Auctors für die Existentz Gottes, hinzu thun. Der Atheist sagt: Es ist in der Welt mehr Böses, als Gutes. Das Böse bleibt ungestraft. Diese Nichtbestrafung des Bösen ist eine Ungerechtigkeit. Darum ist keine Providentz, darum ist kein Gott. Denn wenn ein Gott wäre, so würde, ja so könnte er das Böse nicht so ungestraft dahin gehen lassen. Nun ist, wider diesen

Ein-

Einwurf, bereits oben, das Benöthigte beygebracht worden, und könnte es dabey sein Bewenden haben; es gehet aber doch der Herr de la Bruyere allhier noch einen anderweiten Weg, diese atheistische Meynung zu bestreiten, so, daß er den vermeynten starcken Geist mit seinen eignen Waffen wieder, und darnieder leget. Außer dem, daß es falsch ist, wenn gesagt werden will, es werde das Böse gar nicht bestraft, indem ja noch immer der Ausspruch des heydnischen Poeten eintrifft:

Raro antecedentem scelestum
Deseruit pede pœna claudo, das ist, die göttliche Strafe kommt, auf vorhergegangene Missethaten, gemeiniglich als ein hinckender Bothe hinten drein; und wenn auch das Böse nicht so gleich, oder in diesem Leben gar nicht bestrafet werden sollte, so gehöret dieses, mit dem Auctor zu reden, unter die Geheimnisse der göttlichen Regieruug, außer dem, sag ich, muß die vorgerückte Ungerechtigkeit selbst, wider den Atheisten, zeugen und die Gerechtigkeit Gottes aufrichten. Die Ungerechtigkeit setzet ja eine Gerechtigkeit voraus. Gerechtigkeit ist und heisset alles das, was mit der vollkommensten Vernunft übereinstimmet. Wenn nun der Atheist, bey dem Glück derer Bösen, über Ungerechtigkeit schreyet, und dieses als eine Rüge wider Gott anbringen will, so bezeuget er, es sey recht und billig, daß das Böse gestrafet werde. Es ist demnach dieses, daß das Böse gestrafet werden müsse, eine Wahrheit, welche die Feinde aller göttlichen Wahrheit nicht allein gerne zugestehen, sondern auch, wiewohl aus einer bösen Absicht, behaupten. Nun fragt es sich, wenn denn dieses, daß Boßheit strafbar sey, zu einer Wahrheit geworden sey? Antwort: niemahls. Denn was einmal Wahrheit und Gerechtigkeit ist, das ist es von Ewigkeit her gewesen, und kan es in Ewigkeit nicht aufhören zu seyn. Gott selbst kan das, was einmahl Wahrheit ist, nicht heute oder morgen, und nimmermehr zur Unwahrheit machen, und für einen Irrthum er-

erklähren. Eine jedwede Wahrheit ist etwas unveränderliches. Drum sagt unser Heiland, der Mund der Wahrheit, daß eher Himmel und Erde vergehen würden, als daß sein Wort, welches lauter Wahrheit ist, Vergang nehmen könnte. Denn Himmel und Erde sind etwas zufälliges, daher auch etwas veränderliches, und können folglich wieder hinweg gethan werden; die Wahrheit aber ist etwas nothwendiges, daher etwas unveränderliches, und bleibet in Ewigkeit, was sie ist. Es gründet sich dieses auf die Nothwendigkeit des Wesens derer Dinge, und ist derentwegen die Meynung derjenigen irrig, welche vorgeben, daß eine Handlung allererst durch das befehlende oder gebietende Gesetz gerecht, oder ungerecht, gut, oder böse, tugend- oder lasterhaft werde. Diese legen durch solche Lehre zur Ausübung des Guten, und Unterlassung des Bösen, einen schlechten Grund, ja sie treten der, von wegen unserer Sünden und verdienten Sünden-Strafen, unumgänglich nothwendigen Gnugthuung göttlicher unwandelbaren Gerechtigkeit allerdings zu nahe. Was wahrhaftig, was gerecht, was keusch, was eine Tugend, was ein wahres Lob ist, das wird nicht erst zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit, zur Keuschheit, zur Tugend und zum Lobe, weil das Gesetz sagt, liebe dieses, thue dieses, vollbringe dieses, es ist vorher schon, und ehe der ausdrückliche Wille des Gesetzgebers darzu kommt, in sich etwas gutes, und daher zu lieben, zu thun und zu vollbringen, eben so wie das, was falsch, böse, ungerecht und lasterhaft ist, in sich also beschaffen ist, es mag durch ein besonderes Gesetz verboten werden, oder nicht. Durch das Gesetz wird Wahrheit und Tugend nur kund gemachet, eingeschärfet, und der Mensch zu dessen Beobachtung sowohl, als zur Unterlassung des Gegentheils, desto nachdrücklicher verbunden, und, im Fall des Uebertretens, mit desto mehrerm Rechte bestrafet. Cicero, in seinen Büchern von Gesetzen, hat hin und wieder hiervon schöne Gedancken. So schreibt er unter an-

dern L. II. de Legibus: Hanc video ſapientiſſimorum fuiſſe ſententiam, legem neque hominum ingeniis excogitatum, neque ſcitum aliquod eſſe populorum, ſed æternum quiddam, quod univerſum mundum regeret, imperandi prohibendique ſapientia. Ita principem legem illam, & ultimam, mentem eſſe dicebant omnia ratione aut cogentis, aut vetantis Dei. Dieſemnach iſt es eine ewige unveränderliche Wahrheit, daß Sünde und Unrecht etwas böſes, und daher auch zu beſtrafen ſey. Nun gehören Wahrheiten für den Verſtand. Wenn gar kein Verſtand irgendwo gefunden würde, ſo wären auch keine Wahrheiten. So nothwendig es iſt, daß zweymahl zwey vier ausmache, und ein Driangel nicht mehr als drey Winckel habe, ſo nothwendig iſt es auch, daß das Böſe gehaſſet und beſtrafet werde. Es gehöret demnach dieſe Wahrheit unter die ewigen Wahrheiten. Sind ewige Wahrheiten, ſo muß auch ein ewiger Verſtand ſeyn, der dieſe Wahrheiten erkennet und faſſet. Dieſer ewige Verſtand, dieſe independente ſouveraine Vernunft, dieſer urſprüngliche Inbegriff aller Wahrheit iſt Gott. Und demnach verweiſet uns der Atheiſt ſelbſt, mit ſeinem Geſchrey über Ungerechtigkeit, auf das nothwendige ewige Daſeyn eines Gottes.

§. LXXI.

Die Entdeckungen derer verborgenſten Laſter-Thaten, und welche die Schuldigen mit der gröſten, und aller nur möglichen Vorſichtigkeit, denen Augen derer Menſchen zu entziehen geſuchet haben, ſind nur allzuofters ſo leichte, und ſo ungezwungen erfolget, daß es allerdings ſcheinet, es könne niemand anders, als Gott allein, der Urheber von ſolchen Offenbahrungen des Böſen ſeyn, und die Geſchichte ſind dißfalls allenthalben ſo häufig, daß,

wenn einigen belieben sollte, diese Begebenheiten einem blinden Ungefähr zuzuschreiben, sie solchemnach behaupten müssen, daß der blinde Zufall zu allen Zeiten zu einer Gewohnheit worden ist.

Daß der heilige und gerechte Gott das Gute liebe und zu seiner Zeit belohne, aber auch das Böse hasse, und zu seiner Zeit bestrafe, lässet sich unter andern auch daher nicht undeutlich ersehen, daß beydes die Unschuld, als Missethat eines Menschen öfters noch hier auf Erden ans Licht hervor gebracht wird. Es sind dergleichen Offenbahrungen gemeiniglich mit solchen merckwürdigen Umständen verknüpfet, daß man selbige ohnmöglich von einem blinden Glücks-Falle herleiten kan, sondern einer geheimen allergerechtesten göttlichen Vorsehung zuschreiben muß. Je grösser die Missethaten sind, welche die Menschen begehen, je geheimer suchen sie dieselben zu halten. Tragen sie gleich keinen Scheu vor Gott, so sind sie doch, bey allen ihrem thörichten Unternehmen, für ihre Ehre, für ihr Leben, und für ihren übrigen äußerlichen Wohlstand besorgt. Sie wollen nicht gern vor der Welt in Schande und Strafe gerathen, ob ihnen schon ihr Gewissen bezeugt, daß sie die schändlichsten und strafwürdigsten Handlungen begehen. Daher heißt es bey ihnen, si non caste, tamen caute. Sie wenden alle mögliche Vorsichtigkeit an, ihre Mißhandlungen vor denen Augen und Ohren anderer zu verbergen. Es gelinget ihnen jezuweilen. Es weis ofters, von ihrer verübten Laster-That, außer ihnen selbst, kein Mensch das mindeste. Sie werden vielmehr nach wie vor für unschuldig gehalten. Es gehet ihnen dabey noch dazu alles nach Wunsche, und da man nun ihre Unthaten nicht weiß, so gehen sie auch ungestraft dahin. Ein anderer ist in der That unschuldig. Er hat aber das Unglück, daß er in den Verdacht einer verübten Missethat gezogen wird. Man verläßt es ihm nicht. Er muß wohl gar darüber die härtesten Schicksale erfahren.

Er stirbt darüber. Wie öfters aber trägt es sich nun auch zu, daß das, was im Finstern geschehen, und zu keines Menschen Wissenschaft gekommen ist, wider alles Vermuthen entdecket, und dadurch zugleich die Unschuld eines andern ans Licht gebracht wird. Die dabey zusammen laufende Umstände sind so merckwürdig, daß allerdings eine höhere heimliche Weisheit dieselbigen also eingerichtet, und die erfolgten Entdeckungen bewerckstelliget zu haben scheinet. Das Urtheil, welches in solchen Fällen gemeiniglich gefället wird, giebt solches nicht undeutlich zu erkennen. Es hat, pflegt man zu sagen, sich doch recht wunderlich schicken müssen! Wer hätte das dencken, oder sich nur einbilden sollen, daß es auf eine solche Weise heraus kommen würde? das ist noch sein Glück! das ist sein Unglück gewesen! Diese und dergleichen übliche Redens-Arten, was führen sie anders, als die Bewunderung göttlicher allweisen Regierung im Munde? Glück und Unglück sind Wörter der Unwissenheit, und sind in der That nichts anders, als die Wege und Wercke der Vorsehung und Schickung Gottes, welche die Menschen nicht gebührend einsehen können, und daher dasjenige, wovon sie die eigentlichen Ursachen nicht anzugeben wissen, entweder ein Glück, oder ein Unglück zu nennen pflegen. Je unverhoffter und unbegreiflicher die Veroffenbahrungen in solchen Fällen zu seyn pflegen, je mehr Ursach hat man auch, die Gedancken von einem blinden Ohngefähr fahren zu lassen, und den darunter vorwaltenden Finger der göttlichen Schickungen zu bemercken. Die Geschichte aller Zeiten sind von unläugbaren hieher gehörigen Exempeln voll. Wir wollen deren eines aus H. Schrifft, und zwey andere aus heydnischen Büchern kürtzlich beybringen. Was mit Joseph, dem Sohne Jacob, und seinen Brüdern vorgegangen sey, ist aus denen letztern Capiteln des ersten Buches Mosis bekannt. Seine Brüder begiengen an ihm eine recht schändliche und höchst strafbare Verrätherey. So uneins sie anfänglich, und ehe es zur

That

That kam, unter einander waren, so groß war nachhero die Uebereinstimmung ihrer Gemüther, das ausgeübte Böse zu verschweigen, und dem alten blöden Vater einen blauen Dunst vor die Augen zu machen. Keiner verrieth den andern, und sie wusten die bewiesene gantz außerordentliche Treulosigkeit so meisterlich vor ihrem Vater zu verheimlichen, daß derselbe sie alle für unschuldig, seinen Joseph aber für ermordet hielt. Etliche Jahre giengen dahin, sie gedachten an Joseph nicht mehr, und vermeynten, derselbe würde entweder längst eines elenden Todes verfahren seyn, oder in der schwersten Dienstbarkeit stecken. Ihr Gewissen schlief. Land und Leute, wohin sie den Bruder verkaufet hatten, waren zu weit entfernet, so hatten sie auch mit denen Ismaeliten gar keine weitere Bekanntschaft, daß sie etwan hätten befürchten dürfen, es möchte ihr verrätherisches Verfahren noch einmahl an den Tag gebracht werden. Aber wie wunderlich muste es sich doch schicken, daß der gantze Handel, sowohl zur heilsamen Beschämung derer Schuldigen, als auch zum Troste beydes des alten Vaters und des verkauften Sohnes, überhaupt aber zur sonderbaren Verherrlichung des göttlichen Namens, offenbahr werden muste. Die Art und Weise, wie solche Offenbahrung erfolgte, war gar nichts gezwungenes. Es muste sich alles, so zu sagen, von selbst dazu schicken. Die Gelegenheit darzu schien nichts weniger, als dieses, mit sich zu bringen. Jedoch eben auf solche Weise verfähret die göttliche Weisheit. Sie thut, wenn ich so reden mag, in ihren Unternehmungen keinen Sprung. Sie gehet Schritt vor Schritt. Sie verbindet Ursachen, Mittel und Absichten auf das geschicklichste mit einander. Und denn kommt aus dem Verfahren Gottes unvermuthet so etwas heraus, daran vielleicht nimmermehr kein Mensch gedacht hätte. In welchem Falle sodann die göttliche Vorsehung desto augenscheinlicher erkannt wird, wenn auf einmahl, beydes die gedruckte Unschuld, als die eine Zeitlang frey ausgegangene Misse-

that, entdecket wird. Joseph selbst gab solches, und wie Gott auch das Böse zu einem guten Ausgange zu führen wisse, seinen Brüdern zu erkennen: Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er that, wie es itzt am Tage ist ꝛc. Gen. L, 20. Weilen aber dieses Exempel bey Feinden Gottes und seines Wortes keinen Glauben findet; so fehlet es auch dißfalls nicht an auswärtigen Geschichten, deren Wahrheit man nicht wohl in Zweifel ziehen kan, wenn man nicht die Verwegenheit begehen, und alle historische wohlgegründete Erzehlungen läugnen will. Cicero, in seinem ersten Buche de divinatione, gedencket eines Traums, dessen Richtigkeit um so vielweniger zweifelhaft scheinen will, weil er sich, bey dessen Anführung, auf die Stoischen Welt-Weisen beruft, als welche die Sache ebenfalls für wahr gehalten, und daraus einen sichern Schluß für die Gewißheit der göttlichen gerechten Vorsehung, gezogen hätten. Zween gute Freunde aus Arcadien reiseten mit einander. Sie gelangeten endlich zu Megara an, woselbst sie, auf eine kurtze Zeit, von einander schieden. Der eine kehrete bey einem guten Bekannten des Orts, der andere aber in einem öffentlichen Gast-Hofe ein. Nachdem sie beyde, ein jedweder nach seiner Gelegenheit, die Abend-Mahlzeit eingenommen, und sich darauf zur Ruhe begeben hatten, so kam dem erstern, der in einem Privat-Hause logirte, im Schlafe vor, als ob der andere, der im Wirths-Hause zur Herberge war, vor ihm stehe, und ihn flehentlich ersuche, daß er ihme doch zu Hülfe kommen möchte, weil sein Wirth ihn ermorden wollte. Jener wachte darüber voller Bestürtzung auf. Er sprung aus dem Bette hervor, und war Willens, seinem Cameraden wider die angedrohete Ermordung beyzustehen. Er besann sich aber gar bald eines andern. Meynte, was er gesehen und gehöret hätte, wäre ein Traum, ein Bild ohne Wesen, ein Spiel der Phantasie. Legte sich daher wieder nieder. Kaum war er wieder eingeschlummert, so kam

ihm

ihm sein Reise-Gefährde aufs neue, mit Blut jämmerlich bespritzt, vor die Augen, mit dem kläglichen Ansinnen, weil er ihme im Leben nicht helfen wollen, so möchte er doch nun im Tode seiner sich annehmen. Sein Wirth habe ihn würcklich ermordet, den entseelten Leichnam auf einen Wagen geworfen, und mit Mist bedeckt. Er solle demnach vor anbrechenden Tage vor das Thor hinaus gehen, da er den Wagen noch antreffen, und bey angestellter Durchsuchung den todten Cörper finden würde. Welches auch also erfolgte. Der Fuhrmann mit dem Wagen wurde angehalten, die verübte Mord-That entdeckt, die Sache der Obrigkeit angezeiget, und der Mörder zur wohlverdienten Strafe gezogen. Ich weis wohl, daß die gantze Sache, als eine Träumerey, von denen mehresten, sonderlich von denen starck seyn wollenden Geistern, verlachet werden wird; es ist aber auch vors erste gewiß, daß wir denenjenigen Geschicht-Schreibern, die dieses, als würklich geschehen, umständlich berichten, in andern Dingen Glauben zustellen. Hiernächst haben auch die klügsten Heyden Theils Träume so merckwürdig befunden, daß sie selbige ohnmöglich für ein bloßes Werck der Natur, oder für ein Spiel der Einbildungs-Krafft ansehen könnten, sondern, nach genauer Untersuchung aller Umstände, eine darunter vorwaltende göttliche Schickung wahrnehmen müssen, wie denn besagter Traum, dessen Gewißheit wir als eine von glaubwürdigen Scribenten erzehlte Geschichte voraus setzen, sehr schwerlich aus bloß natürlichen Ursachen herzuleiten seyn dürfte. Und wenn auch der Traum gar nichts göttliches mit sich führen sollte, so ist doch die geschehene Entdeckung des begangenen Mords so sonderlich, daß sie unmöglich für einen ungefähren Zufall, wohl aber für eine göttliche gerechte Ahndung, gehalten werden kan. Plutarchus in seinem schönen Buche, das er von denenjenigen geschrieben hat, die ihrer Laster-Thaten halber späte von Gott gestrafet werden, führet dieserhalben viele andere Exempel an, da sich, in wun-

dersamer Offenbahrung ausgeübter Mißhandlungen, göttliche Rache augenscheinlich zu erkennen gegeben hat. Unter andern ist merckwürdig, was er von einem Vater-Mörder, Namens Bessus, erzehlet. Bessus war ein ungerathener Sohn, und ging in seiner Boßheit so weit, daß er Hand an seinen Vater legte, und denselben ermordete. So erschrecklich diese That war, so blieb sie doch verschwiegen, und der Thäter kam nicht heraus. Da nun dem mörderischen Sohne diese That, seiner Meynung nach, so wohl gelungen, und auf ihn nichts zu bringen war, so fuhr er in seinem leichtfertigen Sinne, nach wie vor, fort. Das Gewissen schlief, und er war dabey lustig und guter Dinge. Aber das Gewissen schlief nicht immer. Es wachte auf, und stellte ihn die Abscheulichkeit des verübten Vater-Mordes, bey aller Gelegenheit, unter die Augen. Es trug sich zu, daß er einstmahls des Abends bey einigen seiner Freunde zu Gaste war. Nicht weit von dem Orte, wo sie beysammen, und lustig waren, hieng unterm Dache ein Schwalben-Nest, in welchem die Jungen, ihrer Gewohnheit nach, einmahl über das andere, anfingen zu zschwitzern. Ein jedweder Schall dieser Thierlein schien ihm ein Verräther seiner begangenen Mordthat zu seyn. Er ging demnach hin, nahm seinen Spieß in die Hand, stieß das Nest mit denen Jungen herunter, und tödtete sie. Die gantze Gesellschaft verwunderte sich über ein solches seltsames Unternehmen. Man fragte nach der Ursache, und da brach der Missethäter, in der Angst seines Hertzens und Gewissens, hervor: ἀ γαρ (ἔφη) με παλαι καταμαρτυρῶσιν ἄυται ψευδῶς, καὶ καταβοῶσιν, ὡς ἀπεκτανότος τὸν πατέρα: das ist: höret ihr nicht, wie diese Schwalben fälschlich wider mich zeugen, und ausschreyen, daß ich meinen Vater ermordet habe. Jedermann wurde darüber in Bestürtzung gesetzt. Die Sache kam vor den König, und wurde, nach allen Umständen, untersuchet. Man kam hinter den gantzen

Handel, und der eine geraume Zeit verborgen gewesene, und ungestraft gebliebene Vater-Mörder empfing endlich seinen verdienten Lohn. Wer siehet nicht hieraus die Wahrheit dessen, was Cäsar in seinem ersten Buche Cap. XIV. vom gallischen Kriege, dem Divico, einem helvetischen Abgesandten, zur Antwort gegeben: Consuesse Deos immortales, quo gravius homines ex commutatione rerum doleant, quos pro scelere eorum ulciſci velint; his secundiores interdum res, & diuturniorem impunitatem concedere; es sey Gottes Art und Weise so, daß er diejenigen, die er ihrer Unthaten halber zur Strafe ziehen wolle, eine Zeitlang glücklich seyn, und ungestraft dahin gehen lasse. Was man ehedem, zum Erweis der Unschuld, und zur Offenbahrung derer Schuldigen, mit Aufhebung eines glüenden Eisens, oder da man die Hand in siedendes Wasser gestecket, wie auch vermittelst eines Zwey-Kampfs und sonst, für Proben gemachet, ist bekannter, als daß es hier angeführet werden dürfte. Aventinus in seinem vierten Buche de rebus Bojicis p. m. 417. seqq. führet dessen Exempel an, und erinnert, daß solche Proben in denenjenigen Zeiten statt gefunden hätten, da die Leute frömmer, als zu seiner Zeit, gewesen wären, und es, in zweifelhaften Fällen, mehr auf den richterlichen Ausspruch der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit, als auf ihre eigne Einsichten und Meynungen, hätten ankommen lassen. Er führet auch, am gedachten Orte, umständlich an, wie man solchen Falls verfahren, und unter was für Gebeten und Ceremonien, solch Wasser und Eisen, consecriret und zum heiligen Gebrauch gewiedmet worden sey. Hätte es mit diesen vorgegebenen Feuer- und Wasser-Proben seine Richtigkeit, für welche wir doch nicht gut sagen mögen, so würde um so viel weniger an der, bey Entdeckung der Boßheit, und Unschuld, Theilnehmenden göttlichen Vorsehung, zu zweifeln seyn. Es ist aber auch nicht nöthig, von solchen ungewissen Begebenheiten den Be-

weis für die Sache Gottes, herzuhohlen. Wer nur auf das, was täglich, aller Orten, im menschlichen Leben vorfällt, mit Fleiß Achtung geben will, der wird Exempel gnug finden, wodurch die Wahrheit, daß Gott, bey Hervorbringung der Unschuld, und gerechter Ahndung des Bösen, seine Hand mit im Spiele habe, bestätiget wird. Wollte man solches alles einem ungefähren Glücks-Falle zuschreiben, so würden, mit unserm Auctor zu reden, dergleichen sonderbahre Begebenheiten nicht so wohl ungefähre Zufälle, als vielmehr allgemeine und von je her durchgängig kundbahre Gewohnheiten heißen müssen, wodurch aber der eigentliche Begriff eines ungefähren Zufalles aufgehoben werden, zugleich aber dieses folgen würde, daß solche durchgängige so genannte Gewohnheiten nothwendig einen Urheber haben müsten, und dieser ist kein anderer, als Gott. Wenn nun aber schon aus dieser in der Welt hier und da so sonderbahrlich sich ereignenden Kundmachung des Guten und des Bösen die Hand einer weisen und gerechten Vorsehung wahrzunehmen ist, wie solche auch die vernünftigsten Heyden wahrgenommen, und dabey den Ausspruch: Profecto rebus mortalium Deus interest, wahrlich Gott hat bey denen Händeln derer Sterblichen seine Hand mit im Wercke, gethan haben; wie viel herrlicher muß diese Wahrheit einem Menschen einleuchten, der die heilige Schrift annimmt, als welche bezeuget, daß der Tag des Herrn alles, was auf Erden verborgen bleibet, aus Licht bringen, und auch den verborgenen Rath derer Hertzen offenbahren, auch den Unterschied des Guten und des Bösen, auf eine ausnehmende Art und Weise, kund machen werde?

§. LXXII.

Wenn du den Fall setzest, daß alle und jedwede Menschen auf Erden, ohne Ausnahme, gleichdurch im Ueberflusse sich befänden, und daß sie an nichts einen Mangel hätten, so mache ich daher

her diesen Schluß, daß kein Mensch auf dem Erd-Boden im Ueberflusse sitzet, und daß es ihme an allen fehlet. Es giebt nur zwo Arten der Reichthümer, wohin die übrigen alle sich beziehen, nemlich Geld und Gut, oder liegende Gründe. Wenn nun alle reich sind, wer wird alsdenn das Land bauen, und wer wird in denen Bergwercken graben? Diejenigen, die von denen Ertz-Gruben abgelegen sind, werden darinnen nicht arbeiten, und diejenigen, so unbebauete und mineralische Gegenden bewohnen, werden auch daher keinen Nutzen ziehen können. Man wird auf die Handlung sich berufen, und man setze sie immerhin voraus. Allein wenn die Menschen alles vollauf haben, und niemand in solchen Umständen sich befindet, daß er durch Arbeit sein Brod suchen dürfe, wer wird alsdenn die Metalle, oder die vertauschten Waaren aus einem Lande in das andere schaffen? Wer wird Schiffe aufs Meer bringen? Wer wird sich die Mühe geben, und dieselbigen führen? Wer wird, des Handels halber, große und schwere Reisen anstellen? So wird es auch an der Nothdurft und an andern nützlichen Dingen fehlen, wenn keine Künste, keine Wissenschaften, keine Erfindungen, keine mechanische Arbeiten mehr seyn sollten. Ueberdiß so führet diese Gleichheit der Reichthümer und Güter eine andere Gleichheit, in Ansehung des Standes und der Würden, ein. Sie verbannet alle Sub-Ordination, bringet die Menschen dahin, daß sie sich selbst bedienen müssen, und keiner von dem andern einer Beyhülfe gewärtig seyn kan. Sie ma-

chet die Gesetze verächtlich und unnütze. Sie ziehet eine allgemeine Anarchie nach sich; sie bringet Vergewaltigung, Unrecht, Mord und Todschlag, Straflosigkeit mit sich.

§. LXXIII.

Wenn du im Gegentheil setzest, daß alle Menschen insgesamt arm sind, so ist es umsonst, daß die Sonne über ihnen aufgehet und scheinet, umsonst, daß sie den Erdboden erwärmt und fruchtbar machet, umsonst, daß der Himmel seine Einflüsse über denselben ausgiesset; die Flüsse wässern denselben umsonst, und verursachen, in verschiedenen Gegenden, Fruchtbarkeit und Ueberfluß. Auch das Meer lässet vergeblich seine tiefen Abgründe durchsuchen, vergeblich öffnen sich die Felsen und Gebürge, um in ihrem Schooße graben, und alle darinnen verschlossene Schätze heraus ziehen zu lassen. Wenn du aber fest setzest, daß unter denen Menschen in der Welt einige reich, und die andern arm und dürftig sind, so machest du nachher, daß die Noth die Menschen gemeinschaftlich zusammen bringet, sie unter einander verbindet, sie wieder vereiniget. Diese dienen, gehorchen, erfinden, arbeiten, bauen, bessern; jene geniessen, ernehren, helfen, beschützen, regieren. So ist die gantze Ordnung wieder hergestellet, und Gott wird darunter offenbahr.

Was der Herr Auctor in diesen beyden §§. von dem Unterschied zwischen Reiche und Arme, beybringet, gehet, so wohl als das vorhergehende, wider die Feinde der göttlichen Regierung, welche daher, daß in der

Welt

Welt einige reich, die meisten aber arm und dürftig sind, den Schluß machen wollen, daß dieses eine Ungerechtigkeit, und daß also keine göttliche Vorsehung sey, da doch gerade das Gegentheil, aus solcher Ungleichheit, erhellet. Außer dem, daß, wenn die Menschen in der Welt durchgängig in einer vollkommenen Gleichheit stünden, keiner weder reich, noch arm, genennet werden könte, maaßen ja Reichthum und Armuth solche Wörter sind, da eines auf das andere sich beziehet, und jemand um so viel reicher ist, je mehr er, an zeitlichen Gütern, vor dem andern voraus hat, der andere aber um so viel ärmer geschätzet wird, je weniger er von denen Lebens-Mitteln hat, die der Reiche, im Ueberflusse besitzet, außer dem, sage ich, so könte, wie unser Herr Auctor sehr artig gezeiget hat, bey einer solchen eingebildeten Gleichheit, es sey an Reichthümern und Gütern, oder an Armuth und Dürftigkeit, die menschliche Gesellschaft gar nicht bestehen, vielmehr würde die allerverderblichste Unordnung einreißen, und die Menschen ihnen selbst und andern zu einer unerträglichen Last werden. Nachdem nun kein Mensch des andern entbehren kan, und sie, bloß um deswillen, sich desto mehr, in Liebe, und gemeinschaftlichen Dienst-Erweisungen, zusammen thun, und zusammenhalten müssen, so trägt, zur Gründung und Befestigung des gesellschaftlichen menschlichen Lebens, dieses gewißlich ein Großes bey, daß Armuth und Reichthum, unter denen Einwohnern der Erden, vertheilet ist, und daher der Arme dem Reichen mit seinen Arbeiten, der Reiche dem Armen aber hinwiederum mit seinem Ueberflusse, zustatten kommen muß. Ist es doch in der gantzen Natur also bewandt, daß immer eins dem andern zu Hülfe kommt, und dereutwegen immer eins um des andern willen zugegen, auch eins von dem andern, der Stärcke und der Schwäche, der Größe und der Kleine nach, und sonst, mannigfaltig unterschieden ist, ohne welchen Unterschied weder die Natur erhalten, noch das viele Gute für

Men-

Menschen und Vieh, zuwege gebracht werden könnte. Wodurch die Welt ein herrlicher Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten wird. Denn je mehr Mannigfaltigkeit in denen Dingen angetroffen wird, und je mehr das mannigfaltige zur Hervorbringung derer so wohl besondern, als allgemeinen heilsamen Endzwecke zusammen stimmet, desto mehr wird Gottes Allmacht, Weisheit, und Güte daraus erkannt und bewundert. Welches Erkenntniß Gottes und seiner allervollkommensten Eigenschaften, bey denen Menschen, entweder gar nicht, oder wenigstens in einem sehr geringen Maaße, erhalten werden würde, wenn sie nicht, durch Mangel, und Dürftigkeit gezwungen, die Creaturen sich zu Nutze zu machen, und derentwegen die in der Natur, und sonderlich in der Erden verborgene Reichthümer und Güter, zu entdecken, sich angelegen seyn lassen müssen. Welchen Nutz und Gebrauch der Creatur kein vernünftiger Mensch suchen, oder finden kan, daß er nicht zugleich unläugbahre Fußtapfen des allweisen Schöpfers wahrnehmen sollte. Ja! wenn alle Menschen auf Erden reich und begütert seyn sollten, so müste entweder der Erdboden ungleich größer, oder die Anzahl der Einwohner ungleich kleiner seyn. Wir wollen setzen, es hätte ein jedweder Mensch sein eignes Hauß, und dabey einen mäßigen Garten, oder etwas Feld, würde wohl der Erdboden so wie er itzo beschaffen ist, hinlänglich seyn, daß so viele Millionen Menschen, die auf der Erden wohnen und leben, den benöthigten Platz und Raum finden könnten? Und wer würde ihnen denn die Häuser und Ställe bauen, wenn ein jedweder für sich gnug, und mit seiner Hände Arbeit einem andern zu dienen, eben nicht nöthig hätte? Ist es aber nun nicht mehr zu verwundern, und als ein Werck Gottes anzusehen, daß, da der Erdboden in Vergleichung mit andern Welt-Cörpern, so gar groß nicht ist, gleichwohl auf demselben so unzehlig viele Menschen, und Thiere, nicht nur ihren Aufenthalt, sondern auch ein

jed-

jedwedes, nach seiner Art, die benöthigten Lebens-Mittel finden? Es fehlet demnach so viel, daß der Unterscheid zwischen Reichen und Armen, der Weisen und gütigen Vorsorge Gottes im Wege stehen sollte, daß dieselbe vielmehr dadurch geoffenbahret, bestätiget, und verherrlichet wird. Es bleibet bey dem, was Salomon in seinen Sprüchwörtern Cap. XXII. v. 2. spricht: Reiche und Arme müssen unter einander seyn ופגשו werden, durch mancherley Bedürfnisse, an und gegen einander gebracht, der Herr hat sie alle gemacht. Augustinus sagt an einem gewissen Orte: Dives & pauper duo quidem sunt contraria, sed summo sibi necessaria. Nullus indigeret, si invicem se supportarent; dives propter pauperem factus est, & pauper propter divitem. Das ist: Reiche und Arme sind zwo einander gerade entgegen stehende Dinge, die aber einander höchst nöthig, und unentbehrlich sind. Keiner würde Mangel haben, wenn sie sich unter einander wohl verstünden und vertrügen. Der Reiche ist um des Armen, und der Arme um des Reichen willen, gemacht.

§. LXXIV.

Setze das Ansehen, die Ergötzlichkeiten und den Müßiggang auf die eine Seite; die Unterwürfigkeit oder Dependentz, die Sorgen und das Elend auf der andern Seite; entweder diese Dinge sind durch die Boßheit der Menschen von ihrer Stelle gerücket, oder Gott ist nicht Gott.

Mit diesen etwas kurtzgefaßten, und daher auch etwas dunckeln Worten, will, meines Erachtens, der Herr de la Bruyere so viel sagen: es sey freylich nichts natürlicher, und der Sachen Beschaffenheit gemässer, als daß diejenigen, die in Autorität stehen, und darinnen sich erhalten wollen, andern Leuten, in gewisser Maaße, unterwürfig seyn, und von ihnen dependiren müs-

müssen, daß hiernechst sinnliche Vergnügungen und Ergötzlichkeiten mancherley Sorgen und Bekümmernisse nach sich ziehen, und daß endlich Faulheit und Müßiggang Armuth und Elend zur Tochter habe. Wenn nun dieses nicht geschehe, wie denn das Gegentheil nur allzuofters sich eräuget, so sey dieses eigentlich nicht Gottes Werck, weil sonst Gott die natürliche Ordnung und Folge der Dinge zerstöhren, und also nicht Gott seyn würde, sondern es sey ein Werck der menschlichen Boßheit und Ungerechtigkeit, welches Gott weislich geschehen lasse, und also daher gar nichts, der Providentz Gottes zum Nachtheil, geschlossen werden könnte.

§. LXXV.

Eine gewisse Ungleichheit der Stände, wodurch die Ordnung und die Subordination erhalten wird, ist Gottes Werck, und setzet ein göttliches Gesetz voraus: Eine allzugroße Ungleichheit, und wie sie unter denen Menschen angetroffen wird, ist ihr, der Menschen, Werck, und jus fortioris, oder das Gesetz derer Stärckern. Alles, was aufs äußerste gehet, oder alle Extremität, ist lasterhaft, und kommet von dem Menschen her: Alle Vergleichung oder Compensation ist gerecht, und kommt von Gott.

Gott ist ein Gott der Ordnung. In ihm selbst und unter denen hohen Eigenschaften Gottes befindet sich die allervollkommenste Ordnung und Uebereinstimmung, dergleichen auch, nach dem Worte der Offenbahrung, unter denen dreyen Personen in der Gottheit gefunden wird. Alles, was von Gott sich herschreibet, wie es ein Spiegel seiner ewigen Kraft und Gottheit ist, so ist es auch allenthalben voller Ordnung. Man sehe das große Welt-Gebäude im Gantzen an, so wird man durch-

durchgehends Ordnung, und folglich auch Schönheit, in und an demselben erblicken. Alles ist nach Maaß, Zahl, und Gewichte gemachet. Man betrachte die Welt in ihren besondern Theilen, man nehme eine jedwede Art der lebenden Creaturen vor sich, und untersuche ihre Natur und Wesen, je weiter man, in solcher Untersuchung, kommt, je mehr Uebereinstimmung zu besondern und allgemeinen Absichten wird man entdecken. Dieses zeiget sich auf eine gantz ausnehmende Art in dem Wercke unserer Erlösung durch Christum, und in dem vorgeschriebenen Wege des Heils, auf und nach welchem wir solcher Erlösung theilhaftig werden, und geniessen sollen. Da offenbahret sich Gottes Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit, Güte und Treue, Gnade und Wahrheit, in der allerherrlichsten Verbindung beydes zur Ehre seines Namens, als zum Heil und Wohl derer Menschen. Da ist in denen vorgelegten Heils- und Gnaden-Mitteln lauter Gott vollkommen anständige, und seiner Absicht gemäße Verfassung und Einrichtung. Die Mittel sind allerdings so beschaffen, daß sie zur Erlangung des Endzwecks, welcher der Seelen Seligkeit ist, vollkommen zureichend, kräftig, dienlich und beförderlich sind. Alles nun, was der Herr ordnet, und geordnet hat, das ist löblich und herrlich, beydes im Reiche der Natur, als im Reiche der Gnaden, und im Reiche der Herrlichkeit wird diese Wahrheit allererst recht erkannt und verherrlichet werden, Ps. CXI, 3. Wo Ordnung gefunden wird, da kan man auch sicherlich schliessen, daß ein vernünftiges Wesen derselben Urheber und Erhalter sey. Und so kan man, aus der in und an der Welt befindlichen heilsamen Ordnung, gar wohl auf das Daseyn Gottes den Schluß machen, als welcher diese Dinge, die gar keiner menschlichen Gewalt unterworfen sind, nicht allein hervor, sondern auch in eine solche gute Ordnung gebracht hat. Die Ordnung in denen Dingen ist allemahl so beschaffen, wie es das Wesen und die Natur der Dinge mit sich bringet und leidet. Ue-

berhaupt zu reden, so gehöret nicht schlechterdings zu dem Wesen einer Ordnung, daß, unter denen in Ordnung stehenden Dingen, oder Theilen eines Dinges, das eine eher, das andere später, dieses höher, jenes geringer, eins schwächer, und das andere stärcker, oder eins größer, und ein anderes kleiner sey. Es kan auch unter Dingen, die von gleicher Ehre und Würde, von gleicher Kraft und Gewalt, und überhaupt von gleicher Güte sind, eine Ordnung statt finden. Der ursprüngliche Qvell und Inbegriff aller Ordnung, ich meyne, Gott selbst, ist dessen ein unwidersprechlicher Beweis. Alles was Gott ist und hat, das darf er nicht erst nach und nach werden oder erhalten; er ist und hat alles auf einmahl, und in der allerhöchsten Vollkommenheit. Diß bringet die Unendlichkeit seines Wesens so und nicht anders mit sich. Ob nun gleich in Gott, als einem Geiste, und einem uncörperlichen einfachen Wesen, gar keine Theile statt finden, und selbst seine hohe Eigenschaften, seine Gedancken, seine Neigungen, sein Verstand und sein Wille anders nichts, als Gott selbst sind; so können wir doch, nach der Schwäche unsers Verstandes, die göttlichen Vollkommenheiten uns nicht anders, als etwas mannigfaltiges und unterschiedenes vorstellen. Die Ordnung aber, und die allergenaueste Uebereinstimmung, die wir in dem, was Gott und Gottes ist, bemercken, leidet schlechterdings keine Ungleichheit, oder irgends einen Vorzug des einen vor dem andern. So verschieden und mannigfaltig wir die Qvalitäten und Eigenschaften Gottes ansehen, und so eine unauflößliche Verbindung wir in und unter denenselben wahrnehmen; so ist doch da im geringsten nichts, das von dem andern, eigentlich zu reden, dependire, oder demselben unterwürfig sey, und es als seine würckende hervorbringende Ursache anzusehen habe. Eine gantz andere Bewandniß hat es mit denen, ausser und durch Gott, existirenden endlichen Dingen. Diese sind, eben dieser ihrer Endlichkeit halber, eingeschränckt, und in ihren

Schran-

Schrancken veränderlich. Es ist da nicht alles, was sie seyn, haben und werden können, auf einmahl. Es muß eins nach dem andern hervorgebracht werden. Da ist ein anders die Ursache, ein anders die Kraft und Würckung. Das eine verhält sich als ein Mittel, das andere als ein Endzweck, und dieser Endzweck kan wieder ein Mittel zu einem anderweiten Endzwecke werden. Wenn nun unter solchen endlichen Dingen eine Ordnung und eine zu gewissen heilsamen Absichten abzielende Zusammenstimmung seyn soll; so ist es ohnmöglich, daß nicht eine merckliche, und eine solche Ungleichheit dabey sollte angetroffen werden, da immer eins von dem andern dependiret, eins oben, das andere unten stehe, eins vorher gehe, das andere folge, eins würcke, das andere leide, eins gröſſer, edler und stärcker, das andere kleiner, geringer und schwächer sey. So finden wir es durchgängig in der cörperlichen groſſen Welt, so finden wir es insonderheit in und an der kleinen Welt unsers Leibes. So ist es nun auch überhaupt mit allen menschlichen Gesellschaften bewandt. Es können dieselbigen ohne Ordnung nicht bestehen, vielweniger ihren eigentlichen guten Endzweck erreichen. Diese Ordnung aber ziehet nothwendig eine gewisse Ungleichheit nach sich. Es ist wahr, die Menschen haben alle mit einander einerley Ursprung. Sie sind eines Wesens. Sie haben eine und eben dieselbe Natur. So stehen sie auch in einerley Verhältnisse, beydes gegen Gott, als gegen sich selbst, daß sie nemlich, auf der einen Seite, Gott erkennen zu lernen und zu verehren, auf der andern Seite, ihre selbst eigne wahre Leibes- und Seelen-Wohlfahrt bestmöglichst zu besorgen, verbunden sind. In so weit sind sie einander alle gleich. Aber diese Gleichheit, die durch keine Art der Veränderung aufgehoben werden kan, nimmt doch zugleich eine gewisse Ungleichheit an, so bald man die Menschen, als Glieder einer gewissen Gesellschaft, betrachtet. Der allweise Schöpfer hat für gut befunden, es also einzurichten, daß die Menschen,

vermittelst anderer Menschen, gezeiget werden. Daher entstehet sogleich der Unterschied zwischen Eltern und Kindern. Die Eltern sind eher, als die Kinder. Die Kinder haben denen Eltern, nechst Gott, ihr Wesen, Leben und Seyn zu dancken. Die Eltern können ihre Kinder, weil sie von ihnen herkommen, als ihr wahres Eigenthum erkennen und halten. Sie haben daher ein Recht an sie, und eine gewisse Gewalt über ihnen. Diß Recht und Gewalt gründet sich auf keinen Contract oder Vertrag, sondern auf die natürliche Dependentz und Abstammung derer Kinder von denen Eltern. Hierzu kommt noch dieses, daß, nach der weisen Einrichtung Gottes, die zur Welt gebohrnen Kinder ungleich mehr, und längere Wartung und Pflege gebrauchen, als etwan die Jungen derer unvernünftigen Thiere, ehe sie allein gehen, essen, sich ankleiden, oder sonst ihre Vernunft einiger maaßen gebrauchen lernen. Wie nun solchergestalt die Eltern mit ihren Kindern sehr viel Mühe und Zeit haben müssen, ehe sie dieselben auf die Beine, und dahin bringen, daß sie sich allein versorgen können, so wächset auch auf solche Weise denen Eltern um so vielmehr Recht und Herrschaft über ihre Kinder, denen Kindern aber auch um so vielmehr Verbindlichkeit zur Gegen-Liebe, zum Gehorsam und zur Danckbarkeit zu. Nimm diesen Unterschied, und diese Ungleichheit zwischen Eltern und Kindern, da das eine Theil befiehlet, bauet und bessert, das andere Theil gehorchet, und mit sich handthieren lässet, hinweg, so wirst du den Grund aller übrigen Gesellschaften, ja aller menschlichen Wohlfahrt, darnieder reissen. Eben dergleichen Ungleichheit ist in der ehelichen Gesellschaft sowohl, als zwischen Herrschaften und Gesinde, unumgänglich nöthig, wenn anders die Verbindungen sothaner Personen Bestand haben, und für den einen und den andern Theil heilsam und ersprießlich seyn sollen, obgleich diese Ungleichheit und Subordination gröser oder geringer zu seyn pfleget, ja nachdem die schuldigen Verhältnisse derer in solchen

Ge-

Gesellschaften stehenden Glieder beschaffen sind. Die eigentlich so genannten bürgerlichen Gesellschaften, da viele einzelne Personen zu guten gemeinschaftlichen Endzwecken zusammen treten, und ein gemeines Wesen ausmachen, sind zwar von einer andern Art, als die Verbindungen zwischen Eltern und Kindern, und beruhen nicht, wie jene, auf einem unwandelbaren natürlichen Recht, sondern auf willkührlichen Einrichtungen und Verträgen. Wenn man aber den mannigfaltigen Vortheil in Betrachtung ziehet, den dergleichen bürgerliche gemeinsame Verbindungen haben, oder wenigstens haben können und sollen, so muß man selbige, in dieser Absicht, und nach denen gegenwärtigen Umständen der Menschen, allerdings als etwas nothwendiges ansehen. Der Mensch ist von Natur verbunden, wird auch dazu von selbst angetrieben, seine Wohlfahrt des Leibes und der Seelen, so viel es sich nur immer thun lassen will, zu bewerckstelligen. Es wird aber der Mensch in solchen Umständen ans Licht der Welt gebracht, daß, wenn er nicht sogleich wieder sterben und verderben soll, ihme schlechterdings von andern Menschen Beystand und Hülfe geleistet werden muß. Ja! wenn derselbe keinen Umgang mit Menschen haben sollte, so würde er weder recht reden, noch seine Vernunft recht gebrauchen lernen. Er kan also der Hülfe anderer Menschen anfänglich gantz und gar nicht entbehren, und wenn er auch nachhero sich allein, ohne jemandes Beystand, übel und böse erhalten und forthelfen möchte, so wird doch allemahl solche Erhaltung, und die Beförderung seiner sowohl geist- als leiblichen Wohlfahrt, ungleich besser von statten gehen, wenn er sich, auch bey andern Menschen, Raths und Hülfe erholet. Da nun der Mensch solchergestalt seines Neben-Menschen entweder gar nicht, oder nicht wohl entrathen kan, er auch übrigens an demselben eben das Wesen und eben die Natur, damit er selbst versehen ist, antrifft, so ist er auch verbunden, andere Menschen zu lieben, und derselben gantze Wohlfahrt mit besorgen zu

helfen, so wie die Seinige ohne andere Menschen nicht wohl besorget und erhalten werden kan. Es hat es demnach die eigne Wohlfahrt der Menschen, und sonderlich der äusserliche Ruhestand, die Sicherheit und Beqvemlichkeit dieses Lebens erfodert, daß die Menschen zusammen, und in gewisse bürgerliche Gesellschaften, oder in ein gemeines Wesen eingegangen sind. Diese zwar an sich willkührliche, jedoch nach Beschaffenheit der Umstände, unumgängliche Verbindungen haben anders nichts, als die Erhaltung und Beförderung sowohl besonderer, als gemeiner Wohlfahrt und Sicherheit, zum Grunde und zur Absicht. Soll dieser Grund sicher seyn, und diese Absicht glücklich erreichet werden, so müssen auch hinlängliche und zur Erreichung des vorgesetzten Zwecks, dienliche Mittel und Wege vorhanden seyn. Diese können weder statt finden, noch in gebührende heilsame Uebung gebracht werden, wenn die Glieder des gemeinen Wesens keine Ordnungen, Gesetze und Rechte belieben, und zu derselben Festhaltung sich unter einander nachdrücklich verbinden sollten. Diese Ordnungen, Gesetze und Rechte werden, nach Erforderung der gemeinschaftlichen geist- oder leiblichen Wohlfahrt, Sicherheit und Beqvemlichkeit bestimmet, und sind um so viel richtiger und heilsamer, je eher und besser sie in die Beförderung sothanen Wohlstandes einschlagen. Soll dieses geschehen, so ist unumgänglich nöthig, daß eine gewisse Herrschaft und Gewalt im gemeinen Wesen fest gesetzet sey, welche die Gesetze in ihrer Würde, Kraft und Gültigkeit aufrecht erhalte, einen jedweden zur Beobachtung seiner obhabenden Pflicht mit Nachdruck anhalte, das Gute in alle Wege fördere, die Boßheit hindere und strafe, und überhaupt für das gemeine Beste, welches, nach dem Grund-Satze der ehemahligen Römischen Staats-Verfassung: Salus Reipublicæ suprema lex esto, der Grund, der Inhalt und der Endzweck aller Gesetze seyn muß, alle gehörige Sorge trage. Es mag nun diese Herrschaft und Gewalt einer eintzeln Person, oder mehrern

rern Personen zugeeignet werden, so müssen in einer wohl eingerichteten Republic allemahl welche seyn, die da befehlen, ordnen und regieren, und wiederum andere, die da gehorchen, folgen, und sich in die Schrancken ihres gebührenden Verhaltens bringen lassen. Dadurch entstehet nun zwar eine Ungleichheit unter denen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft, was die äußerliche Ehre und Würde anbetrifft; außer dem aber, daß in dem Haupt-Wercke, und in so weit für die Wohlfahrt aller und jedweder gesorget wird, alle und jede einander gleich sind, so wird eben durch diese Ungleichheit die zum gemeinen Wohl erforderliche Subordination und Ordnung, wie unser Herr Auctor redet, eingeführet, befestiget und erhalten, und will daher eben so unentbehrlich seyn, als unmöglich es ist, daß ohne dieselbe der Endzweck des gemeinen Wesens, das ist, Wohlstand, Ruhe, Sicherheit und Beqvemlichkeit, erlanget werden kan. Woraus ferner unser Herr Auctor mit Recht schliesset, daß eine solche nothwendige und nützliche Ungleichheit ein Werck Gottes sey, und ein göttliches Gesetz, das ist, das Gesetz der Natur zum Grunde habe. Das Gesetz der Natur sagt: Alles, was der Absicht, in und zu welcher du in der Welt bist, gemäß, und zu deren Erfüllung auf eine erlaubte Weise dienlich ist, das thue und vollbringe, und alles, was solcher Absicht zuwider läuft, oder mit denen dahin gehörigen rechtmäßigen Mitteln und Wegen streitet, das fliehe und meide. Die Absicht, in und zu welcher wir da, und in der Welt sind, ist keine andere, und kan auch keine andere, als diese seyn, daß wir eines Theils unsern Schöpfer erkennen, verehren, und ihme nach seinem Willen dienen, andern Theils unsere wahre Leibes- und Seelen-Wohlfahrt suchen, und bestmöglichst befördern sollen, welches letztere ohne das erstere nicht kan erhalten werden. Denn nur das bringet uns wahres Heil und Wohl, was zur Ehre und zum wahren Dienste Gottes gereichet, und das, was uns nach allen Umständen glückselig machet, gereichet auch

zu Gottes Ehre und Dienst. Was demnach unsern Zustand nach allen Umständen, das ist, in Absicht auf unsern Leib und Seele, und nicht nur gegenwärtig, sondern auch aufs zukünftige, vollkommener machet, das ist gut, und was unsern Zustand, nach allen solchen Umständen, unvollkommener machet, das ist böse. Das ist das Gesetz der Natur, und fliesset aus dem innern Gehalt, und aus der wesentlichen natürlichen Beschaffenheit derer moralischen Handlungen her. Da nun die gantze Natur mit allen ihren natürlichen Kräften, Würckungen und Folgen, Gottes Werck ist, so ist auch das Gesetz der Natur würcklich und wahrhaftig ein göttliches Gesetz, worzu der Mensch unauflößlich verbunden ist, und noch mehr darzu verbunden wird, wenn Gott, durch eine besondere Offenbahrung dasselbe kund machet, erkläret, und befestiget. Je mehr nun, durch die Verfassungen bürgerlicher Gesellschaften, beydes die Ehre Gottes, und die Wohlfahrt der Menschen gesuchet, befördert und erhalten wird, desto mehr wird nach dem göttlichen Natur-Gesetze gelebet, und desto deutlicher leuchtet Gottes Werck dabey hervor. Es wird daher der zum gemeinen Besten nöthige Unterscheid zwischen Obrigkeit und Unterthanen, mithin auch die dabey unvermeidliche Ungleichheit der Stände, ausdrücklich Gottes Ordnung genennet, Rom. XIII. Gleichwie aber in Gott nichts widersprechendes statt finden kan, so kan auch, in denen von Gott sich herschreibenden Wercken und Ordnungen, durchaus kein würcklicher Widerspruch gefunden werden. Darum hebet eine göttliche Ordnung die andere nicht auf. Die Ordnung des Heils im Reiche der Gnaden thut denen ursprünglich, und dem Grunde nach, ebenfalls von Gott herrührenden Ordnungen in denen Reichen der Welt keinen Eintrag, befestiget vielmehr dieselben, und machet sie sowohl leichter, als vortheilhafter. Wird nun von dieser Ordnung abgegangen, will man die dabey unentbehrliche Ungleichheit nicht dulden, will der Mensch mit seinem Stande nicht zufrieden seyn,

wer-

werden die Gesetze durchbrochen, und die einem jedweden obliegende Pflichten unterlassen, empöret sich der Unterthan wider seinen Obern, oder mißbrauchet der Obere seine Gewalt zum Nachtheil des gemeinen Wohls, und zur unbefugten Beeinträchtigung derer einem jedweden zustehenden Rechte, wird das Gute unterdrücket, und die Unschuld verfolget, bleibt dagegen das Böse ungestraft, siehet ein jedweder nur auf das Seine, und nicht zugleich auf das, was des andern ist, ziehet also seinen Eigennutz dem gemeinen Besten vor, oder wird sonst der heilsame Endzweck des gemeinen Wesens, samt dem darzu nöthigen Verhalten eines jedweden Gliedes in demselben, aus den Augen gesetzet, wie es nur allzuofters unter denen Menschen herzugehen pfleget, so ist das, mit unserm Auctore zu reden, nicht Gottes, sondern der Menschen Werck, es ist nicht eine Frucht des göttlichen allgemeinen Natur-Gesetzes, sondern des so genannten Gesetzes und Rechts derer Stärckern. Es ist dieses wider die Meynung einiger so genannten starcken Geister gesagt, welche mit ihren schädlichen Lehren das gantze göttliche Natur-Recht über einen Haufen stoßen, und dagegen, so viel an ihnen ist, eine Grundverderbliche Moral und Politic einführen. Der Atheist redet auch vom Gesetz und Recht der Natur, er redet von Tugenden und Lastern, und will jene geübet, diese aber gelassen wissen. So redet er auch von der Nothwendigkeit eines bürgerlichen und gemeinen Wesens sowohl, als von denen dabey vorzukehrenden guten Anstalten, Ordnungen und Gesetzen, wie denn Spinoza selbst, der unstreitig einer derer stärcksten Atheisten gewesen ist, eine so genannte Politic und Moral geschrieben hat. Aber eben diese doppelte atheistische Schrifft leget uns deutlich vor Augen, was dieser grobe Gottes-Verläugner mit seinem Anhange für Grundstürtzende und höchst gefährliche Begriffe von dem Rechte der Natur, und von dem, was gut und böse ist, geheget, und andern beyzubringen gesuchet hat. Wir wollen, zum Beweis, dessen, eine Stelle von ihm

anführen. So schreibt er in tractatu Theologico-Polit. Cap. XVI. Per jus & institutum naturæ nihil aliud intelligo, quam regulas naturæ uniuscujusque individui, secundum quas unumquodque naturaliter determinatum concipimus ad certo modo existendum, & operandum, e. g. pisces a natura determinati sunt ad natandum, magni ad minores comedendum, adeoque pisces summo naturali jure aqua potiuntur, & magni minores comedunt; das möchte noch einiger Maaßen hingehen, aber darauf schreibt er weiter: Quicquid itaque unusquisque, qui sub solo naturæ imperio consideratur, sibi utile, vel ductu sanæ rationis, vel ex affectuum impetu judicat, id summo naturæ jure appetere, & quacunque ratione, sive vi, sive dolo, sive precibus, sive quocunque demum modo facilius poterit, ipsi capere licet, & consequenter pro hoste habere eum, qui impedire vult, quo minus animum expleat suum. Ingleichen: Ex quibus sequitur, jus & institutum naturæ, sub quo omnes nascuntur, & maxima ex parte vivunt, nihil nisi, quod nemo cupit, & quod nemo potest prohibere, non contentiones, non odia, non iram, non dolos, nec absolute aliquid, quod appetitus suadet, adversari. Hieraus ist klärlich zu ersehen, daß Spinoza, durch das Recht der Natur anders nichts verstehet, als eine ungezähmte Freyheit zu thun, und zu lassen, was dem Menschen, nach seinen sinnlichen Vorstellungen, Lüsten und Begierden, gut düncket, und wohl gefällt. Der bloße Eigennutz, und noch darzu ein fleischlicher, in Vergnügung derer allerunordentlichsten Affecten, gesetzter Eigennutz, ist die Regul und Richtschnur alles Thuns und Lassens. Was denselben befördert, wenn es auch lauter offenbahre Sünden seyn sollten, wie denn dergleichen Eigennutz ohne Sünde nimmermehr erhalten werden kan, das ist erlaubt, recht, und gut, was demselben im Wege stehet, wird für schädlich, für bö-

böse, für unrecht und für so etwas gehalten, das man auf alle nur mögliche Art und Weise, durch List und Gewalt, aus dem Wege räumen soll. Das ist Spinozae Politic und Sitten-Lehre. Die Grund-Sätze des Thomas Hobbes laufen ebenfalls dahinaus. Er legt überall den verkehrten Eigennutz zum Grunde. Er sagt, die Menschen sind, von Natur, einander alle gleich. Das ist richtig. Er sagt weiter: Es hat demnach ein jedweder zu dem, was er zu seiner Erhaltung für dienlich erachtet, so viel Recht, als der andere. Das ist falsch. Denn was ein anderer bereits rechtmäßiger Weise an sich gebracht hat, daran habe ich, wenn es mir noch so nöthig und nützlich seyn möchte, kein Theil noch Recht, so hat man auch, bey seiner eignen Erhaltung, zugleich mit auf die Erhaltung anderer zu sehen, maaßen ja keiner des andern, wie oben gezeiget worden, entbehren kan, und demnach seine Begierden also zu mäßigen, daß, nebst der unsrigen, zugleich die Wohlfahrt anderer, bestehen könne. Aus diesem falschen Grunde, und weil ein jedweder das, was ihm in seinen Krahm dienlich zu seyn scheinet, verlange, und mit allem Recht zu erlangen suche, fliesset ein anderer irriger Satz, daß nemlich der natürliche Zustand der Menschen, und also das Recht der Natur, nichts anders als ein bellum omnium in omnes, das ist, ein kriegerischer, und ein solcher Stand sey, da jedermanns Hand wider jedermann ist, und es, mit Recht, nach dem Sprichworte gehet: Wer den andern vermag, der stecket ihn in Sack. Das ist und heisset das jus fortioris, oder das vermeynte Recht des Stärckern, dessen unser Herr Auctor gedencket. Es schliesset zwar Hobbesius hieraus weiter, daß, um des beständigen Zanckens und Streitens, ein Ende zu machen, die Menschen sich unter einander vergleichen, und, vermittelst solcher Vergleiche, Friede machen müsten. Diese Verträge aber zu halten, sey man, nicht von Gottes, oder seines natürlichen Gesetzes wegen,

sondern um seines eignen Nutzens willen, verbunden. Daher, und so bald der Eigennutz in Gefahr komme, man, mit gutem Fug und Rechte, von denen gemachten Verbindungen abgehen, und dieselben aufheben könne. Aus eben diesen unreinen Qvellen fliesset dasjenige her, was er der heiligen Schrift, und denen allgemeinen Natur- und Völcker-Rechten zuwider, von denen Befugnüssen einer hohen Landes-Obrigkeit, in Absicht, auf das Interesse des Staats, vorgegeben hat. Man findet einen ordentlichen Auszug dieser, und vieler anderer irrigen Lehr-Sätze, des Hobbesii, in Christian Kortholds Buche, de tribus impostoribus magnis. Nach diesen Lehren nun des Spinosæ, Hobbesii, und anderer atheistischen Freydencker, von dem, was recht und unrecht, gut und böse, heilsam und schädlich ist, wird das gantze Recht der Natur, mithin der Grund so wohl einer gesunden Sitten-Lehre, als aller bürgerlichen Gesellschaft, und aller dadurch zu erhaltenden bürgerlichen Glückseligkeit, über einen Haufen geworfen. Wer diese Lehren annimmt, der muß entweder gar keinen Gott glauben, ja alle gesunde Vernunft bey Seite setzen, oder er muß Gott zu einem Urheber und Liebhaber aller Unordnung, aller Zerrüttung und alles Verderbens machen, welches denn eben so viel ist, als das göttliche Wesen zerstöhren und in der That läugnen. Es sind demnach, damit wir zum Schlusse kommen, und welches die Meynung des Bryerischen Satzes ist, gute und heilsame Ordnungen in der Welt, wann sich schon dabey einige Ungleichheiten finden, ein Werck Gottes, mithin auch ein Spiegel seiner weisen und gütigen Vorsehung.

✡

Findet man an diesen Characteren und Vorstellungen einen Geschmack, so muß ich mich darüber wundern; und wenn man daran keinen Geschmack findet, so wundere ich mich auch.

Die-

Dieses letzte Wort des Herrn de la Bruyere beziehet sich nicht allein auf dieses von uns übersetzte und erläuterte Capitel wider die so genannten starcken Geister, sondern auf das gantze erste Buch seiner Caracteres, oder seiner Abbildung derer Sitten seiner Zeit. Er fället, in diesem letzten Satze, ein, seiner Gewohnheit nach, sinnreiches Urtheil von seinen eignen Schriften. Es hat zwar diesem Ausspruch, von einem heftigem Gegner, dem Herrn de Vigneul-Marville, dessen wir in der Vorrede gedencken werden, dem Herrn Auctor zur großen Last, und als eine hochmüthige Zweydeutigkeit ausgeleget werden wollen. Es hat aber auch ein geschickter Vertheidiger M. Coste, dem Herrn de la Bruyere, in einer besondern, meiner Edition beygedruckten Schutzschrift, das Wort geredet, und dieses von ihme selbst über seine Gedancken, gesprochne End-Urtheil, für unschuldig erkläret, wie auch wir dasselbe nicht anders, als unschuldig erklähren können. Es konnte dieser gelehrte und sinnreiche Frantzose sich, mit Recht, in gewisser Absicht, den Beyfall seiner Leser versprechen, er hatte aber auch, in anderer Absicht, Ursache, an einer allzugeneigten Aufnahme seines Werckes zu zweifeln. In Betrachtung, daß er durchgehends das Wahre und Falsche, das Gute und Böse, das Nützliche und Schädliche, in seiner eigentlichen Gestalt, gründlich, lebhaft, sinnreich, und in der lautern Absicht, die Ausübung der Frömmigkeit und Tugend zu befördern, vorgestellet habe, so konte er nicht anders, als versichert seyn, es würden Wahrheit und Tugendliebende Leser, an seinem Vortrage, einen guten Geschmack finden, so daß es ihm, wenn derselbe nicht verursachet werden sollte, freylich nicht wenig Wunder nehmen muste. Wenn er aber auch auf der andern Seite den Eigensinn, und die Verschiedenheit derer menschlichen Urtheile, und wie man vielmahls mit Wissen und Willen, sonderlich wenn Haß und Neid das Hertz einnimmt, oder etwan das lasterhafte Geschwür

angegriffen wird, die Augen, vor dem Lichte der Wahrheit, zuschliesse, in Erwegung zog, so konnte er sich keine andere Rechnung machen, als daß sein Buch und die darinnen beliebte satyrische Schreib-Art, bey vielen gar kein Gehör, noch weniger einen Geschmack finden würde, welches ihn denn, in solcher Absicht, gar nicht wundern dürfte. Wir unsers Orts haben bißher durchgehends an denen so gründlichen, als sinnreichen Gedancken des Herrn de la Bruyere, sonderlich an denenjenigen, die er in dieser Ausführung von Gott, eröffnet hat, einen recht guten Geschmack gefunden, hoffen auch, daß unsere teutsche Leser, obgleich nicht an unsern Anmerckungen, doch gewißlich an dem Vortrage dieses vortrefflichen Moralisten, einen angenehmen Geschmack finden werden!

Anhang.

Wir haben oben p. 64. des Beweises für die Existentz Gottes gedacht, wie solchen der selige Herr D. Spener geführet, und an den frommen und gelehrten Theophilum Spizelium in Augspurg überschicket hat. Spizelius hielt diese Spenerische Demonstration beydes von dem Daseyn Gottes, als von der Unsterblichkeit der Seelen, für so sinnreich, gründlich, und zur heilsamen Ueberzeugung derer Atheisten dienlich, daß er dieselbe seinem Scrutinio Atheismi, und sonderlich dem an Herrn Anton Reisern geschriebenen weitläuftigen Briefe de Atheismo eradicando, gantz und gar beydrucken ließ. Es ist dieser Beweis wider die Gottes-Verläugner aus der rechten Qvelle, nemlich aus der Contingentz, oder Zufälligkeit der Welt, und also aus dem principio rationis sufficien-

cientis, das ist, aus der unläugbaren Wahrheit, daß alles, was da ist, Ursache und Grund seines Daseyns sowohl, als der Art des Daseyns, und zwar entweder in sich, oder außer sich, haben müsse, hergenommen. Wie denn der selige Mann durchgängig nicht nur auf Raison, sondern auch auf eine völlig zureichende Raison (rationem plenam) dringet, und da diese in und an der sichtbaren Welt nicht zu finden ist, so schliesset er mit Recht, daß dieselbe in Gott zu suchen sey, und daß also, weil die Cörper, oder die Welt, ihren zureichenden Grund in sich selbst nicht haben, (corpora sibi non sufficiunt) noch haben können, nothwendig ein Gott seyn müsse, anderer Gestalt man immer rationem rationis zu fordern und zu suchen, und also ins unendliche fortzugehen hätte, ohne zu einiger Gewißheit und Ruhe zu kommen. Nachdem nun diese Art des Beweises von einigen, in den neuern Zeiten, als eine gantz neue Erfindung, angepriesen, und daß solche von unsern alten Gottes-Gelehrten nicht mit gleicher Schärfe und Gründlichkeit gebrauchet worden, oder ihnen wohl gar unbekannt gewesen, vorgegeben werden wollen; so habe nicht undienlich zu seyn erachtet, das Gegentheil mit dem Exempel eines großen Gottes-Gelehrten zu beweisen, und zu dem Ende die Verfassung derer Spenerischen Vernunfts-Schlüsse für die Existentz Gottes und Unsterblichkeit der Seelen, so wie selbige beym gedachten Spizelio, dessen Buch sich ohne diß ziemlich vergriffen hat, zu befinden ist, von Wort zu Wort anhero beyzufügen. Es heisset aber zu Ende des

ob-

obgedachten an Reiserum gestellten Briefes p. 125. seqq. also:

Post-Scriptum.

Qvum haut adeo pridem a Celeberrimo D. D. PHILIPPO IACOBO SPENERO, Fautore & Amico meo observandissimo, accepi NATVRAE ADVERSVS ATHEOS CONFESSIONEM, ingeniose admodum conscriptam, pariter ac plurimum ad convincendos convertendosque Atheos conferentem, eam Tibi, VIR PRAECLARISSIME, Tuique similibus pietatis solidae cultoribus, gloriaeque divinae Vindicibus, gratissimam fore existimans, huic de ATHEISMO ERADICANDO EPISTOLAE duxi subjungendam.

CONFESSIO NATVRAE CONTRA ATHEISTAS.

PARS I.

Quod ratio Phœnomenorum Corporalium reddi non possit, sine incorporeo principio, id est, DEO.

Divini ingenii Vir, Franciscus Baconus de Verulamio, recte dixit, philosophiam obiter libatam a Deo abducere, penitus haustam reducere ad eundem. Experimur hoc seculo nostro, feraci pariter scientiae & impietatis. Cum enim, excultis egregie Mathematicis artibus, & rerum interioribus per Chemiam & Anatomiam tentatis, appareret, plerorumque rationes ex Corporum figura motuque velut mechanice reddi posse, quas Veteres vel ad solum Creatorem, vel ad nescio quas incorporales formas, retulerant; tum vero ingenioси quidam primum tentare cœperunt, possentque Phœnomena naturalia, seu ea, quæ in corporibus apparent, salvari & explicari, Deo non sup-

ſuppoſito, nec ad ratiocinandum aſſumto: mox ubi paullum res ſucceſſit (antequam ſcilicet ad fundamenta & principia veniſſent) velut gratulantes ſecuritati ſuæ, permature prodiderunt, ſe neque Deum, neque immortalitatem Animæ naturali ratione reperire, ſed fidem ejus rei, vel præceptis civilibus, vel hiſtoriarum relationi deberi, ita cenſuit ſubtiliſſimus Hobbes, inventis ſuis meritus hoc loco fileri, niſi auctoritati ejus, in deterius valituræ, nominatim obviam eundum eſſet. Atque utinam non alii, longius progreſſi, jamque de Scripturæ S. autoritate, de veritate hiſtoriarum, de hiſtoriarum relatione dubitantes, Atheiſmum Mundo non obſcure invexiſſent.

Hoc vero mihi admodum indignum viſum eſt, animum noſtrum, ſua ipſius luce, id eſt, philoſophia præſtringi. Cœpi igitur ipſemet inquiſitioni rerum incumbere, tanto vehementius, quanto ferebam impatientius, me maximo vitæ bono, certitudine ſcilicet æternitatis poſt mortem, & ſpe divinæ beneficentiæ in bonos & innocentes aliquando apparituræ, dejici per ſubtilitates Novatorum.

Sepoſitis igitur præjudiciis, & dilata Scripturæ & Hiſtoriæ fide, anatomen corporum mente aggredior, tentaturus, an eorum, quæ in corporibus ſenſu apparent, rationem reddere poſſibile ſit, ſine ſuppoſitione cauſſæ incorporalis.

Ac principio hodiernis Philoſophis, Democriti & Epicuri reſuſcitatoribus, quos Robertus de Boyle corpuſculares non inepte appellat, ut Galilæo, Bacono, Gaſſendo, Carteſio, Hobbeſio, Digbæo, facile condeſcendendo aſſenſus ſum, in reddendis corporalium phœnomenorum rationibus neque ad Deum, neque aliam quamcunque rem, formamque aut qualitatem incorporalem, ſine neceſſitate, confugiendum eſſe:

Nec Deus interſit, niſi dignus Vindice nodus inciderit;

Sed omnia, quoad ejus fieri poſſit, ex natura corporis, primisque ejus qualitatibus, Magnitudine, Figura, & Motu, deducenda eſſe.

Sed quidſi demonſtrem, nec harum quidem primarum qualitatum originem, in natura corporis reperiri poſſe? Tum vero fatebuntur, ut ſpero, naturaliſtæ noſtri, corpora ſibi non ſufficere, nec ſine principio incorporeo ſubſiſtere poſſe. Demonſtrabo vero nec obſcure, nec flexuoſe.

Si ſcilicet qualitates iſtæ ex definitione corporis deduci non poſſunt, manifeſtum eſt, eas in corporibus ſibi relictis exiſtere non poſſe. Omnis enim affectionis ratio, vel ex re ipſa, vel ex aliquo extrinſeco, deducenda eſt. Definitio autem corporis eſt ſpatio inexiſtere. Et omnes homines illud dicunt corpus, quod in ſpatio aliquo reperiunt, & contra, quod corpus eſt, in ſpatio aliquo reperiunt. Conſtat hæc definitio duobus terminis, ſpatio & inexiſtentia.

Ex Spatii Termino oritur in corpore magnitudo & figura. Corpus enim eandem ſtatim magnitudinem & figuram habet cum ſpatio, quod implet. Sed reſtat dubium, cur tantum potius & tale ſpatium impleat, quam aliud, & ita cur, exempli cauſſa, ſit potius tripedale, quam bipedale, & cur quadratum potius, quam rotundum. Cujus rei ratio ex corporum natura reddi non poteſt, eadem enim materia ad quamcunque figuram, ſive quadratam, ſive rotundam, indeterminata eſt. Quo igitur tantum reſponderi poſſunt, vel corpus propoſitum quadratum fuiſſe ab æterno, vel ab alterius corporis impactu quadratum factum eſſe, ſiquidem ad cauſſam incorpoream confugere nolis. Si dicis: ab æterno fuiſſe quadratum, eo ipſo rationem non aſſignas, quidni enim ab æterno potuerat eſſe Sphæricum? æternitas quippe nullius rei cauſſa intelligi poteſt. Sin dicis alterius corporis motu quadratum factum

eſſe,

esse, restat dubium, cur figuram talem vel talem ante motum illum habuerit; & si iterum rationem refers in motum alterius, & sic in infinitum, tum per omne infinitum, responsiones tuas novis quæstionibus prosequendo, apparebit, nunquam materiam deesse quærendi rationem rationis, & ita *rationem plenam* redditam nunquam esse. Apparebit igitur, ex natura corporum, rationem certæ in iis figuræ, & magnitudinis, reddi non posse. Diximus definitionem corporis duas habere partes: Spatium & inexistentiam; sed ex voce spatii oriri magnitudinem aliquam, & figuram, sed non determinatam; ad terminum vero inexistentiæ in illo spatio pertinet motus, dum enim corpus incipit existere in alio spatio, quam prius, ex ipso movetur. Sed re accuratius perpensa, apparebit, ex natura quidem corporis oriri mobilitatem, sed non ipsum motum. Eo ipso enim dum corpus propositum est in spatio hoc, etiam esse potest in alio æquali & simili prioris, id est, potest moveri. Nam posse esse in alio spatio quam prius, est posse mutare spatium, posse mutare spatium, est posse moveri. Motus enim est mutatio spatii. Actualis autem motus ab inexistentia in spatio non oritur, sed potius, corpore relicto sibi, contrarium ejus, nempe permansio in eodem, seu quies. Ratio igitur motus in corporibus, sibi relictis, reperiri non potest. Frustraneum igitur est illorum effugium, qui rationem motus sic reddunt: Omne corpus vel motum esse ab æterno, vel moveri ab alio corpore contiguo & moto. Nam si dicunt, corpus propositum motum esse ab æterno, non apparet, cur non potius quieverit ab æterno, tempus enim, etiam infinitum, causa motus intelligi non potest. Sin dicunt, corpus propositum moveri ab alio contiguo & moto; idque iterum ab alio, sine fine, nihilo magis rationem reddiderunt, cur moveatur primum & secundum & tertium, vel quotuncunque, quamdiu

non reddidere rationem, cur moveatur ſequens, a quo omnia antecedentia moventur. Ratio enim concluſionis tam diu plane reddita non eſt, quam diu reddita non eſt ratio rationis. Præſertim cum hoc loco idem dubium ſine fine reſtet.

Satis igitur, opinor, demonſtratum eſſe: determinatam figuram & magnitudinem, motum vero omnino illum in corporibus ſibi relictis eſſe non poſſe. Tacebo hoc loco, quia altioris indaginis res eſt, ne cauſſam quidem conſiſtentiæ corporum hactenus ab ullo, ex ipſa corporum natura, redditam eſſe. A conſiſtentia autem corporum eſt (1) quod corpus grande parvo impellenti non cedit, (2) quod corpora, aut partes corporum ſibi invicem cohærent, ex quo oriuntur qualitates iſtæ tactiles, quas vulgo ſecundas vocant, nempe ſoliditas, fluiditas; durities mollities; glabrities, aſpritudo; tenacitas, fragilitas; friabilitas, ductilitas, malleabilitas, fuſibilitas, (3) quod corpus durum, corpori non cedenti impingens, reflectitur. Breviter a conſiſtentia tria ſunt: Reſiſtentia, cohærentia, reflexio. Quarum rationem qui ex materiæ figura, magnitudine, & motu, mihi reddiderit, eum ego magnum philoſophum libens fatebor. Unica prope via apparet, nempe corpus ideo corpori impellenti reſiſtere, & ipſum repercutere, quia ipſius partes in ſuperficie inſenſibiliter in occurſum ejus moveantur. Sed ſupponamus, corpus impingens non ea linea, qua partes corporis impellenti occurſura ſunt, ſed alia, obliqua fortaſſe incidere, eo ipſo omnis ſtatim reactio, reſiſtentia, reflexio ceſſabit contra experientiam. Sed cohærentiæ ratio a reactione, & omnino motu, plane reddi non poteſt. Nam ſi chartæ partem impello, pars, quam impello, cedit, ideo aliqua reactio, & motus reſiſtentiæ fingi non poteſt. Sed non cedit ſola, ſed reliquas partes ſibi adhærentes ſimul aufert. Sane ve-

verum eſt, & rationem habet, quod olim Democritus, Leucippus, Epicurus, & Lucretius, hodie ſectatores eorum Petrus Gaſſendus & Ioh. Chryſoſt. Magnenus prodiderunt: omnem in corporibus cohærentiæ cauſſam eſſe naturaliter figuras quasdam implicatorias, nempe, hamos, uncos, annulos, eminentias, breviter, omnes duorum corporum curvitates vel ſtationes ſibi invicem inſertas. Sed hæc ipſa inſtrumenta implicatoria ſolida, & tenacia eſſe neceſſe eſt, ut ſuum faciant officium, & corporum partes contineant. Sed unde ipſis tenacitas? An hamos hamorum ſupponemus in infinitum? Sed quæ dubitandi ratio inprimis erit, ea & in ſecundis, & tertiis, erit ſine fine, ad has difficultates acutiſſimis iſtis philoſophis nihil aliud ſuperfuit, quod reſponderent, quam ut ſupponerent in ultima corporum reſolutione inſecabilia quædam corpuſcula, ipſi Atomos vocant, quæ variis ſuis figuris varie combinatis, varias corporum ſenſibilium qualitates efficiant. Sed in illis ultimis corpuſculis nulla apparet ratio cohærentiæ, & inſecabilitatis. Reddidere aliquam veteres, ſed ita ineptam, ut ejus recentiores pudeat. Scilicet partes Atomorum ideo cohærere, quia nullum intercedat vacuum, ex quo ſequitur, omnia corpora, quæ ſe ſemel contigerunt, inſeparabiliter ad atomorum exemplum cohærere debere, quia in omni contactu corporis ad corpus nullum intercedit vacuum. Qua perpetua cohærentia nihil eſt abſurdius, nihil ab experientia magis alienum. Recte igitur in reddenda Atomorum ratione confugiemus ad Deum denique, qui ultimis iſtis rerum fundamentis firmitatem præſtet. Et miror, neque Gaſſendum, neque alium inter acutiſſimos hujus ſeculi philoſophos, *præclaram hanc demoſtrandæ divinæ exiſtentiæ* occaſionem animadvertiſſe. Apparet enim in extrema corporum reſolutione, Dei auxilio naturam carere non poſſe.

Cum autem demonſtraverimus, corpora determinatam figuram & quantitatem, motum vero illum habere non poſſe, niſi ſuppoſito Ente incorporali, facile apparet, illud Ens incorporale pro omnibus eſſe unicum ob harmoniam omnium inter ſe, præſertim cum corpora motum habeant, non ſingula a ſuo Ente incorporali, ſed a ſe invicem. Cur autem Ens illud incorporale hanc potius, quam illam magnitudinem, figuram, motum, eligat, ratio reddi non poteſt, niſi ſit intelligens, & ob rerum pulchritudinem ſapiens, ob earum obedientiam ad nutum, potens. Tale igitur Ens incorporale erit Mens totius Mundi Rectrix, id eſt, DEVS.

PARS II.

Mentis humanæ immortalitas continuo ſorite demonſtrata.

Mens humana eſt ens, cujus aliqua actio eſt cogitatio.

Ens, cujus aliqua actio eſt cogitatio, ejus aliqua actio eſt res immediate ſenſibilis ſine imaginatione partium.

Cogitatio enim eſt res (1) immediate ſenſibilis, mens quippe ſe cogitantem ſentiens ſibi immediata eſt (2) cogitatio eſt res ſenſibilis ſine imaginatione partium. Hoc experienti clarum eſt. Cogitatio enim eſt hoc ipſum neſcio quod, quod ſentimus, quando ſentimus, nos cogitare. Quando autem, verbi gratia, ſentimus, nos cogitaſſe de Titio, non ſolum ſentimus nos Titii imaginem, quæ ſane partes habet, habuiſſe in animo, quia hoc non ſufficit ad cogitationem.

Habemus enim imagines in animo, etiam quando de iis non cogitamus; ſed ſentimus præterea, nos illam Titii imaginem advertiſſe, in qua advertentiæ ipſius imaginatione nullas partes deprehendimus.

Cujus aliqua actio & res immediate ſenſibilis ſine imaginatione partium,

Ejus

Ejus aliqua actio est res sine partibus.
Nam quale quid immediate sentitur, tale est. Erroris enim caussa est medium, quia si objectum sensus esset caussa erroris, semper falso sentiretur; sin subjectum, semper falso sentiret.
Cujus aliqua actio est res sine partibus, ejus aliqua actio non est motus.
Omnis enim motus habet partes per demonstrata Aristotelis, & omnium confessionem.
Cujus aliqua actio non est motus, illud non est corpus.
Omnis enim corporis actio est motus. Omnis enim rei actio est essentiæ variatio.
Corporis essentia est, esse in spatio, existentiæ in spatio variatio est motus.
Omnis igitur corporis actio est motus.
Quicquid non est corpus, non est in spatio.
Corporis enim definitio est, esse in spatio.
Quicquid non est in spatio, non est mobile.
Motus enim est mutatio spatii.
Quicquid non est mobile, est indissolubile.
Dissolutio enim est motus secundum partem.
Omne indissolubile est incorruptibile,
Corruptio enim est dissolutio intima.
Omne incorruptibile est immortale.
Mors enim est corruptio viventis, seu dissolutio ejus Machinæ, per quam quid apparet se movere.

Igitur
MENS HVMANA EST IMMORTALIS,
quod erat demonstrandum!

Anderer Abschnitt von der Religion.

Capitel I.

§. I.

Es giebt zwo Arten von Leuten, die verschiedentlich von der Religion urtheilen. Einige machen sich von derselben einen so natürlichen Begriff, daß sie alles, was sie mit ihrer Vernunft nicht erreichen können, zum Aberglauben rechnen. Diese Leute haben eigentlich gar keine Religion, sie glauben nichts, sie wollen nichts glauben. Sie sind entschlossen und bereit, alle dem, was man, zu ihrer Ueberzeugung, vorbringen möchte, eine hartnäckigte Unglaubigkeit entgegen zu setzen; Sie sollten Wunder und Zeichen sehen, und dennoch von ihrer Hartnäckigkeit nicht abgebracht werden.

Dieses erste Capitel von der Religion ist das andere in dem andern Tomo derer de la Bryerischen Sitten-Lehren. Was er in denen vorhergehenden gründlichen Beweisen von der Existentz Gottes wider die Atheisten beygebracht, wird hier zum Theil erläutert, und noch mehr befestiget. Alles gehet dahin, daß die schlechte und Grund-böse Sache des Unglaubens gezeiget, dagegen die gute und Grund-feste Sache Gottes und göttlicher Dinge behauptet werde. Wobey der Herr Auctor aber-

abermahls, wie durchgängig in seinem gantzen weitläuftigen Wercke, die deutlichsten Proben einer ihm eigenthümlichen scharffsinnigen Gründlichkeit an den Tag leget. Wir unsers Orts werden in dieser und der folgenden Abhandlung in unsern Anmerckungen um so viel kürtzer seyn, weil das mehreste bereits in dem erstern Abschnitte erinnert worden, der Herr Auctor auch allhier nicht, wie dorten, mit ordentlichen Demonstrationen beschäfftiget ist. Er fängt von denen zu reden an, welche auf verschiedene Art verkehrt von der Religion dencken und sprechen. Er rechnet zuerst diejenigen dahin, welche in Religions-Sachen weiter nichts für wahr und glaublich halten, als was sie mit ihrer Vernunft völlig einsehen und begreifen können, folglich dasjenige als verwerflich ansehen, und zum Aberglauben verweisen, was die Einsicht und den Begriff ihrer Vernunft übersteiget. Die also in Sachen, die Religion betreffend, verfahren, werden überhaupt Naturalisten, auch insonderheit Rationalisten, genennet. Herr Walch in seiner Historisch- und Theologischen Einleitung in die Religions-Streitigkeiten Parte V. Cap. VII. §. XXXIX. seqq. hat dieselbigen in verschiedene Classen eingetheilet, auch wider ihre falsche Lehr-Sätze verschiedenes mit vieler Gründlichkeit beygebracht. Die Vernunft ist eine edle Gabe Gottes, eine ausnehmende, ja die vornehmste Zierde des Menschen, und selbst in der Religion unentbehrlich. Denn ohne die Vernunft wären wir schlechterdings gar keiner Religion fähig, weil nur die vernünftige Creatur Gott erkennen, und ihme gefällig dienen kan. Wenn nun die Vernunft in ihren Schrancken bleibet, und nur das zu beurtheilen und zu richten sich unternimmt, worüber sie, nach ihren endlichen Kräften, zu erkennen berechtiget und vermögend ist, so kan durch dieselbe allerdings viel Gutes geschaffet werden. Wenn sie aber, in Sachen, den Gottesdienst betreffend, und also in göttlichen Dingen zur Richterin gesetzet werden will, so wird sie über die von Gott, und durch ihr eignes

Wesen, ihr gesetzte Gräntzen herausgeführet, und da kan sie alsdenn wohl nichts anders, als lauter Unfug, anrichten. Da sonst die in ihren Schrancken bleibende Vernunft von selbst auf Gott führet, und die Unbegreiflichkeit seines Wesens unweigerlich zugestehet; so wird hier, da man nichts einräumen will, als was man völlig begreifen kan, die Vernunft, oder vielmehr dieser Mißbrauch der Vernunft, zu einer Qvelle des Unglaubens und der Atheisterey. Denn wenn alles, was unsern Begriff übersteiget, zum Aberglauben gerechnet, und demnach, als irrig und falsch, verworfen werden soll, wie es die blinden Rationalisten haben wollen, Gott aber eines unbegreiflichen Wesens ist, und wenn er es, in Ansehung unser, nicht wäre, auch nicht Gott seyn würde, so müssen diese Vernünftler entweder gar keinen Gott glauben, oder sie müssen, in ihren Gedancken, sich einen solchen Gott machen, den sie selbst übersehen können, der also geringer ist, als sie selbst sind. Dergleichen elender Begriff von Gott in der That anders nichts, als eine Verläugnung Gottes ist. Es sagt daher der Herr Auctor mit Recht, daß solche Leute gar keine Religion haben, weil sie in der Religion gar nichts unbegreifliches wollen gelten lassen, da doch, wie bereits oben bemercket worden, und weiter unten mit mehrern angemercket wird, die wahre Religion unmöglich ohne Geheimnisse seyn kan. Es nennet daher die H. Schrifft die Heyden, die auch alles mit ihrer Vernunft ausmachen, und weiter nichts, als was sie mit derselben begreifen konnten, zulassen wollten, Leute ohne Gott, und also auch ohne Religion. Eph. II. 12. Wie diejenigen, die zwar zur christlichen Religion sich bekennen, aber alle Glaubens-Lehren nach dem Maaß-Stabe ihrer Vernunft messen und schätzen, hierbey zu rechte kommen, und die unvermeidliche Auflage, daß sie solcher Gestalt ebenfalls ohne Religion und Glauben sind, von sich ablehnen wollen, ist nicht wohl abzusehen. Der Vernunft das Richter-Amt und eine Meisterschaft in Glaubens-Sachen einräu-

räumen, heist, wie unser Auctor urtheilet, so viel als nichts glauben, auch nichts glauben wollen. Solche blinde Anbeter der Vernunft setzen sich außer allen Stand, von der seligmachenden Wahrheit überzeuget zu werden. Sie setzen allen überzeugenden Beweisthümern einen hartnäckigten Unglauben entgegen, und dencken, je weniger sie von solchen Dingen glauben, die sie nicht mit Augen sehen, und nicht mit Händen greifen, desto vernünftiger handeln sie, da sie doch, auf solche Weise, die gröste Unvernunft an den Tag legen. Diese ihre hartnäckigte Ungläubigkeit hat dieses Vorurtheil zum Grunde: Alles, was ich nicht begreifen kan, das ist irrig und falsch, das bin ich zu glauben nicht verbunden. Wo dieses Vorurtheil herrschet, wie wollen da Vernunft- oder Schrifft-mäßige Beweiß-Gründe für die Wahrheit derer Geheimnisse, Eingang finden? Wunder und Zeichen dürften also, mit unserm Auctore zu reden, nicht vermögend seyn, den Unglauben zu brechen, als lange dieses Vorurtheil seinen Platz behält. Denn da würden solche blinde Verehrer der Vernunft entweder alle Wahrheit der Wunder-Wercke schlechthin läugnen, oder, obgleich ohne gnugsamen Grund, für Kräfte und Würckungen der Natur ausgeben, oder, wenn sie ja die Wahrheit und Richtigkeit derselben vor Augen sähen, dennoch verthan, und noch Recht überley zu haben, vermeynen, wenn sie allen gemachten gründlichen Vorstellungen weiter nichts, als das hartnäckigte, und ihrer Einbildung nach, einem starcken Geiste überaus wohl anstehende Wort entgegen setzten: Ich glaube es nicht, ich kan und mag es nicht glauben. Und warum denn nicht? Antwort: Es kömmt mit meinem Glaubens-Grunde nicht überein, nach welchem ich nichts gelten lasse, als was ich mit meinem Verstande völlig einsehen, und die eigentliche Art und Weise, wie diß und jenes möglich sey, vollkömmlich begreifen kan. Solches Glaubens, oder solches verhärteten Unglaubens, mochten zum Theil die Einwohner von Capernaum seyn,

wel-

welche, aller von Jesu verrichteten unläugbaren Wunder-Wercke ungeachtet, dennoch in ihrem Unglauben beharreten. Daher auch der weise Heyland, deme die Hartnäckigkeit ihrer Hertzen nicht unbekannt war, für rathsamer hielt, von fernerweiterer Verrichtung derer Wunder-Wercke abzustehen. Durch welche Unterlassung wunderthätiger Wercke ihnen allerdings eine Wohlthat erwiesen wurde, maaßen sie sonst, und wenn vor ihren Augen immer Wunder geschähen, und sie gleichwohl dadurch nicht anders Sinnes worden wären, mit Recht ihre Schuld und Verdammniß noch größer gemacht hätten. Conf. Solche Kinder des Unglaubens mochten auch die fünf Brüder des reichen Mannes seyn, die allem Ansehen nach keine Auferstehung der Todten, und weiter nichts geglaubet haben, als von dessen Wahrheit sie, durch das Zeugniß und Gefühl ihrer leiblichen Sinne, überführet worden. Daher der Schlemmer in der Höllen dafür hielt, wenn sie, die zurückgebliebenen fünf Brüder, nur etwan einen von ihren verstorbenen Freunden, oder sonst jemand Bekanntes, sollten lebendig aus dem Grabe wieder kommen sehen, so würden sie auch der Wahrheit, daß die Seele unsterblich, und eine Auferstehung der Todten, folglich auch ein ewiges Wohl und Weh zukünftig sey, einen ungezweifelten Beyfall geben. Er muste aber hören, daß, wenn auch ein solches Wunder und Zeichen vor ihren Augen geschehen sollte, sie dennoch nicht glauben, vielmehr bey ihrem hartnäckigten Vorsatze, nichts zu glauben, verbleiben würden. Sehr wohl schreibt Clericus in seinen Anmerckungen über Luc. XVI. 30. On ne peut pas s' etonner, que Notre Seigneur introduise Abraham disant, qu' un Juif, qui n' ecoutoit pas Moise, ni les Prophetes, n' ecouteroit pas même un Mort ressuscité. Plutôt que de se rendre a ses avertissements, il diroit, que l'on a fait ressusciter ce Mort par Magie, que c' est un Spectre, & mille autres choses de cette Nature: parce qu' il ne consulte-

roit,

roit, que ſa paſſion, qui lui faiſoit deja violer des Loix, de la juſtice des quelles il ne doutoit pas. Das iſt: Man darf ſich nicht verwundern, daß unſer Herr und Heyland den Abraham alſo redend einführet, daß ein Jude, der Moſen und die Propheten nicht höret, auch einem, der von den Todten auferſtünde, kein Gehör geben würde. Vielmehr und anſtatt ſeinen Nachrichten Glauben beyzumeſſen, würde er ſagen, daß man dieſen Todten durch Zauberey auferwecket hätte, daß es ein Geſpenſt wäre, und tauſend andere dergleichen Dinge. Maaßen derſelbe nur ſeine Paßion oder ſeinen fleiſchlichen Sinn und Willen zu Rathe ziehen würde, als wodurch er bereits zur Uebertretung dererjenigen Geſetze verleitet worden, an deren Gerechtigkeit er gar nicht zweifelte. Es ſind auch, überhaupt zu reden, die Wunder-Wercke gar nicht das eigentliche Mittel zur Bekehrung und zum Glauben, ſondern es ſollen nur die Menſchen dadurch aufmercksam gemachet, und dahin geleitet werden, daß ſie die Lehren, zu deren Beſtätigung die Wunder-Wercke geſchahen, als göttlich erkennen, und alſo als göttliche Wahrheiten annehmen möchten. Denn Gottes Wort, und die darinnen enthaltende kräftige ſeligmachende Wahrheiten ſind es, durch deren überzeugendes Erkenntniß das Hertz gläubig, und ſeliglich geändert werden muß. Das H. Evangelium iſt eine Kraft Gottes, ſelig zu machen, alle die daran glauben, Rom. I. 16. Wie nun aber die ſo genannten Rationaliſten der Sachen zu viel thun, ſo thun andere derſelben zu wenig, und verfallen dadurch ſowohl, als jene, im Wercke der Religion, auf mancherley verkehrte Gedancken und verführiſche Wege. Von dieſem iſt die Rede in dem folgenden Satze.

§. II.

Die andern laſſen ſich, durch ihre Schwäche, dahin reiſſen, und verachten die heiligen Dinge, aus keiner andern Urſache, als weil ſie ſelbige

von

von denenjenigen verachtet sehen, die man starcke Geister nennet. Der Frey-Geist (le libertin) glaubt, guten Grund vor sich zu haben, wenn er sich mit dem bösen Exempel anderer bedecken kan. Er hält sich das Unrecht zu gute, welches jene ungestraft begehen.

Jene fehlen, weil sie aus ihrer Vernunft gar zu viel machen, und das Reich der Wahrheit, nach denen Gräntzen ihrer Einsichten, abgemessen und bestimmet wissen wollen; diese fehlen, weil sie ihre Vernunft gar nicht gebrauchen, und das Verhalten anderer, zum Regulmaaß ihres Verhaltens, in Glaubens- und Lebens-Sachen, annehmen. Jene verachten, verlachen, und verwerfen die Geheimnisse des Glaubens, weil sie derselben eigentliche Beschaffenheit nicht begreifen können, diese thun dergleichen, aber aus einem andern, obgleich eben so falschem Grunde, nemlich derentwegen, weilen gewisse Leute, von denen sie die Einbildung haben, daß sie, vor andern, Verstand, Einsicht, und Klugheit besitzen, von diesen heiligen Dingen der Religion wenig oder nichts halten, ja ihr Gespötte darüber treiben, und in der Kunst, nichts zu glauben, alle ihre Ehre setzen. Das ist eine große Schwachheit des Verstandes, und noch eine größere Verderbniß des Willens. Es zeigt einen schwachen Verstand an, wenn man alles ohne gehörige Prüfung annimmt, und warum man etwas glaube oder nicht glaube, keinen andern Grund, als diesen, der und der glaubet, redet und thut also, anzugeben weis; Es ist aber auch mit dieser Schwäche des Verstandes eine schändliche Unart des Willens vergesellschaftet. Man hält diejenigen, die heilige Sachen zum Besten haben können, für Leute von großem Verstande und von ungemeiner Klugheit, man möchte auch gern für verständig und klug gehalten seyn. Man meynet, es sey schon gnug, den Ruhm besonderer Vernunft und

Klug-

Klugheit darvon zu tragen, wenn man nur dieser vermeynten starcken Geister Sprache und übrige Aufführung annehme. Man redet demnach, man thut und lässet, was man diese reden höret, und was man sie thun und lassen siehet. Also liegt hier nicht allein Unwissenheit und Vorurtheil, sondern auch ein thörichter Hochmuth zum Grunde. Was kan nun aber wohl unverständiger und thörichter seyn, als das Exempel anderer zur Richtschnur seiner Gedancken, seiner Reden, und aller seiner Handlungen machen? Non exemplis vivitur, sagt Cicero in einem gewissen Briefe, sed regulis: Vernünftige Leute richten sich, in ihrem Leben und Wandel, nicht nach anderer Beyspiel, sondern nach Gesetzen und Rechten. Eines andern Exempel kan nur alsdenn zum Vorbilde unsers Thuns und Lassens, sicherlich aufgestellet werden, wann man entweder weis, daß desselben Lehre, Leben und Wandel vollkommen heilig und rein ist, wie man von unserm Jesu, und von ihm allein, weis, daher man auch mit Recht auf sein Exempel, als das allervollkommenste Muster der Wahrheit und Tugend, gewiesen wird, oder wenn man findet, daß sein Verhalten der Vorschrifft derer Gesetze gemäß ist, in welchem Falle man jedoch nicht sowohl darum etwas thut oder lässet, weil man einen andern es thun oder lassen siehet, als vielmehr darum, weil dergleichen Verhalten von denen Gesetzen erfordert wird, in welcher Absicht unser Thun und Lassen auch allemahl vernünftiger heraus kömmt. Am allerwenigsten aber hat man sich in Glaubens-Sachen, und im Wercke unserer Seligkeit, nach andern zu richten. Es soll und muß ein jedweder seiner eignen Meynung gewiß seyn, wie auch der Gerechte seines Glaubens leben wird, und eines andern Glaube, im Haupt-Wercke, mir weder etwas helfen noch schaden kan. Inzwischen giebt es immer Leute, welche von der Religion, und von dem, was in der Religion wahr oder falsch ist, nicht nach eignen Einsichten, sondern nach einem blinden Hörensagen urtheilen, wodurch sie sich selbst muth-

muthwillig hinter das Licht führen, und des heilsamen Erkenntnisses der Wahrheit berauben. Wenn die Pharisäer, zu denen Zeiten Christi, und da es auf die Wahrheit der Lehre, und derer Wunderwercke Christi ankam, zu dem Volcke sich vernehmen liessen: Glaubet auch irgends ein Oberster oder Pharisäer an ihn? Sondern das Volck, das nichts vom Gesetze weis, ist verflucht, Joh. VII. 48. 49. So drungen sie dem Volcke ihre, und anderer Autorität, als eine unfehlbare Glaubens-Regul auf, und stellten schon zu ihrer Zeit die Person derer starcken Geister recht meisterlich vor. Es ist auch kein Zweifel, es werden viele, durch ihre Schwäche, sich dahin reissen lassen, und bey sich gesprochen haben: Das sind doch große Männer, Männer von ungemeinem Verstande, sie haben die Schlüssel der Erkenntniß und des Himmelreiches! Was die sagen, das muß wahr, was die thun und lassen, das muß recht seyn! Solchergestalt verachteten und verlachten sie die allerheiligsten Lehren Jesu und seiner Apostel, bloß derentwegen, weil sie dieselbigen von denen vermeynten starcken Geistern verachtet und verworfen sahen, gehörten folglich zur Classe derer verkehrten Religions-Verächter, deren Herr de la Bruyere in diesem §. gedencket. Solchemnach ist die Vernunft, nicht an und für sich selbst, sondern in ihrem Mißbrauche, und wenn sie entweder zu hoch gespannet, oder zu schlaff gelassen wird, eine Feindin der wahren Religion. Hingegen als lange die Vernunft Vernunft bleibet, so wird sie sich an der Unbegreiflichkeit Gottes und seines Worts gar nicht stoßen, vielmehr dieselbe, als etwas von Gott und göttlichen Dingen unabtrennliches, erkennen und annehmen. Worzu im folgenden mehrerer Grund angegeben wird.

§. III.

Wenn der Mensch das begreifen könnte, was er siehet, so möchte er immerhin an Dingen zweifeln,

feln, die er nicht siehet. So aber ist auch die allergeringste Sache ein Abgrund der Dunckelheit, darinnen seine Vernunft sich verlieret. Wir sind Zeugen von einer unendlichen Menge solcher wundersamen Dinge, die wir nicht ergründen können. Die Sonne giebt uns ihr Licht, und mäßiget auch zugleich die Hitze ihrer Strahlen; die Erde schencket uns Früchte im Ueberfluß, und sorget für unsere Nothdurft; das Meer besänftiget seine Wellen, um uns einen sichern Weg in fremde Länder zu eröffnen; die Luft verursachet Winde, zu unserm Vortheil; der Himmel lässet seinen Regen herab fallen, was können wir antworten? Hat wohl irgends ein sterblicher Mensch, bis auf diese Stunde, die wahre Ursache von dieser so Regulmäßigen Abwechselung der Tage und der Nächte, hat jemand den eigentlichen Ursprung der Ebbe und der Fluth, völlig entdecket oder begriffen? Alles dieses hält den Lauf unserer Betrachtungen an! Da wir nun diese Dinge einzusehen nicht vermögend sind, so wollen wir gleichwohl die Gerichte Gottes ergründen! Wir fordern von ihm, seiner Aufführung halber, Rechenschaft! Seine Weisheit soll unsere Zweifel verantworten.

So unbillig verfährt die Creatur mit ihrem Schöpfer! So schändlich verräth der Mensch beydes seine Blindheit, als seine Ungerechtigkeit, wenn er Gott nicht will seyn lassen, was er doch ist, und in Ewigkeit bleiben wird, nemlich ein in seinem gantzen Wesen, in allen seinen Wegen, und in allen seinen Gerichten, unbegreiflicher Gott. Der in seinen Gedancken eitle Mensch will einen Gott, und eine Religion, ohne alle Geheimnisse,

haben, da doch nicht allein die H. Schrifft, sondern auch ein jedweder Stern am Himmel, ein jedweder Tropfen Wasser in der Luft, ein jedwedes Blatt auf dem Baume, ja ein jedweder Bluts-Tropfen in seinem Leibe, ihme zurufet: Rom. XI. O welch eine Tiefe des Reichthums beydes der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege! Als lange der Mensch in der Welt, und in denen Wercken der Natur, etwas unbegreifliches antrifft, so ist er, mit keinem Schein des Rechtens, befugt, über Unbegreiflichkeit in und an dem Schöpfer der Welt sich zu beschweren. Daß aber auch die allergelehrtesten, und in Erkenntniß natürlicher Dinge geübteste Welt-Weisen viele Geheimnisse der Natur eingestehen müssen, davon haben wir bereits oben etwas beygebracht, und wollen itzt, nach Veranlassung des vorhabenden Satzes, noch eins und das andere hinzu thun. Der Herr Auctor heisset uns unsere Häupter aufheben, und die Sonne, mit ihren Kräften und Würckungen, in Betrachtung ziehen. Die Sonne leuchtet und wärmet. Sie verursachet, wenn ihre Strahlen, vermittelst derer Brenn-Spiegel und Brenn-Gläser, dichter zusammen gebracht werden, Feuer und Brand, und überhaupt solche Veränderungen, dergleichen sonst das Feuer zu verursachen pfleget. Man schliesset daher, daß die Sonne ein würckliches Feuer seyn, und rings herum über und über brennen müsse. Man habe zu diesem Schlusse noch so viel Grund und Recht, es kommt doch weiter nichts als eine bloße Wahrscheinlichkeit, und gar keine ausgemachte Wahrheit heraus. Daß der Sonnen-Cörper einige Eigenschaften des Feuers an sich habe, wissen wir aus der Erfahrung. Daß derselbe aber ein würckliches Feuer sey, können wir mit keiner Gewißheit behaupten. Stahl und Stein bringen auch Funcken hervor, und setzen Feuerfangende Dinge in Brand und Flamme. Gleichwohl ist weder der Stahl, noch der Stein, ein würckliches Feuer. Und da die Sonne ein so ungeheurer Cörper

ist, was mag denn wohl die Materie seyn, die dieses erstaunlich große Feuer unterhält und nähret? Wo ist der Heerd, darauf dieses Feuer ruhet? Woher rühret es denn eigentlich, daß dieser eben so liebliche, als erschreckliche Feuer-Klumpen, unserer Erden einmahl näher, als das andere kommt? auch, in dieser Näherung und Entfernung, die allergenaueste Ordnung beobachtet, so daß man, nach solchem ordentlichen Stande der Sonnen, beydes die Länge als die Kürtze des Tages und der Nächte, aufs genaueste und ohnfehlbarlich bestimmen kan? Was ist wohl die wahre eigentliche Ursache, daß, wenn die Sonne einen gewissen Punct erreichet hat, sie nicht ein Haar breit weiter fortrücket, sondern umkehret, und es Jahr aus Jahr ein so, und nicht anders, hält? Es ist wahr, man weis, nach allen dreyen, die Verfassung derer großen Welt-Cörper betreffenden, Systematibus, oder Lehr-Begriffen, von alle dem gar verständliche Ursachen anzugeben; allein eben deswegen, weil die Sachen sich auf dreyerley Art erklähren und verstehen lassen, so ist alles, was dißfalls gesaget wird, nur eine Hypothesis, eine philosophische Meynung, ein solcher Erweis, der weiter nichts, als ein: es kan seyn, im Munde führet. Wie es aber eigentlich um die Sache bewandt sey, das weis bis auf diese Stunde noch kein eintziger Mensch. Je vernünftiger also ein Weltweiser handeln will, je mehr wird er sich von selbst bescheiden, daß ihme am Himmel; und sonderlich in Ansehung der Sonnen, noch gar vieles, wo nicht das allermeiste, verborgen und unbegreiflich ist. Aber nicht allein das, was droben in der Höhe ist, und geschieht, sondern auch selbst dasjenige, was vor unsern Augen lieget, und was in unsere Ohren, ja in unsere Hände fällt, eröffnet uns, wie unser Auctor redet, unergründliche Tiefen der Dunckelheit, darinnen unsere Vernunft sich eher verlieret, als daß sie der Dinge eigentliche Bewandniß entdecken sollte. Wie die Winde in der Luft, aus Veränderung des Wagerechten Standes, oder des

Gleichgewichts der Luft, erzeuget werden, wie es daher komme, daß dieselben bald schwächer, bald stärcker gehen, ingleichen was für mannigfaltiger Nutzen, durch die Winde, auf dem Erdboden geschaffet werde, dieses und dergleichen wird, in denen Natur-Lehren, mit vieler Gründlichkeit erweislich gemacht. Allein so viel gründliches dißfalls beygebracht, und so begreiflich die Sache dadurch gemachet wird, so bleibet doch auch gar vieles übrig, das noch lange nicht in sein gehöriges Licht gesetzet ist. So lässet es sich z. E. gar wohl begreifen, daß, wenn die Luft, in einer gewissen Gegend, durch die Sonnen-Hitze oder Wärme verdünnet und ausgebreitet, oder aber durch aufsteigende oder fallende starcke Dünste verdicket, und dadurch ihr Wagerechter Stand gehoben wird, daß, sage ich, die Luft sodenn mit Gewalt in solche Gegenden dringet, wo sie den wenigsten Widerstand findet, und solchergestalt Wind erreget. Allein wie aus dieser Ursache solche gewaltige Winde entstehen können, die die stärcksten Bäume aus der Erden heraus, und die festesten Häuser von dem Grunde hinweg reissen, und offters gantze Tage und Nächte, ja gantze Wochen hinter einander anhalten, das will daher noch nicht völlig begreiflich zu seyn scheinen. Offters entstehet in der Gegend, wo man sich befindet, ein unvermutheter starcker Wind, und man kan nicht die geringste Veränderung in der Luft, was derselben Verdünnung oder Verdickung anbelanget, wahrnehmen. Offters wird die Gewalt des Windes mitten in seinem Laufe angehalten, und die Luft ist da, wo er aufhöret zu wüten, von eben der Beschaffenheit, als sie da ist, wo er die gewaltsamsten Umstürtzungen verursachet. Was ist es denn nun, das die in heftige Bewegung gesetzte Luft auf einmahl zur Ruhe bringet, was ist es, das dieselbe plötzlich wieder aus der Ruhe heraus setzet? Wenigstens, und wenn die Stillung der Winde von dem wieder hergestellten Gleichgewichte der Luft herrührete, sollte man meynen, es müsten die Winde gleichwie nach und nach, und mit zuneh-

men-

menden Graden der Gewalt, entstehen, also auch nach und nach, und so, daß man die Verringerung derer Grade der Gewalt mercklich empfinden könnte, wieder aufhören. So aber wird die Luft vielmahls eben so plötzlich bewegt, als plötzlich dieselbe wiederum also ruhet, daß man vom Winde nicht das geringste mehr höret, noch siehet. Kommt nun hierzu, daß man nimmermehr den eigentlichen Punct des Orts, wo, noch auch den eigentlichen Grad, in und mit welchem der Wind zuerst entstehet, so wenig als den Ort und den Grad, wo und nach welchem er aufhöret, bestimmen kan, so ist wohl nicht zu läugnen, daß auch, in Betrachtung des Windes, noch manches unausgemachet ist, und man wohl dem Ausspruche unsers Heylandes Recht geben muß: Der Wind bläset, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weist nicht, von wannen er kommt, und wohin er fähret. Joh. III, 8. Man gehe, aus unserm Luft-Kreise, mit seinen Augen und Gedancken herunter auf die Erde. Man betrachte mit unserm Auctore die verschiedenen Früchte auf den Feldern und in denen Gärten. Man sehe zu, ob alles bloß und entdeckt vor unsern Augen sey? Man wird gewißlich aus einer Geheimniß-vollen Tiefe in die andere geführet werden. Man nehme einen Baum, wie er im Frühlinge voller Blüthen, oder im Herbst voller Früchte da stehet. Die Art des Baumes ist, denen Blättern, denen Knospen, denen Blüthen und denen Früchten nach, von andern Arten der Bäume mercklich unterschieden. Lieber! woher kommt denn dieser so mannigfaltige Unterschied? Warum hat das Blatt eben diese, und keine andere Zeichnung? Warum ist es an dieser Art der Bäume mehr rund, als spitzig? Warum ist die Blüthe des Apfel-Baums nicht gantz und gar weiß, sondern mit der rothen Farbe gemischet? Woher hat die Frucht eben diesen Geschmack, den eine andere nicht hat? Warum ist die Frucht rund, da sie anderswo länglicht, oder wohl gar in etwas eckigt ist? Du antwortest: Eine jedwede

Pflantze, und also auch ein jedweder Baum hat seinen besondern innern Bau, oder seine besondere innere Structur. Die Wurtzeln des Baumes liegen und verbreiten sich in dem Schooße der Erden. Die Erde enthält viele Feuchtigkeiten in sich. Diese Feuchtigkeiten sind nicht von einerley Art, sondern, nachdem sie mit irdenen, schwefelichten oder andern Theilgen vermenget, und gleichsam geschwängert sind, auch zu verschiedenen Würckungen aufgelegt. Die äußersten Enden derer Wurtzeln sind mit kleinen Mündlein oder Oeffnungen versehen. In diese treten die Feuchtigkeiten ein, und steigen durch die Wurtzeln in den Schafft und in die Zweige hinauf. Weilen aber, wie gedacht, der Baum seine besondere Structur hat, und die Röhren, die Fasern, und alle übrige Gefäße desselben verschiedentlich beschaffen sind, so können nicht alle und jedwede, sondern nur solche Feuchtigkeiten, vermittelst der Wurtzel, in den Baum kommen, welche sich für die eigentliche Beschaffenheit des Baumes schicken, welche denn weiter, nach der besondern Machinen-mäßigen Einrichtung des Baums, also geordnet, zubereitet, und gleichsam ausgearbeitet werden, daß diese Blätter, diese Blüthen, diese Früchte, und in denenselben diese Farbe, dieser Geruch, dieser Geschmack, und überhaupt alle Eigenschaften des Baumes von dieser Art erzeuget werden. So wissen uns die Naturkündiger den Wachsthum derer Pflantzen, und was dem anhängig ist, auf eine gar begreifliche Art und Weise, zu erklähren. Es ist alles gut, und richtig. Man hat auch den Fleiß und die Geduld aller derer mit Danck zu erkennen, welche die Anatomie der Pflantzen untersuchet, und so genau, als es sich nur immer will thun lassen, vor Augen geleget haben. Allein, bey dem allen ist doch noch vieles bisher verborgen geblieben, dessen eigentliche Beschaffenheit man noch nicht entdecket hat. Man sage mir doch einmahl, wie denn die innere Structur eines Apfel-Baums von der und der Art eigentlich beschaffen sey, und beschaffen seyn müsse, damit

mit diese und keine andere Blüthen, diese und keine andere Früchte erzeuget werden können? Man erkläre mir doch, worinnen der innerliche wesentliche Unterscheid der einen Art von der andern Art Bäume bestehe? Man mache mir doch begreiflich, von was für einer Natur und Beschaffenheit die Feuchtigkeiten seyn, und was für Veränderungen sie leiden müssen, wann diese Farbe, oder dieser Geruch an der Blume, dieser Geschmack an der Frucht heraus kommen soll? Wird man wohl diese, und viele andere Umstände mehr so aufs Reine bringen, und in ein solches Licht setzen können, daß gar kein Zweifel, keine Dunckelheit, und nichts, das nicht völlig zu begreifen sey, übrig bleibe? Ich halte nicht. Wird es also nicht am besten gethan seyn, wenn man diese Dinge, als Geheimnisse der Natur, zugestehet, und auf die Frage, wie es eigentlich damit zugehe? die Antwort ertheilet: Ich weis es nicht. Der Herr Auctor gedencket endlich, zum Beweis seines Satzes, der Ebbe und Fluth. Daß diese Bewegung des See-Wassers, da dasselbe des Tages zweymahl an denen Ufern aufschwellet, und in die Höhe tritt, nicht anders, als wie die Gewässer in denen Flüssen anzuwachsen pflegen, zweymahl aber auch wieder abnimmt, und an denen Ufern niedriger zu stehen kommt, auf Art und Weise, wie das Wasser in denen Flüssen jezuweilen abnimmt und fället, eine derer allerwundersamsten Begebenheiten in der Natur sey, müssen selbst die geschicktesten Forscher der Natur zugestehen. Es sind aber auch die verschiedenen Meynungen, welche die Gelehrten von diesem Phænomeno hegen, und nach welchen sie dasselbe erklähren wollen, ein klarer Beweis, daß die Sache noch zur Zeit unter die Geheimnisse der Natur gehöre. Die Nachrichten von der Sache selbst, und von denen dabey vorkommenden Umständen, sind, nach dem Geständnisse derer neuern, und in Untersuchung natürlicher Dinge geübtesten Welt-Weisen, noch sehr mangelhaft, und keinesweges mit gnugsamen übereinstimmigen Observationen versehen;

hen; wie will man denn, da man die Sache selbst noch nicht recht weis, die wahren Ursachen wissen können? Ob auch gleich, besage derer mehresten hievon gegebenen Nachrichten, diese veränderliche Bewegung des Wassers sich gemeiniglich nach dem Monden richtet, und daher, es sey aus einer vermeynten magnetischen Kraft, oder aus einem, vermittelst der Luft, bis auf das Wasser in der See erstreckten gewaltigem Drucke des Monden-Cörpers, sothane Ebbe und Fluth einiger maaßen begreiflich gemachet werden kan; so laufet doch alles auf pur lautere Muthmaßungen, und wann es hoch kommt, auf einige Wahrscheinlichkeit hinaus. Was die Ursache eigentlich sey, weis man nicht, und stehet dahin, ob dieselbige jemahls mit Gewißheit werde entdecket werden. Solchemnach zeigen uns Himmel, Erde, Luft und Wasser viele Dinge vor, deren würckliches Daseyn wir zwar nicht läugnen, aber die eigentliche Art und Weise, wie sie da sind, und wie sie geschehen, nicht völlig einsehen, oder begreifen können. Nicht zu gedencken, daß wir an uns selbst, sowohl was Leib und Seele an sich selbst, als was die genaue Vereinigung und Gemeinschaft zwischen diesen beyden wesentlichen Theilen anbetrifft, ein Geheimniß finden, das uns zu hoch ist, und das wir nicht begreifen können. Zu was Ende aber wird denn alles dieses beygebracht? Zu keinem andern Ende, als daß denen Feinden derer Geheimnisse in der Religion einleuchten möge, wie thöricht und unrecht ihr Verfahren sey, wenn sie von keiner andern zum Gottesdienst gehörigen Lehre etwas wissen, oder zulassen wollen, als welche sie mit ihrem Verstande völlig ein- ja übersehen können. Sie müssen in dem Reiche der Natur Geheimnisse zugestehen, denn wenn sie solche nicht zugestehen wollten, so würden sie nur eine noch größere Blindheit und Hartnäckigkeit verrathen, warum wollen sie denn dergleichen nicht im Reiche der Gnaden gelten lassen? Je mehr eine Sache von Gott zeuget, zu Gott führet, und mit der Kraft Gottes ausgerüstet ist, desto mehr muß sie Merck-

maale

maale des unbegreiflichen Gottes an sich haben. Die Welt ist ein Spiegel Gottes. Gott ist ein unbegreifliches Wesen. So würde denn die Welt kein Spiegel des göttlichen Wesens seyn, wenn sie nicht auch hier und da etwas in unsern Augen unbegreifliches in sich enthalten sollte. Und demnach kan kein menschliches Auge die Welt, eben deswegen, weil sie Gottes Werck ist, ja nicht das kleinste Theilgen der Welt, völlig, und nach allen Umständen, durchschauen. Die Religion zeiget uns die Art und Weise, wie wir unserm Gott rechtschaffen, und auf eine ihm gefällige, uns aber in Zeit und Ewigkeit gesegnete Weise, dienen können und sollen. Sie muß daher von Gott gründlichen und auch zuverläßigen Unterricht geben. Sie muß hinlängliche Mittel und Wege, wie man zu Gott kommen und selig werden möge, anweisen. Diese Mittel, wenn anders der Endzweck dadurch erreichet werden soll, müssen mit einer Hertzlenckenden göttlichen Kraft versehen seyn, es müssen überhaupt in der wahren seligmachenden Religion göttliche Lehren vorkommen; ist es nun wohl möglich, daß, da in denen göttlichen Natur-Wercken die Geheimnisse, wenigstens in Ansehung unsers schwachen Verstandes, unvermeidlich sind, und in der That allenthalben gefunden werden, daß, sage ich, von denen göttlichen Gnaden-Wercken, die doch ungleich mehr Göttliches, als jene, mit sich führen, alles Unbegreifliche hinweg seyn solle? Kan wohl etwas vernünftiger seyn, als daß man, in Betrachtung seiner so eingeschränckten mangelhaften Erkenntniß in natürlichen Dingen, sich gar nicht verwundere, wenn man in Gott und göttlichen Dingen nicht alles völlig erkennen und begreifen kan? Sollten nicht die verdeckten Wege und Wercke der Natur uns dahin führen, daß wir die unerforschlichen Wege und Wercke Gottes, in Wiederherstellung unsers Heils, in Demuth verwunderten, anstatt, daß wir die Verwegenheit begehen, und an derselben Unbegreiflichkeit Anstoß nehmen sollten? Können wir nicht, mit allem Rechte, zufrieden seyn,

daß wir wissen, die Sache, die uns, nach göttlicher Offenbahrung, zu glauben vorgeleget, und unter Verheißung einer ewigen daher zu hoffenden Glückseligkeit, angerathen wird, habe in sich nichts widersprechendes, und sey daher nichts unmögliches; so sey auch an der Wahrheit und Richtigkeit eines solchen Geheimnisses, mit Grunde, nicht zu zweifeln, weil eben die Beweisthümer, die uns die Göttlichkeit der heiligen Schrift vor Augen legen, zugleich die Richtigkeit derer darinnen deutlich enthaltenen Glaubens-Lehren bezeugen? Was die eigentliche Art und Weise, wie die Sache beschaffen ist, anbelanget, so ist solches zu wissen, und begreifen zu können, gar kein Werck der Nothwendigkeit. Denn nicht die Wissenschaft, wie etwas das, was es ist, eigentlich sey, sondern der rechtmäßige Gebrauch desselben, gereichet zu unserm Nutzen und Frommen. Es fehlet daher so viel, daß es einem vernünftigen Menschen zur Schande gereichen sollte, wenn er, in Religions-Sachen, seine Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nimmt, daß es ihme vielmehr eine besondere Ehre ist, also von Gott und seinem Worte zu dencken, und zu reden, wie es eines Theils der Majestät des Schöpfers, andern Theils der Niedrigkeit und Ohnmacht des Geschöpfes, anständig ist. Waren doch unsere Vorfahren, die alten Teutschen, in ihrem blinden Heydenthum bessern Sinnes gegen Gott, als viele so genannte Christen heutiges Tages sind, maaßen Tacitus von jenen in dem Buche, das er von ihren Sitten und Gebräuchen geschrieben hat, bezeuget, daß sie dafür gehalten hätten, sanctius ac reverentius esse de actis Dei credere, quam scire, das ist, es sey anständiger und ehrerbietiger, daß man, was Gott, und Gottes Wercke anbetrifft, glaube, als daß man davon eine genaue Wissenschaft haben wolle. Hieher gehören die schönen Worte Bernhardi in Serm. de cœna Domini: Expetunt mysteria simplicem creditorem, arguunt impium discussorem: Et ideo credi opor-

oportet ſimpliciter, quod inveſtigari non poteſt utiliter, das heiſt: Die Geheimniſſe wollen einen ſolchen Menſchen haben, der einfältig glaubet, und nicht einen gottloſen und verwegenen Grübler. Daher muß ſchlechterdings geglaubet ſeyn, was nicht, mit Nutzen, unterſuchet und ergründet werden kan. Ioſephus Scaliger, der ſonſt, in Unterſuchung der Sachen und Urſachen, keinen Fleiß geſpahret hat, hielt es doch nicht allein für recht und billig, ſondern auch für eine Art der Weisheit, daß man, mit ſeiner Vernunft, in die göttlichen Geheimniſſe, nicht allzutief ſich hinein wage. Leibnitz, in ſeinem Diſcours de la conformité de la Foy avec la Raiſon, führet wider Baylen, folgende Verſe von demſelben an:

Ne curioſus quære cauſſas omnium,
Quæcunque libris vis Prophetarum indidit
Afflata cœlo, plena veraci Deo:
Nec operta ſacri ſupparo ſilentii
Irrumpere aude, ſed pudenter præteri.
Neſcire velle, quæ Magiſter optimus
Docere non vult, erudita inſcitia eſt. Das iſt, Grüble nicht, vorwitziger Weiſe, in die Urſachen und eigentliche Beſchaffenheit der in heiliger Schrift geoffenbahrten göttlichen Geheimniſſe, ſondern betrachte dieſelben mit einer heiligen ſchamhaften Verwunderung, und wiſſe, daß, was der allerweiſeſte Lehrer nicht geoffenbahret hat, auch nicht wiſſen wollen, eine gelehrte Unwiſſenheit iſt.

§. IV.

Der Menſch hat höchſt unrecht, wenn er alles das für unmöglich hält, was nicht aus ſeinen ohnmächtigen Händen hervor gehet. Iſt ihm denn nicht gnug, daß er weis, wie der Stimme des Ewigen nichts widerſtehen kan, und wie der, deſſen geringſte Wercke lauter Meiſter-Stücke

ſind,

sind, solche gar wohl habe hervor bringen können, ohne sich verbindlich zu machen, dieselbigen völlig zu offenbahren?

Nur das ist unmöglich, oder kan nicht seyn, auch nicht geschehen, was einen würcklichen Widerspruch in sich enthalten, und mit andern unläugbahren Wahrheiten schlechterdings nicht bestehen kan; dahingegen alles das möglich ist, oder seyn und geschehen kan, was dergleichen Widerspruch nicht mit sich führet, und daher mit andern kundbahren Wahrheiten gar wohl bestehen mag. Alles, was möglich, oder unmöglich sey, zu wissen, und einzusehen, ist nur ein Werck eines unendlichen allwissenden Verstandes, und alles das, was möglich ist, zur Würcklichkeit bringen zu können, ist nur das Werck einer mit unendlichen allmächtigen Kraft gewaffneten Hand. Nur Gottes Verstand durchschauet das gantze Reich des Möglichen, und des Unmöglichen. Nur seine Hand vermag das Mögliche würcklich zu machen. Denn was in sich unmöglich ist, das erkennet auch das unbetrügliche Auge Gottes, als unmöglich, und ist daher gar kein Object seines Wollens, Würckens, und Schaffens. Da nun zum Erkenntniß dessen, was möglich, oder nicht möglich sey, ein unendlicher Verstand erfodert wird, welche Unbesonnenheit ist es doch, wenn der Mensch alles das für unmöglich halten will, was er mit seinem Verstande nicht übersehen, und mit seinen Händen nicht bewerckstelligen kan? Wie klein würde der Inbegriff des Möglichen, und wie ungleich kleiner der Bestand des Würcklichen seyn, wenn beydes nach unserm Verstande und Vermögen bestimmet werden sollte? Wäre, außer uns, gar nichts Würckliches vorhanden, so würden wir vielleicht gar nicht wissen, was möglich, oder unmöglich sey? So aber können wir sicherlich schliessen, daß alles, was würcklich da ist, auch in sich möglich seyn müsse, und da pflegen wir denn nach dem, was wir würcklich finden,

den, oder uns sonst als eine Wahrheit bekannt ist, zu urtheilen und zu folgern, was etwan noch auf eine andere ähnliche Art möglich sey. Nun aber wissen wir nicht einmahl alles das, was würcklich ist, wie wollen wir denn wissen können, was in allen Fällen und Umständen, möglich sey? Gott hat ja nicht alles Mögliche würcklich werden lassen, und wenn auch alle mögliche Dinge, in ihrer Würcklichkeit vorhanden wären, welches doch nicht ist, so wäre es doch eine unmögliche Sache, daß wir alles diß sollten in unsern Verstand fassen können. So wenig wir aber alle Arten der Möglichkeit zu erkennen vermögen, so wenig mögen wir auch sagen, was nicht möglich, oder etwas in sich widersprechendes sey. Wir können wohl überhaupt begreifen, wie das Unmögliche beschaffen seyn müsse, daß nemlich dabey etwas zugleich bejahet und auch zugleich verneinet werde, und daß es also sich selbst zerstöhre und aufhebe, folglich auch nicht seyn könne. Wenn aber von besondern Fällen die Rede ist, da man zwar die Sache, als existirend, zugeben muß, aber die Art und Weise, wie sie existiret, nicht begreifen kan, ja wohl gar ein anscheinender Widerspruch sich hervor thun will; so ist es eine Uebereilung, wenn man schlieſſet, das kan ich nicht begreifen, das hat mit denen mir bekannten Wahrheiten und Würcklichkeiten keine Gleichheit, darum ist es unmöglich und falsch. Solcher Gestalt würden wir unsern Verstand zum Grentzstein aller Erkenntniß setzen, ja zum höchsten Verstande machen. Gott, der alles, was möglich ist, vollkömmlich durchschauet und weis, und der auch allen möglichen Dingen die Würcklichkeit und Existentz geben kan, der kan folglich auch überschwenglich mehr thun, als wir, und daß es, und wie es möglich sey, verstehen. Wenn wir nun in der heiligen Schrift unterrichtet werden, daß etwas würcklich vorhanden sey, und wir an solcher Würcklichkeit nicht zweifeln können, weil unwidersprechlich zu erweisen ist, daß die Schrift Gottes Wort, und dem-

nach eine jede darinnen geoffenbahrte Lehre Wahrheit sey, so sollen wir also schliessen, das ist etwas würckliches und eine Wahrheit, daher ist es auch etwas mögliches. Kan ich die Art der Möglichkeit, oder wie es das sey, was es ist, nicht völlig einsehen, so ist es doch dem allwissenden Gott durchaus bekannt, der es würcklich gemachet hat. Daß er mir die eigentliche, und so zu reden ursprüngliche Beschaffenheit der Sache nicht angezeiget hat, darzu ist er keines weges verbunden, und er ist darum solches zu thun nicht schuldig, weil solches zu wissen, nach denen gegenwärtigen Umständen, weder nöthig noch nützlich ist. Bey solchen Gedancken behält Gott recht in seinem Worte, und die Vernunft bleibet auch in ihren gehörigen Schrancken.

§. V.

Gott hat uns, um unserer Schwachheit zu schonen, selbst unbegreiflich gemacht, damit wir nicht murren möchten, wenn wir ihn nicht begreifen können. Der ungläubige Mensch urtheilet gantz anders von der Sache. Die Stimme der Propheten, die Erleuchtung und folgsame Fähigkeit derer Demüthigen, die beredte Sprache derer Wunder-Wercke, überführen ihn gar nicht.

Je mehr Aehnlichkeit das Geschöpf mit seinem Schöpfer hat, desto deutlicher leuchten auch an demselben, wie in einem Spiegel, die Eigenschaften Gottes hervor, und also muß sich sodann auch die Unbegreiflichkeit in einem höhern Grade hervor thun. Eine jedwede Creatur ist, so zu reden, ein sichtbahrer Ab- und Ausdruck des unsichtbahren Gottes. Je vollkommener ein Geschöpf, in seiner Art, ist, desto mercklicher zeigen sich an demselben die Spuhren der schöpfenden Hand Gottes. Gott ist ein unbegreiflicher und Gehimnißvol-

ler

ler Gott. Fürwahr du bist ein verborgener Gott, (אֵל מִסְתַּתֵּר ein in lauter Geheimnissen gleichsam eingekleideter Gott) du Gott Israel, Iesa. XLV, 15. So ist denn kein Wunder, wenn auch denen Wercken seiner Hände etwas unbegreifliches anklebet. Der Mensch ist das Meisterstück der Hände Gottes. ἐτεχνήτευσεν ὁ Θεὸς ἄνθρωπον ἀρχετύπῳ χρώμενος ἑαυτῷ sagt Clemens Alexandrinus L. V. Stromat. Das ist, Gott hat dem Menschen, nach aller Kunst, verfertiget, und darzu sich selbst zum Muster und Vorbilde gebrauchet. Die heilige Schrift giebt uns hiervon umständlichern Bericht. Ob nun gleich das Ebenbild Gottes durch den Sünden-Fall verlohren gegangen, so enthält doch das Wesen des Menschen, als welches durch die Sünde nicht aufgehoben ist, auch nicht aufgehoben werden konnte, annoch viele deutliche Merckmaale des eben so unbegreiflichen, als allweisen, allgütigen, und allmächtigen Gottes. Die wesentlichen Theile des Menschen sind Leib und Seele. Wir haben eine Seele, und können aus denen Kräften und Geschäfften der Seele, mit Gewißheit, schliessen, daß sie ein Geist sey. Haben wir denn aber auch von dem Wesen eines Geistes einen völligen Begriff? Ist uns, außer seinen Kräften und Würckungen, daß er nemlich das Vermögen zu dencken, zu überlegen, zu urtheilen, zu erkennen, zu wollen, und zu wehlen habe, wohl etwas weiter bekannt? Das Wesen eines Geistes überhaupt, und das Wesen unserer Seelen insonderheit, ist uns grösten Theils ein Geheimniß. Wir dencken, und sind uns dessen bewust, daß wir Gedancken haben. Wer ist aber von allen Welt-Weisen im Stande, auf eine recht begreifliche Art, darzuthun, wie ein Gedancken in der Seelen entstehet, und wie der, welcher itzo vorhanden ist, augenblicklich sich wieder verliehret, und ein anderer an dessen Stelle tritt, der mit dem erstern gar keine Aehnlichkeit hat? Daß Gedancken da sind, wissen wir, wie sie aber da sind, wissen wir nicht. Gleiche Be-

wand-

wandniß hat es mit unserm Leibe. Wir haben aus der beständigen Erfahrung, daß der Leib mit der Seelen aufs aller genaueste vereiniget ist. Es gehet keine Empfindung in denen sinnlichen Gliedmaaßen des Leibes vor, daß nicht zugleich eine Veränderung in der Seelen, obgleich ofters gantz unvermerckt, vorgehen sollte. Und wenn die Seele etwas, mit aller Kraft, durch den Cörper verrichtet wissen will; so entstehen auch Bewegungen in denen Gliedern des Leibes, welche dem Willen der Seelen gemäß sind. Wie aber das eine und das andere eigentlich zugehe, ist, biß auf diese Stunde, vor unsern Augen, ein Geheimniß. Wir haben oben, bey der Betrachtung des Auges, verschiedenes angemerckt, das noch nicht deutlich erwiesen worden. Dergleichen Dunckelheiten finden sich bey allen übrigen sinnlichen Empfindungen. Wir wollen nur noch etwas vom Geschmack gedencken. Das Vermögen zu schmecken, und durch den Geschmack die Nahrungs-Mittel prüfen zu können, ist wohl eine recht große und süße Wohlthat Gottes. Der Geschmack wird, vermittelst der Zungen, bewerckstelliget. Die Zunge ist auch also beschaffen, daß, aus derselben Structur, gar wohl zu begreifen ist, wie die Speisen und Getränckе geschmecket werden können. Die Zunge hat nicht nur verschiedene Häute, sondern ist auch durchaus mit vielen Nerven versehen, welche sich, hin und wieder, als Zweige und kleine Aestlein verbreiten, endlich in kleine Wärtzlein, oder in papillos, hin aus laufen. Diese papillæ nerveæ, oder diese kleine in und unter der äußersten Zungen-Haut häufig liegende Nerven-Wärtzlein dienen, allem Ansehen nach, vornehmlich zum Geschmack. Denn wenn die Speise in ihre saltzigte, oder andere schmackhafte Theile, durch den Speichel, aufgelöset wird, so werden von solchen Zarten auseinander gelösten Theilgen gedachte Wartzenförmige Nerven berühret, und in denenselben eine, der Beschaffenheit der Speisen, gemässe Veränderung, durch die verschiedene Veränderungen

aber

aber verschiedene Arten des Geschmackes, verursachet. Hiermit mag es nun wohl überhaupt seine gute Richtigkeit haben, und lässet sich daraus die Möglichkeit des Schmeckens, auch des Unterschiedes bey demselben, gar gut begreifen. Allein wie vieles laufet auch dabey mit unter, davon wir gar keinen deutlichen Begriff haben. Man weis noch nicht einmahl, ob es bloß und allein die kleinen Saltz-Theilgen sind, wodurch der Geschmack verursachet wird, oder ob noch andere Materien, wie es denn gar vermuthlich ist, in denen schmackhaften Cörpern befindlich sind, welche mit zu dem Geschmacke dienen. Außer dem aber sage mir doch jemand, was diejenigen Theilgen, sie mögen endlich eines saltzigten, oder andern Wesens seyn, eigentlich für eine Figur, Größe, Bewegung, oder sonst für eine Beschaffenheit haben müssen, Kraft welcher ein süsser, oder ein sauerer, oder ein bitterer Geschmack entstehen soll, ingleichen was in einem, oder dem andern Falle, für Veränderungen in der flüßigen Materie derer Zungen-Nerven vorgehen, und wie dadurch die verschiedenen, mit dem Geschmack verbundene, angenehme, oder widerwärtige Empfindungen erfolgen können? Die Sache und daß es geschiehet, wissen und erfahren wir, die Ursache und wie es eigentlich geschiehet, wissen und erfahren wir nicht. Wir mögen also mit Recht sagen, daß wir auch disfals, nicht allein mit Augen sehen, sondern so gar mit der Zungen schmecken, beydes wie freundlich, als wie unbegreiflich der Herr unser Gott sey. Ps. XXXIV, 9. Der Mensch ist also, wie unser Auctor redet, vor seinen eignen Augen, etwas unbegreifliches. David seines Orts erkannte diese Wahrheit auch, und je mehr er den Ursprung und die Beschaffenheit des menschlichen Wesens untersuchte, je mehr Geheimnisse der wunderlichen Güte, Macht und Weisheit seines Gottes eröffneten sich denen Augen seines Leibes und Gemüthes: Ich dancke dir darüber, daß ich wunderbahrlich gemachet bin, wunderbahrlich sind deine Wercke,

und das erkennet meine Seele wohl, Pſ. CXXXIX, 14. Dieſes Erkenntniß derer wunderbaren und Geheimniß-vollen Wercke Gottes an dem Menſchen machte den frommen David demüthig vor Gott, und leitete ihn dahin, daß er, in Betrachtung der an ihm ſelbſt ſich offenbahrenden Wunder, an denen unbegreiflichen Geheimniſſen des Weſens und Willens Gottes, um deſto weniger einigen Anſtoß nahm, vielmehr, zum Preiß ſeines Gottes, und zum demüthigen Geſtändniß ſeines Unvermögens, ſich vernehmen ließ: Wie köſtlich ſind vor mir, Gott! deine Gedancken? Wie iſt ihrer ſo eine große Summe? Sollte ich ſie zehlen, ſo würde ihrer mehrer ſeyn, denn des Sandes. v. 17. 18. Es fehlet demnach ſo viel, daß ein vernünftiger Menſch an denen in Gott, und in der von Gott zu unſerer Seligkeit geoffenbahrten Religion, vorkommenden Geheimniſſen, ſich ſtoßen, oder wohl gar daher Urſache zum Unglauben nehmen ſollte, daß er vielmehr, nach dem Exempel Davids, ſich ſelbſt, und wie wunderbarlich er gemachet ſey, wohl erkennet, die Tiefen der Gottheit willig und gern zugeſtehet, und in der Hochſchätzung derer Geheimniß-vollen Gedancken, Rathſchlüſſe, Wege und Wercke Gottes, ſein Vergnügen ſetzet. Je mehr der Menſch ſein ſelbſt eignes Weſen forſchet und kennet, je weniger wird er ſich berechtiget halten, über die Unbegreiflichkeit Gottes, oder über die Geheimniſſe der Religion einige Klage zu führen. Er wird vielmehr alſo ſchlieſſen: Ich finde in und an mir ſelbſt hier eine Tiefe, und da eine Tiefe, die ich mit meinen Sinnen und Gedancken nicht erreichen kan, da ich doch ein endliches Weſen, und gegen Gott gar nichts zu rechnen bin, wie mag ich denn immermehr im Stande ſeyn, den unendlichen Gott zu begreifen, und wie iſt es möglich, daß ſein allerheiligſter Rath und Wille, von meiner und anderer Menſchen Seligkeit, ſo gar nichts unbegreifliches mit ſich führen ſollte? Würde ich, wenn in der Religion, in und nach welcher ich ſelig werden ſoll, gar keine Geheimniſſe ge-

funden würden, und alles nach denen Begriffen meiner Vernunft eingerichtet wäre, würde ich nicht, mit allem Fug und Rechte, zweifeln können, ja zweifeln müssen, ob eine solche Religion auch Gottes, und nicht vielmehr ein bloßes Menschen-Werck sey? Ich finde Gott in der gantzen Natur als einen unbegreiflichen Gott, so muß mir gewiß sein geoffenbahrtes Wort ungleich mehrere Geheimnisse von ihm entdecken! Diese Geheimnisse sollen mich nicht stutzig, nicht vorwitzig, vielweniger gottloß, sondern gläubig, demüthig, gehorsam, danckbar, und nach dem seligen Anschauen Gottes begierig machen! Die Stimmen der Propheten und anderer heiligen Männer, an deren gehabten göttlichen Eingebung, und daher fliessender unfehlbaren Gewißheit ihrer Lehre, das herrliche Seelen-Heil, dessen die Gläubigen und Demüthigen zu allen Zeiten theilhaftig worden, und die Vortrefflichkeit derer vielen Wunder-Wercke, welche die heiligen Männer Gottes, zur Bestätigung ihrer Geheimniß-vollen Glaubens-Lehren, unläugbarlich verrichtet haben, vermag, zur Gründung und Befestigung meines Glaubens ungleich mehr, als das unvernünftige Geschrey derer Vernünftler, mehr, als die blinde Hartnäckigkeit derer starcken Geister, und mehr, als alle Einwürfe des Unglaubens.

§. VI.

Was ist weiter nöthig? Soll Gott auf die Erde herab steigen, um unsere Hartnäckigkeit zu besiegen? Gott ist dißfalls unsern Gedancken zuvor gekommen, und unser Glaube ist dadurch nichts stärcker. Ein Gott-Mensch! ein gecreutzigter Gott! ein todter Gott! Siehe! das sind Geheimnisse unsers Glaubens, und siehe! das sind gleichwohl, wenn ich es sagen darf, die Vorwürfe unserer Unglaubigkeit.

Wunder-Wercke sind solche Begebenheiten, die, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, nicht erfolgen, sondern durch Gottes außerordentliche unmittelbare Kraft und Macht bewerckstelliget werden. Die gantze Natur ist Gottes Werck, und wie sie ursprünglich von Gott herkommt, so kan sie auch, in ihrem Würcken und Seyn, ohne Gottes erhaltende und regierende Kraft, nicht einen Augenblick bestehen. Es gehet in der Natur nicht die allergeringste Veränderung vor, daß Gott nicht davon wissen, nicht solches für genehm halten, nicht mit seiner ewigen Kraft und Gottheit dabey würcklich einfliessen, und alles nach seinem Rath und Willen regieren sollte. Weil nun die Natur ein Werck der göttlichen Macht und Weisheit ist, so lässet sich leicht begreifen, daß, als lange Gottes Absichten durch den ordentlichen Lauf der Natur erreichet werden können, er solchen Lauf nicht hemmen, und nach seiner außerordentlichen Macht handeln werde. So ofte also Gott Wunder-Wercke entweder selbst gethan, oder durch andere thun lassen, so muß das, was Gott gewollt, durch die bloßen Kräfte der Natur, nicht möglich, oder wenigstens zu der Zeit, und an dem Orte, nicht zu erreichen gewesen seyn. Daher auch alle diejenigen Wunder-Wercke, die uns die H. Schrifft erzehlet, und an deren Richtigkeit wir mit keinem Schein des Rechtens zweifeln können, nichts anders, als eine größere Offenbahrung der göttlichen Herrlichkeit, und eine nähere, oder leichtere Beförderung der menschlichen Wohlfahrt und Seligkeit, zur Absicht gehabt haben. Wären die Menschen nicht so hartnäckigt und so trägen Hertzens, dem, auf glaubwürdige Art und Weise, geoffenbahrten Rath und Willen Gottes Beyfall zu geben, so würde es gar keiner Wunder-Wercke bedürfen. So aber hat Gott, um ihres Hertzens Härtigkeit willen, und damit dieselbe desto eher gebrochen werden möchte, für gut befunden, seine Wahrheit immerzu mit Wundern und Zeichen zu bestätigen, daher man auch solche Wundervolle Wercke Gottes nicht anders, als

Wür-

Würckungen und Beweisthümer seiner überschwenglichen Liebe, Güte, Gnade und Barmhertzigkeit anzusehen hat. So ofte nun Gott Wunder-Wercke auf Erden verrichtet hat, oder verrichten lassen, so oft ist er- mit unserm Auctore zu reden, gleichsam vom Himmel herab gestiegen, um den hartnäckigten Unglauben der Menschen zu besiegen. Vernünftige Heyden sind, bey Wahrnehmung solcher Wunder, ebenfalls auf solche Gedancken gekommen. Als Paulus zu Lystra einen von Mutterleibe an lahm gewesenen erwachsenen Menschen, aus göttlicher ihm mitgetheilten Kraft und Macht, durch ein eintziges Wort gesund machte, daß der Lahme sogleich aufspringen, und als ein anderer gesunder Mensch wandeln konnte; so sahen die Einwohner von Lystra wohl, daß dieses nicht bloß Menschen-Werck, sondern Gottes Werck wäre, und sprachen daher voller Verwunderung: Die Götter sind den Menschen gleich worden, und zu uns hernieder kommen. Apostel Gesch. XIV, 11. Unter die größten Wunder, die jemahls geschehen sind, gehöret ohnstreitig die Menschwerdung, die Creutzigung, und der Tod des Sohnes Gottes. Diese Wunder- und Geheimniß-volle Begebenheiten haben nicht nur dieses mit allen andern Wundern gemein, daß dadurch die Ehre Gottes aufs herrlichste geoffenbahret, und die Wahrheit seines Wortes auf das kräftigste versiegelt worden, sondern haben auch dieses vor allen andern voraus, daß sie der eigentliche Grund unserer Erlösung und Seligkeit, mithin Haupt-Articul unsers christlichen allein seligmachenden Glaubens sind. An der Wahrheit derselben hat man gar nicht zu zweifeln. So gewiß erwiesen werden kan, daß die H. Schrift Altes und Neues Testaments Gottes Wort sey, so unfehlbar gewiß ist es auch, daß Gottes Sohn Mensch worden, und daß er den Creutzes-Tod erlitten habe. Allein ist auch wohl jemahls eine Wahrheit unserer christlichen Religion von derselben Feinden so heftig angefochten, ja so bitterlich verspottet worden, als eben diese große Heils- und Gnaden-

Wahrheit? Haben diejenigen, die sich zwar Christen nennen, aber mehr ihre Vernunft, als die H. Schrift zur Regul und Richtschnur des Glaubens setzen, irgend worüber mehr Aufhebens, als eben über diese allerheiligste Geheimnisse des Glaubens, gemacht? Hier, schreyen sie, werden die offenbahrsten Ungereimtheiten als Glaubens-Articul vorgelegt! Hier soll man glauben, was zu glauben unmöglich und abgeschmackt ist! Hier muß man mit sehenden Augen blind seyn, und alle Vernunft ausziehen! Gott soll ein Mensch seyn, Gott soll gelitten und Blut vergossen haben, kan etwas mehr allen gesunden menschlichen Begriffen entgegen laufen, als ein solches Vorgeben? Paulus zu seiner Zeit hatte es schon mit solchen Leuten zu thun, denen ein gecreutzigter Heyland, und daß man an einen solchen glauben, und durch den Glauben an ihn selig werden sollte, lächerlich, ja recht thöricht und abgeschmackt vorkam, 1 Cor. I, 23. Lucianus, der Spötter, würde es noch endlich haben gut seyn lassen, daß die Christen ihren Jesum, als einen Gott, anbeteten, und nach dessen Lehren glaubten und lebten; so bald er aber hörete, daß derer Christen Herr und Meister gecreutziget sey, so fieng er an darüber zu lachen, und denselben für einen Betrüger zu halten. Θεὸς μὲν, schreibt er in seinem Buche vom Tode des Peregrini, τὸς Ἑλληνικὸς ἀπαρνήσονται (οἱ χρισιανοὶ) τὸν δὲ ἀνεσκολοπισμένον ἐκεῖνον Σοφισὴν αὐτῶν προσκύνωσι, καὶ κατὰ τὸς ἐκείνε νόμες βιῶσι, das ist: Die Christen verläugnen die heydnischen Götter, aber diesen ihren am Pfahl gestorbenen oder gecreutzigten Verführer und Betrüger beten sie an, und leben nach seinen Gesetzen. Wer siehet nicht hieraus, daß dieser boßhafte Religions-Spötter vornehmlich an der Creutzigung Christi sich gestoßen, und es für etwas höchst ungereimtes angesehen habe, daß die Gottheit und Menschheit in einer Person beysammen stehen, und daß solche Person, zum Heil der Menschen, gecreutziget seyn solle? Es ist aber aller dieser Widerspruch

derer Feinde des H. Evangelii ein gantz unvernünftiges Geschrey. Sie geben Ungeräumtheiten vor, wo keine sind, und handeln selbst auf das allerungeräumteste. Es ist wahr, die Menschwerdung Christi, des Sohnes Gottes sowohl, als sein Leiden und Sterben, ist ein Geheimniß, ein kündlich grosses Geheimniß, jedoch auch ein Geheimniß der Gottseligkeit. Gleichwie nun alle Geheimnisse überhaupt in sich etwas mögliches sind, und nichts widersprechendes haben, anderer Gestalt sie gar nichts wahrhaftes seyn würden; also findet dieses auch bey der Person unsers gecreutzigten Erlösers statt. Wenn wir vorgäben und lehreten, daß Gott, als Gott, auch ein Mensch, und daß der Mensch, Christus Jesus, als Mensch, auch Gott sey, ingleichen daß Gott, als Gott, und nach seiner göttlichen Natur, gelitten, Blut vergossen, und den Tod geschmecket habe, so wären dieses freylich solche Dinge, die einen würcklichen Widerspruch mit sich führten, einander von selbst zerstöhrten und aufhüben, folglich unmöglich wahr seyn könnten. Solchen Falls würde unser Glaube abgeschmackt seyn, und der Ungläubige mit Recht unserer Religion spotten können. So aber wird, nach der H. Schrift, nicht gelehret. Diese bezeuget durchgängig, daß Gottes Sohn die Menschheit, oder menschliche Natur, nicht in sein göttliches Wesen verwandelt, sondern an sich genommen, in dieselbe sich gleichsam eingekleidet, und mit ihr persönlich sich vereiniget habe. Woher denn die allergenaueste Vereinigung und Gemeinschaft, auch gemeinschaftliche Theilnehmung an beyderseits Handlungen, zwischen beyden Naturen, entstehet. Daher hat zwar die Person dieses großen Gott-Menschen und Mittlers gelitten, und den Creutzes-Tod erduldet, wodurch auch solch Leiden und Sterben von einer göttlichen Kraft, und verdienstlich seyn können, es ist aber doch bey dem allen die Gottheit in ihrer unwandelbaren, und alles Leidens schlechterdings unfähigen Natur ungekränckt geblieben, maaßen Christus in und nach dem Fleische, jedoch in un-

zertrennlicher Vereinigung derer beyden Naturen alles diß gelitten hat, wie die H. Schrift, so oft sie von Jesu Leiden und Tod redet, sehr mercklich und aufs genaueste anzeiget. Ist denn nun dieses alles etwas unmögliches? Ist es denn in sich etwas widersprechendes, daß Gott und Mensch in einer Person vereiniget sey, daß die in die Einigkeit der Person des Sohnes Gottes aufgenommene menschliche Natur von aller Sünde befreyet, daß das, was der einen Natur eigenthümlich zustehet, der andern eigen gemachet, und demnach alles Thun und Lassen der gantzen Person, mit Recht, beygeleget werde? Muß uns nicht die Möglichkeit dessen begreiflich seyn, wenn wir nur auf unser selbst eignes Wesen, und auf das genaue Band der Vereinigung zwischen unsern beyden wesentlichen wesentlich von einander unterschiedenen Theilen, Leib und Seele, acht haben wollen? Liegt aber in der Sache selbst kein wahrhafter Widerspruch, so sind wir auch keinesweges befugt, dieselbe in Zweifel zu ziehen, vielweniger, als ungeräumt und lächerlich, zu verlachen, ob wir gleich die eigentliche Art und Weise, wie Gott Mensch worden, und im angenommenen Fleische gelitten habe, nicht begreifen können, und es also als ein Verehrungs-würdiges Geheimniß ansehen müssen. Gnug, indem der ewige Sohn Gottes in der Fülle der Zeit im Fleisch geoffenbahret und getödtet, aber auch wieder auferwecket worden, so ist Gott, nach dem Ausdrucke unsers Auctoris, auf eine ausnehmende Art vom Himmel herab auf die Erde gestiegen, und hat nichts unterlassen, was zur Wiederherstellung unserer Seligkeit, wie auch zur Brechung alles hartnäckigten Unglaubens, nöthig seyn können. Wer nun, bey allen diesen unläugbaren Wundern der Wahrheit und Güte Gottes, noch ein ungläubiges Hertz behält, der handelt, bey aller seiner vermeynten Vernunft, unvernünftig und thöricht. Dagegen denenjenigen, die durch Gottes Wort sich unterrichten, und von der Wahrheit überzeugen lassen, der Menschgewordene und gecreutzigte

te Gottes Sohn lauter göttliche Kraft und göttliche Weisheit, zugleich auch die ursprüngliche Quelle aller wahren Seligkeit und Gottseligkeit ist.

§. VII.

Derjenige Welt-Weise, der da glaubt, daß die Vernunft der Gräntz-Stein aller Dinge ist, der zweifelt noch, ob er die seinige an Gott aufopfern solle. Er sähe gern, daß Gott entweder nicht so viel Wunder gethan, oder, da er sie gethan hat, daß er ihme die geheimen Ursachen davon entdecket hätte. Er wollte lieber bey der göttlichen Providentz eine eingeschränckte Gewalt, oder, bey seiner Vernunft, eine weitere Einsicht haben.

Daher, daß man den Unterscheid zwischen dem Gesetz und dem Evangelio, der Gebühr nach, nicht in acht genommen, sind, zu allen Zeiten, in der Kirche, grosse Mißhälligkeiten entstanden; und daher, daß man Vernunft und Offenbahrung nicht gehörig unterschieden, und ein jedwedes in seinem wahren Werth gelassen hat, ist Unglauben und Atheisterey entstanden. Vernunft und Schrift sind beydes edle Gaben Gottes. Bleiben sie beyde in ihrer Ordnung, und ein jedwedes, so zu reden, an seiner Stelle, so bietet eins dem andern die Hand, und ist ohnmöglich, daß das eine zur Vernichtigung des andern gereichen könne. Wenn aber die Vernunft den Meister spielen, und allen Dingen Maaß und Ziel setzen will, so kan daher nichts anders als Irrthum, Verwirrung, und Unfug erfolgen. Da müssen die Begriffe von Gott, und der Religion, nothwendig sehr klein, sehr mangelhaft, und elend seyn. Da muß es einem Welt-Weisen, der die Vernunft zum Maaßstabe, und Grentzmaahle aller Wahrheit setzet, nicht anders, als ungelegen fallen, wenn er noch andere Wahrheiten

eingestehen soll, die er doch nicht begreifen kan. Da wollte er lieber, daß Gott nicht so ein großer Gott, und sein Wort nicht mit so vielen Geheimnissen angefüllet, oder wenigstens seine Vernunft, mit tiefern Einsichten begabet wäre. Und da, wie Cäsar an einem Orte de bello Gallico sagt, libenter homines, quod volunt, credunt, die Menschen das, was sie wünschen und wollen, auch leicht und gern glauben; so ist es, bey solchen blinden Verehrern ihrer Vernunft, eine gantz leichte, ja fast unvermeidliche Sache, daß sie alles, was ihre Vernunft übersteiget, mithin alle Geheimnisse Gottes und der Religion in Zweifel ziehen, oder wohl gäntzlich verläugnen. Aus diesem Grunde hat Tertullianus dergleichen Welt-Weisen, mit allem Recht, patriarchas omnium hæresium, die Väter aller Ketzer und Ketzereyen, genennet. Man lasse Gott Gott, Schrift Schrift, und Vernunft Vernunft seyn, so wird die Vernunft nimmermehr Gott und seinem Worte widersprechen, sondern denen göttlichen Aussprüchen willig sich unterwerfen, und zum Glauben mehr beförderlich, als hinderlich seyn.

§. VIII.

Der demüthige Christ betet beydes das, was er begreift, und das, was er nicht begreifet, an. Er weis, daß dieses Leben der Ort der Finsterniß ist, daß nur allein in dem andern Leben die Decken werden hinweg gezogen, die Schatten vertrieben, die Wahrheiten in ein helles Licht gesetzet seyn.

Wir haben zwar von Glaubens-Sachen, ja von keinem einzigen Dinge in der Welt, einen gantz vollständigen Begriff. Es ist aber doch von dem, was zum Dienste Gottes, und zur Erlangung unserer Seligkeit gehöret, immer eins deutlicher, als das andere, geoffenbahret, und also eins vor dem anderm begreiflicher,

cher, je nach dem es, zur Seligkeit, zu wissen, mehr oder weniger nöthig und nützlich ist. Alles, was uns, zur Seligkeit, zu wissen schlechterdings nöthig gewesen, ist uns auch, im Worte Gottes, mit solcher Deutlichkeit entdecket, und vorgelegt, daß wir gar wohl begreifen können, wie und wodurch wir von Sünden und allem Uebel, erlöset worden, wie und in welcher Ordnung wir der geschehenen Erlösung, samt aller damit verknüpften Heils-Güter, theilhaftig werden und geniessen, und wie wir also zu Gott kommen und ewig selig werden können und sollen. Das ist auch allerdings gnug nach unsern itzigen Umständen. Was die hierbey vorkommende Geheimnisse anbetrifft, so ist gar nicht noth, daß uns derselben eigentliche Beschaffenheit vorgezeiget werde. Was der Herr zu seinen Jüngern sprach: ich habe euch noch viel zu sagen, ihr könnet es aber itzt nicht tragen Ioh. XVI, 12. das wird überhaupt, in Ansehung derer Geheimnisse, zu uns allen gesagt. Gott, dem unsere Leibes- und Seelen-Kräfte, besser, als uns selbst, bekannt sind, der weis auch am besten, wie viel Licht des Erkenntnisses unsere blöden Augen vertragen können. Einem Gemüthe solche Wahrheiten zur Untersuchung, oder zur Erlernung vorlegen, welche es gar nicht verstehen oder fassen kan, ist von Seiten dessen, der es thut, weder Weisheit, noch Wohlthat, und muß einem solchen schwachen Gemüthe mehr zur Beschämung, und zum Verdruß, als zur Ehre und zum Vergnügen, gereichen. Da nun Gott, mit Lehre und Unterricht von solchen Wahrheiten uns verschonet hat, die wir, theils von wegen der Sache selbst, theils und hauptsächlich von wegen unsers engen Verstandes, nicht begreifen können, so haben wir diesen Mangel göttlicher Offenbahrung allerdings für eine Weisheit und Wohlthat Gottes anzusehen, an statt daß wir darüber böse seyn sollten, daß uns die eigentliche Bewandtniß derer göttlichen Geheimnisse unaufgedeckt geblieben ist. Daher denn ein demüthiger Christ, nach dem Ur-

theil

theil unsers Herrn Auctors so wohl das, was er von Gott und göttlichen Dingen begreifet, als auch das, was er nicht begreifet, jedoch für eine göttliche Heils-Wahrheit halten muß, mit gleicher Ehrerbietigkeit ansiehet, auch beydes als einen Bewegungs-Grund zur Verherrlichung seines Gottes gebraucht. Er bedenckt und weis, daß hier gar nicht der Ort ist, da alles ins volle Licht gesetzet werden könne, oder müsse, daß hier auch das allerbeste Wissen doch nur Stückwerck sey, welches dort allererst aufhören, und mit Vollkommenheit abgewechselt werden wird, daß wir itzt durch einen Spiegel in einem dunckeln Wort, dort aber von Angesicht zu Angesicht sehen werden, daß demnach unsere itzige Erkenntniß von denen Geheimnissen des Reiches Gottes, mehr eine bildliche, als eine anschauende Erkenntniß ist, und daß, wenn es vom Glauben zum Schauen kommen wird, auch die Einsichten unsers Verstandes in die Wege und Wercke Gottes, ungleich tiefer, weitläuftiger, und völliger seyn werden. Welche in der Ewigkeit zu erwartende Vollkommenheit des Erkenntnisses nicht so wohl in Absicht auf die Sache, die erkannt und verstanden werden soll, als vielmehr in Absicht auf unsern Verstand, zu nehmen ist, welcher so viel Licht empfangen wird, als er in Ewigkeit wird fassen können. Denn Gott gewißlich, auch in der Ewigkeit, vor denen Augen seiner Creatur, ein unbegreiflicher und unendlicher Gott, so wie die Creatur, aller empfangenen Herrlichkeit und Seligkeit ungeachtet, ein endliches Wesen verbleiben wird. Der selige Scriver in seinem Seelen-Schatze P. V. Cap. IX. §. 14. von der zukünftigen Herrlichkeit und Seligkeit der gläubigen Seelen, redet hiervon also: Hie möchte nun jemand sagen: Wie kan ein Mensch den unendlichen Gott sehen, und zwar vollkömmlich? ich antworte: Wenn gesaget wird, wir werden den dreyeinigen, herrlichen, und seligen Gott sehen vollkömmentlich, so muß das Wort nicht auf Gott gezogen werden, als wenn

wir

wir auf den Boden oder Grund der Majestät und Herrlichkeit Gottes, und seines göttlichen Wesens sehen würden; denn auch die Cherubim und Seraphim, mögen die gantze Tiefe der Gottheit nicht ergründen, sondern sie werden uns vorgestellet, daß sie ihr Antlitz mit ihren Flügeln vor dem Angesicht des glorwürdigsten Gottes verdecken, anzudeuten, daß sie alle Herrlichkeit und Klarheit des ewigen und unbegreiflichen Gottes nicht gantz begreifen können; sondern das Wort vollkömmlich gehet auf uns, und deutet an, daß wir so viel von Gott, in Gott, und an Gott schauen werden, daß wir darum volles Gnügen, und die völlige vollkommene Seligkeit haben werden. Welches er nachhero weiter mit denen schicklichsten Gleichnissen erläutert. Aus diesem Grunde, daß Gott ein in alle Ewigkeit unbegreiflicher Gott, und das Geschöpfe eines endlichen, und daher immer mehrerer Vollkommenheiten fähigen Wesens ist, lässet sich auch begreifen, daß in der Ewigkeit ein Wachsthum gleich wie an der Erkenntniß, also überhaupt an der Herrlichkeit und Seligkeit statt finden wird. Man kan es an dem Exempel der heiligen Engel abnehmen. Diese sehen allezeit das Angesicht Gottes, des himmlischen Vaters, und geniessen daher einer völligen Seligkeit. Bey dem allen aber werden ihnen doch, so zu reden, stündlich und augenblichlich, immer neue Reichthümer der Weisheit und Erkenntniß Gottes, mithin auch immer neue Quellen des himmlischen Vergnügens in Gott, aufgeschlossen, wann ihnen, denen Herrschaften in dem Himmel, die in seiner Kirche sich veroffenbahrende mannigfaltige Weisheit Gottes, ebenfalls kund gemachet wird. Eph. III, 10. Daher sie auch, mit Demuthsvoller Lehrbegierigkeit, in die Geheimnisse des Reiches Christi hinab schauen. 1 Pet, I. 12. Welche ihre süße Bemühungen gewißlich nicht ohne Frucht seyn, sondern mit einer immer mehrern Erkenntniß, folglich auch immer neuern Seligkeit, werden belohnet werden. Wer wollte nun wohl zweifeln, daß

nicht

nicht die seligen Menschen, auch in diesem Stücke, denen Engeln Gottes gleich seyn werden? Um welcher Ursachen willen sie denn der Seligkeit nimmermehr überdrüßig, oder ihnen, so zu reden, die Zeiten lang werden können, wovon der selige Scriver am angeführten Orte Cap. XI. §. 30. von der seligen herrlichen Wohnung im Himmel, ebenfals, seiner Art nach, gründlich und lieblich, gehandelt hat. So gewiß es aber ist, daß in der seligen Ewigkeit die Schuppen der Unwissenheit gäntzlich hinweg fallen, die Decken hinweg gezogen, die Schatten vertrieben, und die Wahrheiten in das herrlichste Licht werden gestellet werden; so ungewiß ist es dagegen, ob noch in dieser Welt ein seculum majoris revelationis, eine Zeit größerer und ausserordentlicher Offenbahrung erfolgen werde, wie von einigen, aber ohne gnugsamen Grund aus H. Schrifft, vorgegeben werden wollen. Dieses Vorgeben, weil es kein zuverläßiges Wort Gottes vor sich hat, gehöret unter die Dinge, die mehr zu wünschen, als zu hoffen sind.

§. IX.

Der Ruchlose (impius) ist ein Mensch, der sich eine Ehre draus machet, daß er ohne Religion lebet. Rede mit ihm von Gott, er höret dich nur kaltsinnig an. Die Kirche ist sein ordentlicher Sammel-Platz, da plaudert er, da lachet er, da nimmt er Dinge vor, welche man kaum in einer Gesellschaft, darinnen das allerfreyeste Wesen zugelassen ist, verstatten würde. Er hat und empfindet so wenig Ehrfurcht vor dem Angesichte dessen, den man daselbst anbetet, als ob es eine Schande wäre, in seiner Gegenwart sich zu ernierigen. Daher neiget er, unter einer großen Leichtsinnigkeit, den Kopf, und läßet sich nur mit dem einen Knie auf die Erde nieder. Man höret

ihn

ihn niemahls reden, daß er nicht dabey fluchen und schweren, nicht über heilige Dinge spotten, nicht das, was er nicht weis, verlästern solle. An denen Fest-Tagen stifftet er, mit Vergnügen, die schändlichsten Zusammenkünfte, und machet die gröbsten Debauchen. Er würde erröthen, wenn man ihn in denen Gottes-Häusern sehen sollte, vielmehr hält er es für rühmlich, mit mehrern Gottlosen seiner Art, einen Ort auszusuchen, wo er seine teuflische Erfindungen füglich zu Marckte bringen, und gültig machen kan.

Hier und im folgenden zeiget Herr de la Bruyere die Eigenschaften und Kennzeichen beydes derer Gottlosen und Heuchler, als derer so genannten starcken Geister, das ist, derer Gottes- und Religions-Spötter, an. Der heilige Apostel Petrus hat solches schon zu seiner Zeit gethan, wenn er 2 Petr. III. nicht nur der Spötter, sondern auch solcher Spötter, die nach ihren eignen Lüsten wandeln, also gedencket, daß er die Sichern dadurch schrecke und strafe, die Frommen und Gläubigen aber stärcke und tröste. Wie nun nicht allein zu Petri, sondern auch bereits zu Davids Zeiten, so wohl Ruchlose, als Spötter, in der Kirchen Gottes, beysammen gefunden wurden; also fehlt es noch itzo an solchen Verächtern Gottes, und seines Wortes, nicht. Was insonderheit die Ruchlosigkeit und Heucheley derer erstern, in Ansehung des öffentlichen Gottesdienstes, anbetrifft, so hat uns selbige der Gottselige Scriver in seinem Seelen-Schatze P. III. Cap. XXIII. von der gläubigen Seelen Aufrichtigkeit, Lauterkeit, und Wahrheit p. m. 859. fast mit eben den Worten, als Herr de la Bruyere, beschrieben: „Des Sontags, schreibt er, weil es so die Ge-
„wohnheit ist, thut er, der Ruchlose und Heuchler, sich
„fein zierlich an, und bringet die Früh-Stunde mit Pu-
„tzen zu, oder gehet hin zum Brand- oder Wermuth-

Wein,

„Wein, scherzet, schwatzet, lachet, kommt endlich, „wenn die Predigt angehet, in die Kirche, höret die „Stunde dem Prediger zu, es sey denn, daß ihm ein „sanfter Schlaf ankommt, welchen er nicht versäumen „mag. Zuweilen fladdern die Augen herum, und sehen „nach der Eitelkeit, das Hertz wallet auch wohl, und „schweifet außer der Kirchen umher, und wandelt sei„nem Geitze oder Wollüsten nach, es ist bey ihm keine „sonderliche Ehrerbietigkeit und Andacht, er soll mit „seinem Nachbahr von zeitlichen Dingen in der Kirchen „schwatzen, als in der Schencke. Wanns aus ist, so „eilet er aus der Kirchen, er siehet der Verrichtung „des hochwürdigen Abendmahls mit keinem gottseligen „Nachdencken zu, er genieset es nicht im Glauben, er „dancket seinem Erlöser nicht für sein Leiden und Ster„ben, und heiliges vergossenes Blut, er betet nicht für „seine Mitchristen, die zum hochwürdigen Abendmahl „gehen, weil er meynt, es sey eine schlechte Sache, die „er und ein jeder wohl kenne: Er dencket auch dem „nicht nach, was er gehöret hat, sondern vermeynet, „er habe seinem Christenthum Gnüge gethan, daß er „in der Kirchen gewesen, und ist denn ferner „darauf bedacht, wie er, nach eingenommenen Mit„tags-Mahl, die übrige Tages-Zeit in allerley Lust und „Zeit-Vertreib wolle hinbringen. „ So machen es die Gottlosen und Heuchler, wie die betrübte Erfahrung aller Orten bezeuget. Gantz anders und besser verhalten sich, gleichwie überhaupt, also auch sonderlich in Absicht auf den öffentlichen Gottesdienst, die von Hertzen Gottesfürchtigen, und Frommen. Wir wollen abermahls hiervon gedachten Herrn Scriver reden lassen. „Sind sie, spricht er in eben dieser Predigt §. 15. p. m. 849. „die Gläubigen und Frommen, in der „Kirchen, sie suchen nicht das Ansehen vor denen Leu„ten, sondern Gott sich zum Opfer, das da lebendig, „heilig, und ihm wohlgefällig ist, darzu stellen. Beu„gen sie ihre Knie? sie beugen auch den Sinn, und le-

gen

„gen ihr Hertz in Demuth dem gecreutzigten Herrn Je=
„su zum Füssen: Heben sie ihre Augen auf gen Him=
„mel? so heben sie das Hertz auch zugleich mit auf:
„Seufzen sie? es gehet von Grund des Hertzens: Sin=
„gen sie? sie singen und spielen auch dem Herrn in ih=
„ren Hertzen. Hören sie die Predigt? sie trachten das
„Wort in einem feinen (ehrlichen, aufrichtigen) Her=
„tzen aufzunehmen, und zu bewahren, es vergnüget sie
„nicht der Schall in die Ohren, nicht die Beredsamkeit
„und die äußerlichen Gaben des Predigers, sondern sie
„begehren die Kraft des Wortes, und die Bewegung
„des heiligen Geistes, an und in ihrem Hertzen zu em=
„pfinden: Ihr einiges Absehen hierbey ist, immer
„frömmer, heiliger, gottseliger zu werden, und Gott
„in Heiligkeit und Gerechtigkeit zu dienen ꝛc..

§. X.

Der so genannte starcke Geist ist mehr als gottloß. Er hat gar keine Religion. Nicht so plump und ungeschliffen ist er, als der Libertin. Man kan ihn viel besser leiden, man höret ihm so gar mit Aufmerckſamkeit zu. Durch seine ge=schickte, aber schädliche, Schertz = Reden greifet er andere an, ohne ihm selbst Tort zu thun. Die Frömmigkeit, die heiligen Gebräuche und Sachen, die Geheimnisse sind für ihn eine Materie, darü=ber er Kurtzweile treibet. Er schreibt alles dem Laufe der Natur zu, und da er solchen Lauf der Natur einem allerhöchsten independenten We=sen zuschreiben sollte, so leitet er selbigen von einem blinden Zufalle, von einem unvermeidlichen Ver=hängnisse, von einer gewissen Nothwendig=keit her, von welcher er keinen Ursprung zulas=sen will.

Von diesen vermeynt:lich starcken Geistern ist bereits oben p. 1. seqq. eines und das andere angemercket worden. Worauf wir uns allhier beziehen wollen, so wie wir uns dort, auf diese und folgende Stellen des Herrn Auctoris, bezogen haben. Außer dem hat der Herr Abt Moßheim die kahlen Einwürfe, und unvernünftigen Spöttereyen dieser ungläubigen Geister, samt ihren eigentlichen Qvellen, und unseligen Früchten, auf das ordentlichste angezeiget, aber auch auf das gründlichste und lebhafteste widerleget im andern Theile seiner heiligen Reden, und daselbst in der vierten Rede, von der elenden Thorheit der Religions-Spötter über 2 Pet. III, 3.

§. XI.

Derjenige ist in seinen (des starcken Geistes) Gedancken schwach,* der eine Unsterblichkeit der Seelen glaubet. Wessen uns der Glaube gründlich versichert, ziehet er in Zweifel. Der Religion legt er den Namen einer politischen Klugheit bey. Vermeynestu ihn, durch das Ansehen der heiligen Schrift, auf andere Gedancken zu bringen, oder irre zu machen? so ist sein principium, daß er die Schrift nicht annimmt. Diese Propheten, spricht er, diese Apostel waren eben solche Leute, wie wir sind, soll man sich denn mehr nach ihnen, als nach tausend andern, richten, die verschiedentlich von der Religion geurtheilet haben? Halt, Ruchloser, hier halte ich dich? nicht also: sie waren keine solche Männer, wie wir. Sie hatten ein demüthiges Hertz, einen erleuchteten Verstand, ein reines Gewissen. Du steckest in lauter Finsternissen, du urtheilest nach Vorurtheilen, du bist in deine eigne Irrungen verliebt. Der Unterscheid ist sehr groß.

Die

* Die vorgegebene Gemüths-Stärcke derer, die der Religion, und folglich auch der Unsterblichkeit der Seelen spotten, ist weiter nichts als eine Macht der Finsterniß. Daher sehen sie alles mit verkehrten Augen an. Was bey ihnen Verstand, Scharfsinnigkeit, und Großmuth heißet, das ist in der That Unverstand, Tummheit, und Niederträchtigkeit. Was könnte wohl der vernünftige Mensch für einen edlern, großmüthigern, und seinem gantzen Wesen anständigern Gedancken in seiner Seelen hegen, als wenn er glaubt, daß ein Gott, daß er von Gott zur Ewigkeit erschaffen, daß seine Seele unsterblich, und einer ewigen Belohnung oder Bestrafung fähig ist? zumahl er, solches zu glauben, die triftigsten Bewegungs-Gründe vor sich hat? Dagegen was kan niederträchtiger heraus kommen? Was kan den Menschen mehr entmenschen, und in die Gemeinschaft eines andern Thieres setzen, als wenn er jene edelmüthigen Begriffe fahren lässet, und seine Seele für etwas sterbliches hält? Cicero und Seneca waren ohnstreitig zweene Männer von großem Verstande, und von einem recht starcken Geiste. Beyde aber hielten es sich nicht nur für keine Schande, oder Schwachheit, sondern für den grösten Ruhm, und für das vornehmste Stück ihrer Glückseligkeit, daß sie von der Unsterblichkeit der Seelen eingenommen waren. Jener spricht in Catone: Si in hoc erro, quod animas hominum immortales esse credam, libenter erro. Nec mihi hunc errorem, quo delector, dum vivo, extorqueri volo. Sin mortuus, ut quidam minuti philosophi censent, nihil sentiam, non vereor, ne hunc errorem meum mortui philosophi derideant. Das ist, wann ich darinnen irre, daß ich die Seelen der Menschen für unsterblich halte, so will ich gern irren, auch diesen süssen Irrthum, so lange ich lebe, mir nicht aus dem Hertzen reißen lassen. Sollte ich aber, nach dem Tode, wie einige kleine Welt-Weisen vorgeben, keine Empfindung mehr haben,

so befürchte ich gar nicht, daß man mich, dieses Irrthums halber, verlachen werde. Er hält also diejenigen, die die Unsterblichkeit der Seelen läugnen, für Philosophos minutos, das ist, für niederträchtige und sehr geringe Welt-Weisen, die Meynung von der, nach dem Tode, in Ewigkeit fortdauernden Seele aber für höchstvernünftig, großmüthig, und vortheilhaft. Seneca hatte von einem guten Freunde einen Brief, und in demselben einige Schein-Gründe wider der Seelen Unsterblichkeit, empfangen. Dadurch wurde er zwar in seinen aus der Betrachtung der Unvergänglichkeit der Seelen herfliessenden süssen Gedancken in etwas irre gemachet, er ging aber bald wieder in seine vorige Meynung ein, und bezeugte, daß die Idee einer unsterblichen Seele das Eigenthum derer großmüthigsten Männer sey, wie aus seinem hundert und anderten Briefe zu ersehen ist. Als lange demnach Cicero und Seneca für gelehrte, für kluge, und selbst des Hof-Lebens nicht unkundige Welt-Weisen werden gehalten werden, so lange wird auch die Meynung, daß die Seelen der Menschen unsterblich sind, für die Würckung eines hohen und in der That starcken Geistes, die entgegengesetzte irrige Meynung aber für etwas niederträchtiges und elendes angesehen werden müssen. Man hat aber auch hier, an dem Exempel dieser beyden vortrefflichen Welt-Weisen, des Ciceronis und des Senecæ, beyläufig wahrzunehmen, wie wenig die Vernunft, selbst wenn sie am gründlichsten urtheilet, in Sachen, den Zustand der Seelen, nach dem Tode, betreffend, es zur ungezweifelten Gewißheit bringen kan. Es mengten sich immer bey der Erkenntniß des einen so wohl, als des andern, einige Zweifel mit ein. Es mochte ihnen, über die Unsterblichkeit der Seelen, nur einiger maaßen ein scheinbahrer Einwurf gemachet werden, so wurden sie stutzig. Man dencke nur nicht, daß die ihr gelassene Vernunft heutiges Tages mehr Licht und Kraft besitze, als ihr zu denen Zeiten der alten griechischen und römi-

schen Philosophen beygewohnet. Es ist wahr, ein christlicher Welt-Weise weis die Existentz Gottes, samt desselben hohen Eigenschaften, wie auch das geistliche Wesen, und die daher fliessende Unsterblichkeit der Seelen, mit lauter unwidertreiblichen an einander hangenden Gründen zu erweisen. Hätte er aber nur nicht, von Kindheit an, diese große Wahrheiten, bey der christlichen Religion, gelernet, und ins Hertz gefasset, es würde ihm gewißlich mehr Mühe kosten, um zu einer überzeugenden Erkenntniß dieser Dinge, von selbst, und durch eigne Einsichten, zu gelangen. Vielleicht dürfte es mancher nicht einmahl so weit bringen, als es Cicero, und Seneca, in diesem Stücke gebracht haben. Da es nun aber ein köstlich Ding ist, daß das Hertz, in Erkenntniß dieser und anderer hochwichtigen Wahrheiten, feste werde, welches aber nicht anders, als durch die Gnade geschehen kan, wie der Apostel bezeuget Ebr. XIII, 9 so kan man auch hieraus verstehen, wie unumgänglich nöthig uns eine göttliche Offenbahrung gewesen sey, wenn wir anders von Gott so wohl, als von dem Zustande unserer Seelen nach dem Tode, etwas gewisses erkennen sollten. Da nun die heilige Schrift dieses Wort der göttlichen Offenbahrung ist, so wird auch in derselben durchgängig die Unsterblichkeit der Seelen vorgetragen, und als ein kräftiger Bewegungs-Grund, zur Gottesfurcht, und Tugend, vor Augen gelegt. Fürchtet euch nicht vor denen, sagt unser Heiland, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten; fürchtet euch aber vielmehr für den, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Matth. X, 28. Da haben wir ein recht deutliches Zeugniß von der Seelen Unsterblichkeit. Denn wann keine feindliche Gewalt derselben beykommen, vielweniger sie aufreiben und vernichtigen kan, so muß sie nicht allein, in ihrem Wesen, unauflößlich, und unverletzlich, sondern auch unsterblich seyn, und folglich, wenn schon der Leib getödtet und vernichtiget wird, dennoch überbleiben, be-

stehen, und in Ewigkeit fort dauern, weil wir nirgends finden, daß Gott dieselbe wiederum in ein nichts verkehren wolle, vielmehr allenthalben in seinem Worte das Gegentheil, und daß die Seelen der Menschen, nach dem Absterben des Leibes, entweder ewige Pein, oder ewiges Leben haben sollen, bezeuget wird, wie denn auch dieser Ausspruch, daß Gott Leib und Seele verderben könne zu der Hölle, nicht von einer gäntzlichen Vernichtigung des Leibes und der Seelen, sondern von deren Peinigung, um der beharrlichen Sünden willen, zu verstehen ist.

§. XII.

Ist wohl in der Sprache dieser vermeynten starcken Geister, welche in der That nichts anders, als honnette Atheisten sind, Treu und Glauben zu finden? Um dieses recht sagen zu können, so möchte ich gern ein Zeuge von ihren Gedancken in der Stunde des Todes seyn. Wenn sie keine Religion glauben, warum nehmen sie ihre Zuflucht zum Sacrament? Wenn sie dafür halten, daß die Seele mit dem Cörper stirbet, warum erzittern sie? Warum rufen sie einen Gott an, den sie niemahls bekennet haben? Die allerunruhigsten, wenn es zum Sterben kommt, sind diejenigen, die bey gesunden Tagen alle Bewegungs-Gründe zum Unglauben, oder nichts zu glauben, herbey gesuchet haben. Du wirst deren keinen finden, der nicht vor dem herannahenden Tode erschrecke. Es sey drum, spricht der Atheist in seiner Verzweifelung, ist ein Gott, so werde ich verdammt: ist kein Gott, so wird es sehr viel Narren geben. Allein dieser starcke Geist bedencket nicht, daß er der gröste Narr von der Welt seyn wird.

Bil-

Bildad von Suach im XVIII. Cap. Hiobs, 14. nennet den Tod מֶלֶךְ בַּלָּהוֹת den König, oder Fürsten der Schrecknisse, und siehet, mit diesem Ausdrucke, beydes auf die unvermeidliche Gewalt des Todes, als auch auf die Zerstreuungen und Schrecknisse des Gemüthes, welche derselbe, bey seiner Annäherung, zu verursachen pfleget. Aristoteles nennet den Tod, wie bekannt, πάντων τῶν φοβερῶν φοβερώτατον, das schrecklichste unter allen schrecklichen Dingen. Dieser stagiritische Welt-Weise hatte von Gott, und der Unsterblichkeit der Seelen eben nicht die besten Gedancken, und mag daher mit Recht unter die starcken Geister des griechischen Alterthums gerechnet werden. Vielleicht ist diese seine Beschreibung des Todes aus eigner Erfahrung geflossen, und es ihme so, wie allen starcken Geistern, ergangen, daß, da er sonst über Gott und göttliche Dinge nur gelachet, eine ernsthafte Vorstellung des Todes sein Gemüth in die äußerste Bestürtzung gesetzet, aber auch hierdurch, wider seinen Willen, von der Wahrheit dessen, woran er gezweifelt, überführet hat. Zwar der Tod ist an sich selbst, und wenn er, ohne Absicht auf seine Folgen, betrachtet wird, etwas fürchterliches. Er trennet das so genaue Freundschaftsvolle Band zwischen Leib und Seele. Er setzet diese beyden wesentlichen Theile des Menschen in einen von dem vorigen gewaltig unterschiedenen Stand. Den Leib, daß der Umlauf des Geblüths und aller Lebens-Säfte gäntzlich gehemmet, der Gebrauch aller Sinne und Gliedmaaßen aufgehaben, und dagegen Fäulniß und Verwesung über alle in- und äußerliche Theile geführet wird; die Seele, daß sie, vermittelst derer sinnlichen Werckzeuge des Leibes, keine Empfindung mehr hat, daß sie von dem Besitz und Genuß alles dessen, was sie in der sichtbahren Welt Liebes gefunden hat, hinweg muß, daß sie des so edlen, so bereitwilligen, und so brauchbahren Werckzeuges, das sie an ihrem Cörper gehabt hat, und dessen sie sich, zur Bewerckstelligung ihres Willens, mit

so angenehmer Herrschaft bedienen können, auf einmahl beraubet wird. Hierzu kommt noch dieses, daß der Tod zum öftern nicht nur die vorgehabten wichtigsten, auch wohl heilsamsten Rathschläge und Unternehmungen stöhret und vernichtiget, sondern auch unter denen schmertzhaftesten, langwierigsten und abscheulichsten Kranckheiten sich einzufinden pfleget. Da nun der Mensch von Natur Lust und Liebe zum Leben hat, auch solche Begierde zur Unsterblichkeit, mitten unter denen kümmerlichsten Umständen behält, und derentwegen alles das, wodurch sein Cörper verletzet, oder sein Leben gefähret werden kan, verabscheuet, hingegen dasjenige wünschet und begehret, was zur Erhaltung seines Leibes und Lebens dienlich ist, ob er gleich, nach denen verkehrten Vorstellungen, und daher rührenden unordentlichen Neigungen, gleichwie in andern, also auch in diesen Fällen, des rechten Weges verfehlet; so darf man sich gar nicht verwundern, wenn die Annäherung des Todes Furcht und Bangigkeit über den Menschen bringt, und auch wohl bey denen tugendhaftesten Gemüthern einen Schauer erwecket. Diese Todes-Furcht muß allemahl gröser und ängstlicher seyn, nachdem der Mensch, seines geführten Lebens halber, ein böses Gewissen, und daher nach dem Tode und in der Ewigkeit nicht das beste zu gewarten hat. So unvermeidlich nun aber, dieser und anderer Ursachen wegen, die Schreckniße des Todes sind, so können doch dieselbigen denen so genannten starcken Geistern, bey ihrem schauerhaften Sterbe-Bette, gar nicht zu statten kommen. Sie erschrecken, wenn der Tod bey ihnen anklopfet. Die Exempel, deren wir sogleich eins und das andere anführen wollen, legen solches zur Gnüge an den Tag. Wollten sie diese Jammer-volle Zerstreuungen ihrer Sinne und Gedancken damit entschuldigen, daß die Furcht vor dem Tode etwas natürliches, oder die Frucht eines bösen Gewissens wäre, so würden sie wider sich selbst reden, und ihre eigne im Leben gehegte Lehr Sätze verdammen, die sie doch bis an den letz-

ten

ten Augenblick ihres Lebens behaupten, ja mit ihrem Tode gleichsam versiegeln wollen. Vor dem Tod sich fürchten, heisset ja bey ihnen eine Schwachheit des Verstandes, und eine Niederträchtigkeit des Willens. Die empfindlichsten Schmertzen des Leibes verachten, und dem Tode mit unerschrockenem Muthe entgegen treten, ist nur, ihrem Vorgeben nach, die Eigenschaft solcher großen und starcken Geister, dergleichen sie seyn und heissen wollen. Das Gewissen ist, in ihren Gedancken, ein Hirn-Gespenst, und daher lachen sie über desselben Regungen, und die sich unter einander entschuldigende und verdammende Gedancken des Hertzens. Wenn es nun mit solchen Leuten zum Tode gehet, so müssen sie entweder, ihren bey gesunden Tagen vorgegebenen Lehren zu Folge, vor dem Tode auch nicht einmahl eine saure Mine machen, und es sich gleich viel seyn lassen, ob sie leben oder sterben; oder, wenn sie in der Stunde des Todes Zittern und Zagen ankommt, mit Hertz und Mund bekennen, daß ihre Lehr-Sätze falsch gewesen, daß folglich ein Gott, daß das Gewissen eine geheime Stimme Gottes, daß die Seele unsterblich, und daß nach dem Tode eine ewige Vergeltung zu gewarten sey. Es sind demnach die atheistische Verlachungen des Todes gar kein Werck der Vernunft, sondern die Frucht einer verderbten, und dabey stoltzen Einbildung, welches die im Tode sich äussernde Bestürtzungen zur Gnüge an den Tag legen. Drelincourt in seinem schönen Buche, welches er les Consolations de l' ame fidele contre les frayeurs de la mort, Tröstungen einer gläubigen Seele wider die Schrecknisse des Todes, nennet, L. I. Cap. I. schreibt hiervon fast eben so, wie unser Herr Auctor: Je sai bien, spricht er, qu' il y a des Athées, qui parlent de la mort avec un extreme mepris, & qui font ouverte profession de n' en avoir point de peur. Mais elle a des aiguillors cachez dans leurs propres entrailles, dont elle les pique en de pit qu' ils en ayent. Elle a des frissonnemens & des horreurs,

dont elle les gene & les bourelle, lors qu' ils s' y attendent le moins. La plus part de ceux profanes, qui se vantent hautement de ne point craindre la mort, & qui s' en moquent avec insolence, lors qu' ils la croyent fort loin, sont les premiers a palir a sa rencontre, a decouvrir leur lachetè, & a temoigner leur desespoir. Que s' il y en a, qui en rient, ce n' est, qu' en apparence, ou seulement du bout des levres &c. das ist: Ich weis wohl, daß es Atheisten giebt, welche von dem Tode nicht anders, als mit der äussersten Verachtung reden, auch öffentlich vorgeben, daß sie vor demselben gantz und gar keine Furcht hätten. Aber es hat derselbe seinen Stachel in ihren eigenen Eingeweiden versteckt, mit welchem er sie sticht, ungeachtet des Widerwillens, den sie darüber empfinden. Er führet Schauer und Schrecken bey sich, womit er sie foltert und qvälet, wenn sie dessen sich am wenigsten versehen. Die meisten von diesen Ruchlosen, die sich mit vieler Verwegenheit rühmen, daß sie vor dem Tode sich nicht fürchten, und denselben trotziglich verlachen, wenn sie ihn noch weit entfernet zu seyn glauben, sind die ersten, die bey dessen Annäherung erblassen, ihre Feigheit verrathen, und ihre Verzweifelung bezeugen. Sollte es einige geben, die im Tode lachen, so geschiehet solches nur zum Schein, und mit denen Lippen, wie ein neugebohrnes Kind, welches zu lachen scheinet, wenn es die schmertzhaftesten Empfindungen hat. Oder wie diejenigen, die von dem Kraut gegessen haben, welches, nach Aussage derer Naturkündiger, im Munde Lachen verursachet, indem es seinen Gift zum Hertzen führet, und die Nerven-Säfte tödtlich verdirbet. Nun ist es wahr, es hat Leute gegeben, welche bey ihrer Gottlosigkeit ohne alle Furcht-Bezeugung, und ohne die geringste schreckhafte Regung ihres Gewissens, gestorben sind; allein an statt, daß diese Furchtlosigkeit eine wahre Großmuth und Standhaftigkeit sollte gewesen seyn, so ist es mehr eine blinde Tollkühnheit, oder eine viehi-

sche Raserey zu nennen, da sie nicht anders, als etwan ein aufgebrachtes Schwein in das Eisen des Fängers, mit blinder Wuth, hinein rennet, also selbige den Tod, mit einer mehr als unmenschlichen Fühllosigkeit, ausgestanden haben. Was die alten Stoischen Welt-Weisen von einer, in Noth und Tod, zu bezeugenden gäntzlichen Unempfindlichkeit gelehret, und zum Theil mit ihrem Exempel bezeuget haben, ist ebenfalls mehr Unvernunft und Einbildung, als Wahrheit und wahre Tapferkeit gewesen. Le Stoicisme, sagt unser Herr de la Bruyere, Tom. I. Cap. XI. est un jeu d' esprit, & une idée semblable a la Republique de Platon. Der Stoicismus ist ein Spiel der Gedancken, und eine mit der Platonischen Republic übereinkommende Idee. Daß nun aber, zu dieses gelehrten Moralisten Zeiten, in Franckreich ein groser Vorrath von solchen starcken, aber atheistischen Geistern, vorhanden gewesen, die die Gottheit und Unsterblichkeit der Seelen geläugnet, und gleichwohl im Tode eine mehr als natürliche Furchtsamkeit zu erkennen gegeben, lässet sich aus seinen vorhabenden Worten gantz klärlich ersehen. Spizelius, der mit dem Herrn de la Bruyere in einem Jahre gebohren worden, und also zu gleicher Zeit mit demselben gelebet und geschrieben, hat in seinem Scrutinio Atheismi aus glaubwürdigen Scribenten erwiesen, daß Franckreich in und vor der Zeit, an solchen Leuten von verkehrten Sinnen, über alle Maaßen fruchtbar gewesen sey, so gar daß die Anzahl derselben sich in die 60000 und noch weiter erstrecket, welche gleichsam zu ihrer Losung das Wort: Mens perit & corpus, die Seele stirbt und verdirbt sowohl, als der Cörper, im Munde geführet. Da wird es nun, bey einer so groen Menge, auch nicht an solchen Exempeln gefehlet haben, deren letzte Todes-Stunden der vorigen Lehr- und Lebens-Art, schnurstracks entgegen gewesen sind. Benedictus Spinoza mag vor andern in diese Classe gesetzet werden. Dieser war, wie bekannt, ein hartnäckigter Feind von Gott, und der

Unsterblichkeit der Seelen. Gleichwohl melden die mehresten Lebens-Beschreibungen von ihm, daß er in denen letzten Stunden seines Lebens gar sehr mit Furcht und Zweifel gequälet worden, daß er auch ausdrücklich befohlen, man sollte, wann es mit ihme zum Sterben gehen würde, keinen Menschen, am allerwenigsten einen Geistlichen, zu ihm zu lassen, aus Beysorge, er möchte etwan eine Schwachheit begehen, und ein Wort, das mit seinem atheistischen Lehr-Begriffe nicht überein käme, von sich hören lassen. Zwar berichtet Herr Colerus im Leben Spinozæ Cap. XIV. daß er dißfalls, auch anderer, den Tod Spinozæ betreffender, und hin und wieder vorgegebener Umstände halber, nichts gewisses habe erfahren können, ob er gleich den Wirth und die Wirthin selbst, bey welchen dieser Atheist im Hause gewesen, und welche zu seiner Zeit noch gelebet, dieserwegen gefraget hätte. Es könnte aber auch wohl seyn, daß Spinoza dieses sein Verlangen nicht eben dem Wirthe, als welcher bey desselben Tode nicht zugegen, und in der Kirchen gewesen, sondern einem andern, und vielleicht dem Medico, Ludwig Meyern, den er bis an sein Ende bey sich gehabt, eröffnet, von dem es nachhero andere gehöret, und der Welt bekannt gemachet haben. Eben dieses, daß nemlich Spinoza kurtz vor seinem Ende mit vielen ängstlichen Zweifeln angefochten worden, und durchaus keinen Prediger zu sich lassen wollen, bekräftiget der Verfasser derer sogenannten Jüdischen, und nunmehro Cabbalistischen Briefe. Diese Frantzösische Briefe sind ein Werck, welches theils wegen der reinen, lebhaften und angenehmen Schreibart, theils wegen vieler die Historie, Critique, auch in gewissen Stücken die Sitten-Lehre betreffenden gründlichen Anmerckungen, bisher großen Beyfall gefunden hat, und derentwegen in verschiedene Sprachen übersetzet worden ist. Es kan aber auch nicht geläugnet werden, daß dieser ungenannte Brief-Steller durchgängig einen der H. Schrift, und unserm allerheiligsten christlichen Glauben, nicht weniger

ger denen Vätern der ersten, und verschiedenen großen Lehrern der heutigen Kirche, höchst nachtheiligen Naturalismum ohne Scheu zu erkennen giebt, auch wohl aus keiner andern Ursach, unter der Person eines Juden, und itzt eines Cabbalisten, geschrieben hat, als daß er desto freyer über und wider das Christenthum seine Gedancken auslassen könnte, daher diese wöchentliche Blätter mit vieler Behutsamkeit gelesen seyn wollen, und von einem, der in der christlichen Religion nicht fest gesetzet ist, lieber gar nicht gelesen werden möchten. Unterdessen muß man ihm doch das Zeugniß geben, daß er die Wahrheiten der natürlichen Religion aufrichtig vorträgt, und gründlich behauptet. So handelt er in dem 52sten Cabbalistischen Briefe von der Unsterblichkeit der Seelen, und führet obgedachtes von dem Spinoza mit an, da er denn von der Sache also urtheilet: Spinosa prenoit en vain ces precautions. Il sentoit, malgré lui, des preuves de cette immortalité, qu' il avoit combattue, & son doute etoit la premiere peine de ses opinions, das ist, es war umsonst, daß Spinosa diese Vorsicht gebrauchte. Er fühlte, wider seinen Willen, die Beweisthümer von dieser Unsterblichkeit der Seelen, welche er bestritten hatte, und sein Zweifel war die erste Strafe seiner irrigen Meynungen. Es will zwar der Epicurische Poet Lucretius die Furcht und Angst vor dem Tode nicht als einen Beweis-Grund, daß die Seele unsterblich sey, sondern als eine solche Sache ansehen, wodurch die Unsterblichkeit der Seelen bestritten und über einen Haufen geworfen werde: Er schreibt L. III. de Nat. Rerum also:

- - - Quodsi immortalis nostra foret mens,
Non jam se moriens dissolvi conquereretur,
Sed magis ire foras, vestemque relinquere ut anguis
Gauderet, prælonga senex aut cornua cervus.

Das ist: Wann unsere Seele unsterblich wäre, so würde sie sich über den Tod, und daß sie vom Leibe getren-

trennet werden soll, gar nicht beklagen oder betrüben, vielmehr froh seyn, daß sie aus dem Gefängniß heraus, gehen, und ein altes Kleid, wie etwan die Schlange ihren Balg, oder der Hirsch sein Geweihe, ablegen könnte. Es antwortet aber obgedachter Auctor, in dem angeführten Briefe, auf diesen Einwurf, mit solchen Worten, welche denen Gedancken unsers Herrn de la Bruyere vollkommen ähnlich sind; „Die Furcht, „schreibt er, welche die Seele, indem sie den Cörper „verlassen soll, von sich blicken lässet, ist ein inneres Ge„fühl, welches ihre Unsterblichkeit klährlich an den Tag „leget. Sie fürchtet sich als denn vor einen Uebergang, „den sie zu anderer Zeit als ihren Untergang ansahe. „Eine angebohrne, und an ihr Wesen gebundene idee „von ihrer Ewigkeit lässet sich mercken und empfinden. „Ein solcher, der in seinem Leben sich einbildete über„zeugt zu seyn, daß die Natur seiner Seelen im Blute „bestehe, und folglich vergänglich sey, fänget an in der „Stunde des Todes zu zittern, und erkennet, wie we„nig er seiner Meynung versichert gewesen. Die fal„schen Vernunft-Schlüsse, die betrügerischen Einbil„dungen, die vermeynten großen Wahrscheinlichkeiten „verschwinden: es bleibt nichts als das Andencken der „verübten Laster, und die Furcht vor der Strafe, „übrig.„ Diesen Ausspruch beweiset er nachhero mit dem Exempel des Spinozæ. Thomas Hobbes kan auch, in diesem Stücke, zum mercklichen Beyspiel dienen. Er mag mit Recht unter die Zahl derer starck seyn wollenden Geister gerechnet werden. Aber sein Gewissen überzeugte ihn, sonderlich da er sterben sollte, von der Wahrheit dessen, was er im Leben verlachet hatte. Mehr gemeldter Verfasser der philosophischen, historischen, und critischen Correspondence, wie eigentlich sein Werck genennet wird, gedencket desselben in dem 41sten Briefe, und bezeuget von ihm, „daß er des „Nachts in eine solche Angst und Furcht gerathen, daß „er auch nicht allein in einer Kammer schlafen mögen.

„Des

„Des Nachts habe er geglaubet, daß es unzehlige Gei-
„ster gäbe, und am Tage habe er wider die Existentz
„Gottes geschrieben. Sonne und Mond hätten die
„Glaubens-Articul seiner Religion geordnet und einge-
„richtet. Von sechs Uhr des Morgens an biß um acht
„Uhr des Abends sey er ein Atheist gewesen, so bald
„aber die Finsternisse des Nachts eingebrochen, so hät-
„ten dieselbigen den Glauben von Gott in sein Gemüth
„wiederum zurück geführet.„ Dieser abwechselnde Wi-
derspruch derer Gedancken, der sich sonderlich gegen
das Ende seines Lebens geäußert hat, wie aus seinen
Lebens-Beschreibungen bekannt, ist derselbe nicht ein
unwidersprechliches Zeugniß für die Wahrheit Gottes,
und daß die Seelen der Menschen unsterblich, folglich
einer ewigen Belohnung, oder Bestrafung gewärtig
seyn müssen? Herr Tenzel, in seinen monathlichen Un-
terredungen vom Jahr 1689. Monath Oct. p. m. 990.
seqq. bestärcket nicht nur das, was wir von Spinoza,
und seinen letzten ängstlichen Gedancken beygebracht, mit
dem Zeugnisse des Herrn von Seckendorf in seinem
Christen-Staat; sondern führet auch, aus Theodori
Under-Eycks närrischen Atheisten, ein hieher gehöriges
überaus merckwürdiges Exempel von einem französischen
Ritter an, welcher zwar ein Mann von großem Ver-
stande, und ziemlicher Gelehrsamkeit, aber dabey ein
Ertz Atheist, gewesen, endlich aber in eine Kranckheit,
und zugleich in eine solche Unruhe des Gemüthes ver-
fallen, daß er, voller Verzweifelung, doch mit völli-
gem Verstande, bekennet, es sey ein Gott, die Seele
sey was unsterbliches, und er fürchte sich auf eine recht
peinliche Art vor dem Gerichte Gottes, auch zuletzt in
sehr bedenckliche Worte ausgebrochen, welche weil sie
zu unserm Vorhaben überaus dienlich sind, und unsers
Auctors Gedancken gar sehr bestätigen, wir gantz her-
setzen wollen: „Wenn der Mensch, sprach dieser ver-
„zweifelte Atheist, von dem Augenblicke seiner Geburth
„an wissen könnte, was man ein wenig vorher empfin-
„det,

„det, ehe man seinen Geist aufgiebet, und in was für „einen schmertzlichen Zustand das Gewissen gebracht „wird, so würde von zweyerley eins geschehen; entwe„der würden alle Menschen von der Wiegen an begehren „zu sterben, oder auf eine solche Weise zu leben, daß sie „keine Furcht haben möchten, ihren Stand, in dem Au„genblick des Todes zu verschlimmern. Aber weil ihnen „keine Vermahnungen dienen, noch die Exempel sie „bewegen, so geschiehet es dannenhero, daß, wenn sie „der Tod überfället, sie auf eine solche Weise erschrecket „werden, daß sie oftmahls ihre Tage in Verzweifelung „vollenden, und ihre Gebuhrt, ihr Leben, ihre Sitten, „und Freunde verfluchen. Unter denen, welchen es al„so gehet, bin ich einer. Ich habe mir niemahls kön„nen einbilden, daß das Gesicht des Todes so ein er„schreckliches Ding sollte gewesen seyn, wie es ist. Mit „dem, was man davon sagte, habe ich anders nicht, „als mit ungeheuren Fabeln oder Phantasien gehan„delt. Ich habe die Religion, das Paradieß und die „Hölle, eine menschliche Erfindung und politische „List genennet, die Leute in Ordnung zu halten. „Es ist mir eins als das andere gewesen, die wahre oder „die falsche Religion, was von dem Himmel oder von „der Höllen gesaget worden. Mit einem Wort: Ich ha„be gar nichts geglaubet, aber itzt fange ich an zu glau„ben, halte aber nicht dafür, daß es ein gerechtmachen„der und heilsamer Glaube sey. Nein! es ist ein Glau„be, wie die Teufel haben, welche wissen, daß ein Gott „sey, aber dafür erzittern.„ Hierauf setzet Herr Tenzel sein Urtheil bey, und spricht: „Hieran sollten bil„lig sich adliche und unadliche Personen spiegeln, und nicht „so in den Tag hinein leben. Es wäre wohl zu wün„schen, daß nur in Franckreich solche Atheisten, oder „esprits forts wären, aber es bezeugt nicht nur die täg„liche Erfahrung, sondern auch die nachdenckliche Vor„rede des Herrn Seckendorfs über seinen Christen„Staat, daß derselben mehr als zu viel in Teutschland

„alle

„anzutreffen.„ Inzwischen so groß die Anzahl solcher rohen Leute auch mitten in der Christenheit seyn mag, welche mit jenen im Buche der Weisheit Cap. II. sprechen: Es ist ein kurtz und mühselig Ding um unser Leben, und wenn ein Mensch dahin ist, so ist es gar aus mit ihm ꝛc. Das Schnauben in unser Nasen ist ein Rauch, und unsere Rede ist ein Fünckelein, das sich aus unserm Hertzen regt. Wenn dasselbe verloschen ist, so ist der Leib dahin, wie eine Loder-Asche, und der Geist zerfladdert, wie eine dünne Luft: so müssen sie doch vielmahls, besage der angeführten, und vieler anderer Exempel, noch in der letzten Todes-Noth ein Zeugniß wider sich selbst ablegen, und eben so wie jene Cap. V. für Angst des Geistes, seufzen: Wir haben des rechten Weges gefehlet, und das Licht der Gerechtigkeit hat uns nicht geschienen, und die Sonne ist uns nicht aufgegangen. Wir haben eitel unrechte und schädliche Wege gegangen, und haben gewandelt wüste Unwege, aber des Herrn Weg haben wir nicht gewust. Gleichwie nun aber diese und andere peinliche Schreckniße des Todes kein bloßes Werck der Natur, sondern nothwendige Folgen eines bösen Gewissens, und heilsame Vor-Empfindungen nach dem Tode zu erwartender Straf-Gerichte sind; so können auch dieselbigen durch keine Kräfte, oder Mittel der Natur und Vernunft gehoben, und zur Beruhigung des Gemüthes aus dem Wege geräumet werden. Der Tod ist unvermeidlich. Es lebt kein Mensch, der nicht sterben müsse. Wir fangen von dem ersten Augenblicke unsers Lebens an zu sterben. Unser Leben ist ein Zusammenhang von Noth und Elend. Der Tod ist also kein Unglück, sondern eine Wohlthat zu nennen, weil er dieses an einander hängenden Jammers ein Ende macht. Andere, die in Ehre, in Reichthümern und Gütern sitzen, die alles vollauf haben, müssen auch sterben. Den Tod verachten, und wenn er kommt, standhaft erdulden, ist eine Großmuth, eine ausnehmende Tugend, eine Eigenschaft starcker Seelen. Was nicht

zu ändern stehet, ist mit Geduld und ohne Widerwillen, zu ertragen. Das Andencken im Leben verrichteter guter Handlungen machet, daß man den Tod nicht scheuen darf. Diese und dergleichen Tröstungen ertheilet die Vernunft wider die Schrecknisse des Todes. Sind aber wohl dieselben so beschaffen, daß sie das Hertz in der Stunde des Todes beruhigen, und wider alle Furcht und Gefahr in Sicherheit setzen können? Nichts weniger. Vernünftige Heyden haben selbst die Unzulänglichkeit dieser Trost-Gründe eingesehen und erfahren. Plinius der Jüngere hatte, durch den Tod des Corellii Ruffi, einen vornehmen Gönner, getreuen Rathgeber, und guten Freund verlohren. Dieser hatte sich das Leben selbst genommen. Darüber wurde seine, des Plinii, Bekümmerniß und Traurigkeit noch größer. Er suchte sich selbst, bey solchem Leidwesen, aufzurichten und zu trösten. Er suchte zu solchem Ende alles hervor, was nur einiger maaßen seinen Schmertz zu lindern vermögend zu seyn schien. Aber alles vergebens! Er entdeckte den Kummer seines Hertzens einem andern guten Freunde, dem Calestrio Tironi, und bat denselben inständigst, er möchte ihme doch mit Rath und Trost an die Hand gehen, aber ja mit denen gemeinen ihm selbst vorher wohl bekannten Trost-Mitteln nicht aufgezogen kommen. Proinde, schreibt er L. I. Ep. XII. adhibe solatia mihi, non hæc: *Senex erat, infirmus erat,* (hæc enim novi) sed nova aliqua, sed magna, quæ audierim nunquam, legerim nunquam; nam quæ audivi, quæ legi, sponte succurrunt, sed tanto dolore superantur. das ist: Stehe mir mit Troste bey, aber sprich nicht etwan zu meinem Troste: Er war alt, er war immer kräncklich und schwach, denn das weis ich, sondern neue, sondern recht große und starcke Trost-Gründe, die ich noch niemahls gehöret, noch niemahls gelesen habe, must du vorbringen. Denn die ich sonst gehöret, die ich selbst gelesen, fallen mir von selbst bey, werden aber durch die Größe des Schmer-

tzens überwältiget. Wann nun Plinius, ein vornehmer und gelehrter Römer, in dem gantzen Vorrathe seiner Vernunft, und in allen Schriften derer heydnischen Welt-Weisen, keinen zureichenden Trost über dem Absterben eines guten Freundes finden konnte, wie vielweniger mag die Vernunft wider die Schrecknisse unsers eignen Todes etwas gründliches und bewährtes aufbringen können? Man mag allen solchen aus der Quelle der Vernunft hergeleiteten Tröstungen mit Recht die Worte Hiobs entgegen setzen, mit welchen er seine Freunde, die ihm, in seinem Elende, mit ihren Zusprüchen mehr beschwerlich als trösflich waren, zurücke wieß: Euer Gedächtniß wird vergleichet werden der Asche, und euer Rücke wird wie ein Leimen-Haufe seyn, oder, wie es nach der heiligen Sprache heissen möchte, זִכְרֹנֵיכֶם מְשַׁלֵי אֵפֶר eure memoires, eure Erinnerungen sind lauter Sprüche, oder Vorstellungen der Asche, die ohne Saft und Kraft ist, לְגַבֵּי חֹמֶר גַּבֵּיכֶם Eure vermeynte hohe und starcke Gedancken sind Einbildungen, und einer von Leim zusammen gefügten und erhabenen Hütte gleich, die wider Wind und Wetter nicht bestehen kan. Cap. XIII, 12. Wann die Seele vor denen Schreckungen des Todes vollkömmlich gesichert seyn, und über dieselben siegen soll, so muß sie, mit einer ungezweifelten Gewißheit, überzeuget seyn, daß ihre im Leben begangene Mißhandlungen ihr weder zur Schuld, noch zur Strafe, angerechnet werden können noch sollen, sie muß unfehlbarlich wissen, daß sie in der Ewigkeit an Gott keinen erzürnten strengen Richter, sondern einen versöhnten liebreichen Vater finden werde, und daß sie folglich den Tod für kein Unglück, sondern für eine Wohlthat, für keinen Schaden und Verlust, sondern für lauter Vortheil und Gewinst, für keine eigentliche Beraubung des Lebens, sondern für einen Uebergang in den Besitz und Genuß eines ewigen seligen Lebens, anzusehen habe. Eine solche Trost-volle Versicherung kan nirgends anders, als aus dem vollgültigen

Verdienste Christi, des alleinigen Erlösers von Sünde, und Sünden-Noth, hergenommen werden. Nur der durch Christum im Glauben Gerechte ist in seinem Tode getrost, Prov. XIV, 32. Nur der kan sagen, Sterben ist mein Gewinn, der da im Geist und in der Wahrheit sagen kan: Christus ist mein Leben, Phil. I, 21. Daher ist die εὐθανασία, oder daß man für dem Tod nicht erschrecken dürfe, sondern, mitten in desselben schauerschaften Umständen, beherzt, ja freudig und getrost seyn könne, eine Sache, die nur allein bey der christlichen Religion statt findet, welches denn auch zugleich ein neuer und unwidersprechlicher Beweis für die Wahrheit derselben ist. Aus eben diesem Grunde beweiset auch der selige Scriver die Göttlichkeit des christlichen Glaubens, und spricht Tom. V. Cap. I. §. 74. unter andern hiervon also: „Es versuche es die Welt, und „nehme alle ihre Weisheit, Beredsamkeit, Wollust, „Freude, Reichthum, Ehre und anderes mehr zu Hülfe, ob sie damit ein erregtes Gewissen und beängstigtes Hertz trösten kan? Es treten auf die Welt-Weisen, Gelehrten, Erfahrnen ꝛc. aus dem Heyden-Türcken-Jüdenthum: Es treten auf die überklugen Atheisten mit allen ihren sinnreichen herrlichen Einfällen, welche sie sonst so meisterlich wider das Wort der Wahrheit zu gebrauchen wissen, und trösten einen Menschen in Todes- oder anderer großen Noth! Es ist ihnen unmöglich: Denn aus denen dürren Sand-Bergen kan man kein Wasser schöpfen, und von denen Dornhecken kan man keine Feigen oder Trauben lesen. So können es auch die Jüdischen Rabbinen, der Türcken Muffti, und der Heyden Weisheit-Lehrer, der Chineser Confucius und ihre Hoxions, der Japoneser Bonzes, der andern Indianer Braminen, ja Plato, Aristoteles, Zeno, Socrates oder Epicurus versuchen, ob sie dergleichen etwas zuwege bringen können. Aber das Christenthum ꝛc.

§. XIII.

§. XIII.

Lieber! höre noch einen andern eingebildeten Vernunfts-Spruch dieses starcken Geistes an. Du, tugendhafter Mensch, du glaubest einen Gott, weil du eine Vergeltung für deine gute Wercke erwartest. Dein Urtheil ist interessirt und eigennützig, ich verwerfe es! Wie! würde ich diesem Gottlosen antworten, sollte ich mich wohl lieber für dich und deine Meynung erklähren? Du glaubest keinen Gott, weil du dich für die Bestrafungen deiner Mißhandlungen fürchtest. Ist es nicht viel besser und billiger, daß ich es mit jenem Frommen halte?

Der Fromme und Tugendhafte glaubet einen Gott, nicht derentwegen, weil er gern eine Belohnung seiner Frömmigkeit und Tugend haben möchte, sondern, weil er diese Wahrheit: Es ist ein Gott, nicht nur allenthalben in der gantzen Natur, sondern auch in dem innersten Grunde seines Hertzens und Gewissens, mit unauslöschlichen Buchstaben, eingezeichnet findet, und daher einen Gott glauben würde, wenn er auch gar keine Vergeltung von demselben, weder in der Zeit, noch in der Ewigkeit, zu gewarten haben sollte. Daß eine Sache nützlich ist, beweiset noch nicht, daß dieselbe würcklich vorhanden sey, so wenig als daher, daß etwas schädlich ist, geschlossen werden kan, daß eine solche schädliche Sache auch nicht existire, oder irgendswo gefunden werde. Da nun aber der Atheist selbst, durch diesen denen Tugendhaften gemachten Ein- und Vorwurf, zugestehet, daß das Daseyn eines Gottes nützlich, und zur Ausübung der Tugend beförderlich seyn würde, so muß er es wenigstens für höchst vernünftig halten, daß der Mensch wünsche, es möchte ein Gott seyn, und da dem Menschen, die Existentz Gottes zu glauben, so viel un-

widerlegliche Beweg-Gründe vor Augen liegen, so kan er es ihm gar nicht verdencken, wann er einen Gott glaubet, dessen würckliches Vorhandenseyn nicht nur schlechterdings nothwendig, sondern auch über alle Maaßen nützlich und gut ist. Denn so bald man erkennet, daß Gott ist, und daß er das allerhöchste und allervollkommenste Wesen ist, so erkennet man auch, daß er nothwendig ein Bestrafer des Bösen, und ein Vergelter des Guten seyn müsse, maaßen es eine Eigenschaft des Göttlichen, das ist, des unendlich vollkommenen Wesens ist, das Böse zu hassen und zu bestrafen, das Gute hingegen zu billigen, zu lieben und zu belohnen. Der Apostel setzet ebenfalls diese beyde Begriffe von Gott neben einander. Wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sey, und daß er auch denen, die ihn suchen, ein Vergelter seyn werde, Hebr. XI, 6. So unmöglich es nun ist, daß das Vergeltungs-Recht von dem Wesen Gottes getrennet werden könne, so unmöglich ist es auch, daß ein Kenner und Verehrer Gottes, bey der Uebung seiner Frömmigkeit und Tugend, nicht zugleich einiges Augen-Merck auf seinen selbst eignen Nutzen und Frommen haben sollte, welches ihm aber gar nicht als ein sündlicher Eigennutz ausgeleget werden kan. Wir haben Gott zu ehren und zu lieben, nicht von unsers Nutzens, oder des von ihme zu erwartenden Gnaden-Lohns wegen, sondern um Gottes willen, und weil er das allerhöchste, das allervollkommenste, und das allerseligste Gut, mithin an und für sich selbst, und zwar über alles, folglich auch über uns, zu ehren und zu lieben ist. Es hat aber auch der Mensch zu sich selbst eine natürliche Liebe. Er suchet, nach dem Triebe derselben, seine Wohlfahrt zu befördern, und seinen Schaden zu verhüten. Er liebet daher alles dasjenige, was zur Erlangung seiner Wohlfahrt behülflich ist, oder seyn kan. Diese natürliche Selbst-Liebe ist, in gewisser Maaße, der Grund unserer Freyheit, und die Ursache, warum uns Gesetze vorgeschrieben, unsere Handlungen uns zugerechnet, und ent-

weder Strafen oder Belohnungen zugetheilet werden können. Das Christenthum, und die im Christenthum erforderte Selbst-Verläugnung, hebet diese natürliche Liebe sein selbst gar nicht auf, es bringet selbige nur in die rechte Ordnung, und zeiget, daß je mehr und je gründlicher ein Mensch sich selbst, und seine wahre Glückseligkeit liebet, je mehr er auch sich selbst, das ist, seinen unreinen Eigensinn, Eigenwillen, eigne Ehre, Eigennutz, und andere Wercke seines fleischlichen Hertzens, verläugnen müsse. Daher auch Gott in seinem Wort, beydes mit seinem Gesetz, als mit seinem Evangelio, und mit allen daher fliessenden heilsamen Befehlen und Verordnungen, auf diese im Menschen unabläßig geschäfftige Selbst-Liebe sich beziehet, und ihn, zur gebührenden Beobachtung seines heiligen Raths und Willens, vornehmlich aus dem Grunde zu bewegen suchet, weil ein solcher Gehorsam dem Menschen selbst zum zeitlichen und ewigen Besten gereichen werde. Da heist es: Thue das, so wirst du leben, Luc. X, 28. Da wird das von Befolgung göttlichen Worts zu erwartende Gute voran, und denn die göttliche Forderung darauf gesetzet: Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr dein Gott von dir fordert, Mich. VI, 8. Solchemnach wird die Selbst-Liebe im Menschen von Gott selbst, nicht allein durch das Gesetz der Natur, sondern auch durch das Wort der Offenbahrung, fest gesetzet und bestätiget. Wie könnte es nun wohl dem Herrn mißfallen, wenn wir ihme Ehre, Gehorsam, Liebe und Dienst erweisen, und, bey solcher Erweisung unserer Schuldigkeit, zwar vornehmlich auf seine allerhöchste in sich selbst Ehr- und Liebenswürdigste Vollkommenheit, aber auch zugleich auf seine eben so unendliche Güte, und das daher zu hoffen habende Heil und Wohl, unsere Augen richten, mithin zugleich unsern Nutz und Frommen, und was zu unserm Frieden dienet, in Betrachtung ziehen. Es ist ja die Beförderung der Ehre Gottes, und die Beförderung unserer eignen Wohlfahrt so genau zusammen verbun-

den, und so fest in einander gegründet, daß keins ohne das andere seyn kan. Wer Gottes Ehre sucht und fördert, der sucht und fördert sein eigen Bestes, weil es nur denen Verehrern und Liebhabern Gottes wohl ergehen soll. Wer nun sich selbst rechtschaffen liebet, und seine wahre Seligkeit besorgen will, der muß nothwendig zu Gott hin, nach seinem Wort und Willen sich richten, und demnach Gott über alles lieben und ehren. Je mehr nun ein solcher Mensch erkennet und erfähret, daß er ohne Gott nichts ist, nichts hat, nichts vermag, desto mehr wird er auch erkennen, daß Gott, als der Vater alles Lichts, und die ursprüngliche Quelle aller guten und aller vollkommenen Gaben, um sein selbst willen, zu lieben und zu verehren sey, welche schuldige Verehrung und Liebe Gottes gleichwohl allemahl um desto williger, von Seiten des Menschen, erfolgen wird, je redlicher er für seine Wohlfahrt und Seligkeit besorget ist, weil das letztere ohne das erstere nicht statt finden kan. Diejenigen also, welche auf eine vollkommen reine Liebe gegen Gott andringen, und den allergeringsten Gesuch eignen Vortheils und Gewinns von derselben schlechterdings ausgeschlossen wissen wollen, fodern etwas unmögliches, und scheinen weder von der Natur Gottes und seines Wortes, noch von der Natur des Menschen, gnugsame Kenntniß zu haben. Furcht ist nicht in der Liebe, sagt der Apostel, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, 1 Joh. IV. 18. Daß dieses von einer knechtischen Furcht zu verstehen sey, verstehet sich von selbst. Denn eine kindliche Furcht verträgt sich nicht allein mit der Liebe gegen Gott recht wohl, sondern ist auch von derselben eine wesentliche unzertrennliche Eigenschaft. So mag man nun auch mit allem Recht sagen, der Gesuch eines knechtischen Lohns ist nicht in der Liebe und in dem Dienste Gottes, wird vielmehr von demselben gäntzlich ausgeschlossen, wenn der Gottesdienst rechter Art seyn soll. Gleichwie aber Eltern gar wohl leiden können, daß sie von denen Kindern, um der empfan-

pfangenen und noch zu erwartenden Vortheile und Wohlthaten willen, geliebet werden; so kan auch mit der Liebe Gottes die kindliche Absicht auf eine väterliche Vergeltung gar wohl beysammen stehen. Diß war der eigentliche Verstand von dem bekannten Satze des Antigoni Sochæi, eines frommen und gelehrten Juden, welcher immer zu sagen pflegte: Man solle nicht denen Knechten gleich seyn, die deswegen ihren Herren dieneten, daß sie einen Lohn dafür bekämen, sondern vielmehr den Knechten folgen, die zwar dieneten, aber nicht ums Lohns willen. So unschuldig dieser Ausspruch gewesen, und so wenig er dem von Gott zu erwartenden ewigen Gnaden-Lohne im Wege stehet, so übel wurde derselbe von seinen beyden unartigen Schülern, dem Sadoc und Baithos, ausgeleget, und dahin gedeutet, es wäre nach diesem Leben gar kein Lohn zu hoffen, und sey daher weder eine Unsterblichkeit der Seelen, noch eine Auferstehung der Todten zu glauben. Woher denn die gottlose Secte, und von gedachtem Sadoc der Name der Sadducäer entstanden ist, welche man mit Recht die starcken Geister des Judenthums nennen mag. Es sind aber ohnstreitig diese ungerathene Schüler eines in diesem Punct rechtschaffenen Lehr-Meisters, zu einem solchen falschen und recht atheistischen Schlusse, mehr durch ihren fleischlichen Sinn und Willen, als durch den Lehr-Satz ihres Meisters, verleitet worden. Denn da sie, die Sadducäer, sonst die fünf Bücher Mosis für eine göttliche Schrifft, und also für die Regul und Richtschnur des Glaubens und Lebens, erkennen und annehmen, so hätten sie aus denenselben die Wahrheit, daß Gott den Gehorsam seiner Kinder, nicht allein in der Zeit, sondern auch in der Ewigkeit, gnädiglich belohnen wolle, mit leichter Mühe ersehen können. Wenn Gott der Herr zu Abraham spricht: Ich bin dein Schild, und dein sehr großer Lohn, Gen. XV, 1. so erhellet aus allen Umständen, daß das erste Wort der Verheißung, ich bin dein Schild, auf dieses Leben,

und das andere Wort, ich bin dein großer Lohn, auf das andere und ewige Leben, gehe. Es war ja Abraham schon vorher reich an Vieh, Silber, Gold, Knechten, und andern zeitlichen Gütern, drum kan der Herr, mit dieser nachdrücklichen Verheißung, zeitlichen Reichthum, den er ihm über den vorigen etwan zuwenden wollen, nicht gemeynet haben. Es lässet auch solches der Ausdruck, dessen sich Gott bedienet, gar nicht zu. Es ist ja Reichthum und zeitliches Gut zwar ein Segen Gottes, aber doch nicht Gott selbst. Gott aber selbst wollte des Abrahams Lohn, und sehr großer, das ist, der vollkommenste und allerseligste Lohn seyn. Wie sollten aber die vergänglichen Güter dieser Welt, die ein erleuchtetes und gläubiges Hertz für was sehr geringes und gar nicht für seinen Lohn und Schatz hält, zu der Ehre kommen, daß sie ein sehr großer Lohn genennet würden? Es hat demnach Gott sich selbst, seinem treuen Knechte, zur völligen Genießung, und zu einer ewigen und seligen Gemeinschaft, versprochen, und, daß er mit seiner gantzen Seligkeit sein Lohn seyn und bleiben wolle, die Versicherung gegeben. Weil nun kein Mensch in diesem Leben solchen sehr großen Lohn zu fassen, zu besitzen, und völlig zu genieſſen vermag, so verspricht Gott dem Abraham, und allen seinen getreuen Liebhabern, hiermit den himmlischen ewigen Gnaden Lohn. Wer also, mit Abraham, vor Gott wandelt und fromm ist, der hat auch die unfehlbahre Verheissung, daß Gott sein Schild in diesem, und sein sehr großer Lohn, in jenem ewigen Leben seyn wolle, und seyn werde. Woraus man klährlich ersehen kan, daß die Sadducäer mit ihrem Unglauben denen Schriften Mosis, die sie doch als heilig und göttlich erkannt wissen wollten, ausdrücklich widersprochen haben, und daß überhaupt in denen Schriften Alten Testaments nicht, wie einige, selbst unter denen Christen, vermeynet haben, bloß leibliche und auf dieses Leben abzielende, sondern

auch geistliche und auf ewige und himmlische Güter hinauslaufende Verheißungen enthalten sind.

§. XIV.

Wofern der Atheist, und alle diejenigen, welche die Religion bestreiten, nur noch ein gutes Leben führten, und nicht auf solche Abwege verfielen, von denen auch der bloße Wohlstand uns abhält, vielleicht entschuldigte ich sie, ob sie gleich, im Grunde, gantz und gar keine Entschuldigung haben. Aber findet man wohl solche, die der Ehrbarkeit und Tugend nicht abgesaget haben?

Die Atheisterey führet an und für sich selbst nicht schlechterdings ein auch äußerlich ruchloses uud lasterhaftes Leben mit sich. Es findet zwar bey derselben keine wahre Tugend statt, weil es an der rechten Quelle der Tugend, nemlich an der Erkenntniß, Furcht, und Liebe Gottes ermangelt, so fehlt es auch einem Atheisten an denen wahren, und vor allen andern kräftigen Bewegungs-Gründen und Hülfs-Mitteln zu einem tugendhaften Wandel, als welche aus Gott und seinem Worte, ingleichen von der Unsterblichkeit der Seelen, und von denen in der Ewigkeit zu erwartenden Belohnungen und Strafen, hergenommen werden müssen; und ist daher ein Atheist ungleich weniger, als ein anderer, zur Tugend aufgelegt und geschickt. Bey dem allen aber folget noch nicht, daß einer, der keinen Gott glaubet, auf einmahl alle Ehrbarkeit und Tugend aufgeben, und in allen Sünden, Schanden und Lastern dahin leben müsse. Außerdem, daß selbst der Atheist ein natürliches Gesetz erkennen, auch zu demselben sich verbunden achten muß, ob er gleich den wahren Urheber der Natur, und derer natürlichen Gesetze, welcher Gott selbst ist, nicht erkennen will, außer dem, sage ich, kan er sich gar wohl von gewissen groben Lastern enthalten,

weil

weil er, vermöge seines Temperaments, nicht sonderlich zu denenselben angetrieben wird, so können auch die Furcht vor der öffentlichen Schande und Strafe, der Ehrgeitz, eignes Interesse, andere fleischliche Absichten mehr, bey demselben Bewegungs-Gründe abgeben, daß er von außen eines stillen, ehrbaren, und tugendhaften Wesens sich befleißiget. Wie es denn disfalls zu keiner Zeit an Exempeln gefehlet hat. Die stärcksten Atheisten sind, dem Scheine nach, die sittsamsten Leute gewesen. Des epicurischen lateinischen Poetens, Lucretii, des Iulii Cæsaris Vanini, und vieler anderer zu geschweigen, so ist von Spinosa bekannt, daß er einen überaus erbaulichen Lebens-Wandel von außen geführet, ob er gleich im Hertzen alle Gottheit und alle Unsterblichkeit der Seelen geleugnet, auch solche grundstürtzende Irrthümer in seinen Schriften ungescheuet vorgetragen hat. Bayle, der sein atheistisches Systema deutlich entdecket, und gründlich widerleget hat, findet gleichwohl vieles an ihm, in seinem dictionaire art. Spinosa, zu rühmen. Spinosa, schreibt er, ne juroit jamais. Il ne parloit jamais irreveremment de la Majesté divine. Il assistoit quelque fois aux predications, & il exhortoit meme les autres a etre assidus aux Temples. Il ne se souçiot ni de vin, ni de bonne-chere, ni d'argent. Ce qu' il donnoit a son hôte, qui etoit un peintre de la Haye, etoit une somme bien modique. Il ne songoit, qu' a l'etude, & il y passoit la meilleure partie de la Nuit. Sa Vie etoit celle d' un solitaire. Das ist: Spinoza schwur niemahls. Er sprach niemahls unehrerbietig von der göttlichen Majestät. Er wohnte je zu weilen denen Predigten bey, und vermahnte so gar andere, fleißig zur Kirchen zu gehen. Er achtete weder Wein, noch gutes Essen, noch Geld. Was er seinem Wirthe, der ein Mahler im Haag gewesen, gegeben, war eine sehr mäßige Summe. Er dachte nur auf das Studiren, und verbrachte damit einen guten Theil der

Nacht.

Nacht. Sein Leben war eingezogen, und der Lebens-Art eines Einsiedlers gleich. Der obgemeldte Verfasser derer cabbalistischen Briefe führet ihn mit dem spanischen Jesuiten, Mariana, im Reiche der Todten redend ein, und urtheilet dahin, daß dieser, durch seine im Buche de Rege & Regis institutione, vorgetragene höchstgefährliche Lehr-Sätze, z. e. daß es gar wohl erlaubt sey, einen ketzerischen, oder tyrannischen König, ums Leben zu bringen, und daß diejenigen, die solches thäten, als Helden, im Fall aber, daß sie bey ihrem Vorhaben unglücklich wären, als Gott und Menschen angenehme Opfer, angesehen werden müsten, weit mehr Unheil, als jener, angerichtet hätte. Dem sey nun wie ihm wolle, so ist unsers Auctoris Satz, daß alle Atheisten ein ruchloses und schändliches Leben führen, nicht durchgängig in der Wahrheit gegründet. Sie sind aber derentwegen im geringsten nicht zu entschuldigen, weil ihr Hertz grundböse ist, und weil sie, im Verstand und Willen besser seyn könnten und sollten, so werden sie auch am Tage des Gerichts ἀναπολόγητοι, ohne alle Entschuldigung seyn. Rom. I, 20. Unterdessen ist ihre verstellte bürgerliche Ehrbarkeit und Tugend desto gefährlicher, und gereichet ihnen zu desto mehrerer Verantwortung, weil viele unvorsichtige Hertzen dadurch verführet, und zur Genehmhaltung ihrer Lehren geneiget werden.

§. XV.

Ich habe mir noch nicht einbilden können, daß es rechte Atheisten gäbe. Die Thoren, lesen wir bey dem Propheten, Ps. XIV, 1. sprechen in ihren Hertzen: Es ist kein Gott, das heist, der Gottlose wünschte, daß gar kein Gott seyn möchte. Sein Geist bestreitet, wider seinen Willen, die Wünsche seines Hertzens. Alles widersetzet sich seinen falschen Meynungen. Wann er, durch

sei-

seine Boßhaftigkeit, das Daseyn eines Gottes vernichtiget, so siehet er nach der Zeit nur allzuklährlich, daß er sich betrogen hat. Allein was für eine erschreckliche Sache ist es doch, seinen Irrthum nicht eher, als in dem Augenblicke, da man den Zorn des Himmels empfindet, abschweren wollen! Wie schrecklich ist es, nur alsdenn einen Gott zugestehen, wenn er sich als den Richter der Gottlosen, und als einen unerbittlichen Rächer ihrer Gottlosigkeiten, darstellet.

Ob es, wie unser Herr Auctor in seiner Sprache redet, veritable, das ist, solche Atheisten gebe, und geben könne, welche sich im Ernst bereden, und in ihrem Hertzen völlig überzeugt zu seyn vermeynen, daß kein Gott sey, auch, bey solchem Unglauben, gar keinen Widerspruch ihres Gewissens empfinden? ist eine Frage, über welche unter denen Gottes-Gelehrten, und christlichen Welt-Weisen verschiedentlich, in denen neuern Zeiten, gestritten worden. Diejenigen, so die natürliche Erkenntniß Gottes im Menschen läugnen, bejahen diese Frage, und geben vor, daß nicht nur einzelne Personen, sondern gantze Völcker gefunden würden, welche gar keinen Gott glaubten, und von dem Satze: Es ist kein Gott, eine ungezweifelte Ueberredung hätten. Allein gleichwie es eine sowohl in der Vernunft und Erfahrung, als vornehmlich in der H. Schrift festgegründete Wahrheit ist, daß der Satz: Es ist ein Gott, in aller vernünftigen Menschen Hertzen von Natur offenbahr sey, auch, so bald nur Himmel und Erde in eine aufmercksame Betrachtung gezogen wird, dem Gemüthe einleuchte; also glauben wir mit dem Herrn de la Bruyere nicht, daß es dergleichen Gottes-Verläugner gebe, noch geben könne, die beharrlich, die gantze Zeit ihres Lebens, ohne alle Unruhe ihres Hertzens, und ohne allen Widerspruch des Gewissens, der ungezweifelten Meynung sind, es sey

kein

kein Gott. Es stehet ja in keines Menschen Macht und Willen, daß er das Erkenntniß und Urtheil des Verstandes, nach eignem Gefallen, zurück halte und verhindere, oder umkehre und verändere. Der Gedancke aber, es ist ein Gott, ein allerhöchstes Wesen, eine göttliche Providentz, kan ohnmöglich aussen bleiben, wenn er nur über die ihm vorkommende Dinge vernünftig dencken will. Das Gewissen ist eine solche geheime Kraft der Seelen, die sich, wider alles Vermuthen, und wider den Vorsatz und Willen des Menschen, reget, und vermittelst eines bald zu seiner Beruhigung, bald zu seiner Bestrafung gesprochenen Urtheils veroffenbahret. So kan und mag ein atheistischer Geist sich zwar vornehmen, er wolle sich festiglich einbilden, es sey mit aller Gottheit nichts, er mag auch wohl eine Zeit lang die Wahrheit durch Ungerechtigkeit, wie der Apostel Rom. I, 18. redet, auf- und zurück halten, oder gleichsam ersticken, auch solche Zeit über allerdings in denen Gedancken stehen, er habe Recht, und seine Meynung sey nicht ohne Grund; er wird aber doch, mit allem seinem hartnäckigtem Vorsatze, und mit allen seinen Einbildungen und eingebildeten Vergewisserungen, es nimmermehr dahin bringen können, daß nicht jezuweilen der Gedancke, es könnte doch wohl ein Gott seyn, vielleicht ist ein Gott, ja es ist ein Gott, in ihm entstehen, und dadurch sein Hertz unruhig und zweifelhaft gemachet werden sollte. Geschiehet es nicht eher, so geschiehet es gewißlich in Noth und Tod, wie der Herr Auctor bemercket, und die obangeführten Exempel zur Gnüge bestätigen. Daher denn unser Herr de la Bruyere die Worte Davids im 14ten Psalm mit Recht von dem gottlosen Sinn, Wunsch und Willen derer Lasterhaften erkläret. Denn daß in angeführter Schrifft-Stelle die Rede nicht eigentlich von denen, in recht scharfen Verstande, also genannten theoretischen oder speculativischen Atheisten, sey, sondern von dem natürlichen Verderben des Menschen, mithin von der in allen Natur-Menschen befindlichen, und sich immerzu re-

gen-

genden Feindschaft wider Gott, geredet werde, ist aus dem gantzen Zusammenhange des Psalms, wie auch aus dem Zeugnisse des H. Apostels Rom. III. zu ersehen, obgleich allerdings auch die vorsetzlichen sowohl, als diejenigen practischen Gottes-Verläugner mit eingeschlossen sind, die zwar wohl mit dem Munde bekennen, es sey ein Gott, solche Wahrheit aber im Hertzen verabscheuen, und mit ihrem gottlosen Leben in der That verläugnen, wie sie Paulus beschreibet, Tit. I, 16. Nun finde zwar nicht, daß Geyer, Geßner, Selneccer und Arnd, die Worte Davids, von dem gottlosen Wunsche, daß doch kein Gott seyn möchte, ausdrücklich erkläret hätten; es ist aber doch diese Erkläyrung weder denen Gedancken dieser vortrefflichen Ausleger des heiligen Psalm-Buches, noch auch dem Wort und Sinne des H. Geistes, zuwider. Die Redens-Art אָמַר בְּלִבּוֹ im Hertzen sprechen, läßet sich gar wohl von dem Wunsche, Willen und Verlangen des Hertzens verstehen. David selbst giebt diesem Ausdrucke einen solchen Verstand, wann er Ps. CXXXIX, 11. spricht: וָאֹמַר אַךְ־חֹשֶׁךְ יְשׁוּפֵנִי sprächе ich, das ist, dächte, wünschte, verlangte und begehrte ich, daß die Finsterniß mich decken und verbergen möchte, so muß die Nacht auch Licht um mich seyn, und ich mag vor denen allsehenden Augen Gottes nicht verborgen bleiben können. Matth. XXIV, 48. heisset es von dem bösen Knechte: ἐὰν εἴπῃ ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ· χρονίζει ὁ κύριός μου ἐλθεῖν: So jener, der böse Knecht, wird sagen in seinem Hertzen: Mein Herr kommt noch lange nicht. Dieses Sprechen im Hertzen des bösen Knechts zeiget gewißlich nicht allein eine verdammliche Sicherheit, sondern auch zugleich ein gottloses Wünschen und Begehren an, daß doch der Herr entweder gar nicht, oder doch noch lange nicht kommen möchte! Wie nun aber die Menschen immer gern das, was sie wünschen und wollen, in der That also zu seyn vermeynen, in solchem Falle aber einen sehr übereilten und falschen Schluß machen; so glaubt auch der Atheist, der gern

sähe,

sähe, daß kein Gott wäre, nach solchem seinem recht unvernünftigen Wunsche gnugsamen Grund zu haben, sich und andere zu bereden, es sey in der That und Wahrheit so, wie er wünschet und begehret. Es spricht nemlich dieser Thor, wie in seinem Hertzen, also auch offters mit dem Munde: Es ist kein Gott, welcher Ausspruch aber auf anders nichts, als auf einen verkehrten Sinn und Willen des Hertzens, mithin auf lauter Thorheit und Unvernunft, beruhet. Was übrigens die oben gedachte Frage: Ob es würcklich solche beharrliche, und außer allen Widerspruch ihres Hertzens und Gewissens gesetzte Atheisten gebe, anbelanget, so findet man von denen darüber geführten Streitigkeiten, wie auch von der irrigen Meynung, daß gantze Atheistische Völcker gefunden würden, Nachricht, auch verschiedene gute Erinnerungen in Herrn D. Walchs Hist. und Theol. Einleitung in die Religions-Streitigkeiten ꝛc. P. V. Cap. VII. §. 2. seqq.

§. XVI.

Ich glaube einem solchen Menschen gar nicht, der Zeit seines Lebens den Glauben an und von einem Gott verwirft, und ich werde auf das stärckste von der Wahrheit meiner Religion überzeuget, wenn ich sehe, daß die allergottlosesten Menschen zuletzt, und im Tode, einen Gott zu Hülfe rufen.

Was der Herr Auctor hier und im folgenden, theils von dem in der Stunde des Todes geänderten ungläubigen Sinne einiger Atheisten, theils von dem unseligen und höchst unvernünftigen Schertz und Gespötte derer Sterbenden beybringet, haben wir bereits oben mit einigen Anmerckungen erläutert.

§. XVII.

Nach allen denen Ueberzeugungen, die wir von unserer Religion haben sollen, weis ich nicht,

wie sich Leute von einer so fest gesetzten Gottlosigkeit finden können, daß sie, selbst in dem Augenblicke des Todes, mit ihrem irreligieusen Wesen, gleichsam Parade machen, und sich damit viel wissen. Sollte es wohl möglich seyn, daß sie, durch alle die schrecklichen und schauerhaften Umstände, so diese letzte Stunde mit sich führet, nicht in Bestürtzung gesetzet würden? Ich kan, ungeachtet aller verstellten Sicherheit, die sie von außen an den Tag zu legen sich bemühen, dennoch nicht glauben, daß ihre Seele in einer wahren Zufriedenheit sich befinde. Diese äußerliche Stille ist falsch, diese Unerschrockenheit betrüglich. Wenn auch der Geist weiter nichts, als nur die ordentlichen Schreckniße des Todes auszuhalten hätte, derer traurigen Erinnerungen des vergangenen, und derer noch erschrecklichern Folgen aufs zukünftige, nicht zu gedencken, so deucht mich doch, daß allein dieser Anblick des Todes auch die unbeweglichste Standhaftigkeit wanckend machen, und in Verwirrung bringen soll.

§. XVIII.

Ich habe in dem christlichen Socrate des Herrn von Balzac eine Geschichte gelesen, die mich selbst gantz unruhig gemachet hat. Ein ausländischer Printz, sagt er, war tödtlich kranck, da kam derjenige protestantische Theologus, der sonst vor ihme zu predigen pflegen, mit noch zwey oder drey andern seiner Glaubens-Genossen, ihn zu besuchen, und bat denselben auf das inständigste, daß er doch eine Art seines Glaubens-Bekänntnisses ab-

ablegen möchte. Der Printz antwortete ihm lächelnd: „Mein lieber Herr, es ist mir viel zu „verdrießlich, ihrem Verlangen ein Gnügen zu „thun. Sie sehen, daß ich nicht im Stande bin, „viel Worte zu machen: Ich will ihnen nur kürtzlich sagen, zweymahl zwey ist vier, und zweymahl „vier ist acht, der dort, mein Herr, auf einen „Mathematicum, der mit zugegen war, mit dem „Finger weisende, wird euch noch andere Puncte unsers Glaubens erklähren können.„ Ist nicht in diesen Worten etwas recht ungeheures enthalten? Ist dieses Blindheit, oder Tapferkeit des starcken Geistes? Ist es Unempfindlichkeit, oder Prahlerey? daß ein Mensch in solchen Gedancken dahin stirbet! daß er sterbende es für eine Ehre hält, die Wahrheit der Zahlen zu wissen und zu glauben! daß er keinen andern, als diesen Glauben hat! Weil er denn so gut weis, daß zweymahl zwey vier, und zweymahl vier acht ausmachet, so wird er Zeit gnug haben, die Jahre einer unglückseligen Ewigkeit aus- und zusammen zu rechnen.

§. XIX.

Ist es wohl in der letzten Todes-Stunde Zeit davon, daß man Possen treibe? Kurtzweil und Schertz, schicken sie sich wohl irgendswo weniger, als dahin? Haben wir vergessen, daß dieses derjenige Augenblick ist, den Gott sich selbst vorbehalten hat, um derer Gottlosen zu lachen und zu spotten?

Eines andern, in seinem Unglück, spotten und lachen, ist ein Laster, und eine Art der ἐπιχαιρεκακίας, oder

der Schaden-Freude. Eine solche Verlachung ist ein aus Haß und Freude zusammengesetzter und gemengter Affect, da dem andern sein Unglück gegönnet, Vergnügen darüber geschöpfet, und durch Lachen, oder andere Freudens-Bezeugungen an den Tag geleget wird. Nun werden dem Herrn, unserm Gott, in der H. Schrift nicht allein mancherley menschliche Affecten zugeschrieben, sondern es wird auch dieses von ihme gesagt, daß er über dem Unglück derer Gottlosen sich freue, und, so zu reden, lustig mache. Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, (derer wider Gott und sein Wort mit Lehr und Leben tobenden ruchlosen Menschen,) und der Herr spottet ihrer, Ps. II, 4. und im ersten derer Sprüchwörter v. 24. sqq. wird Gott selbst also redend eingeführet: Weil ich denn rufe, und ihr wegert euch, ich recke meine Hand aus, und niemand achtet drauf, und lasset fahren alle meinen Rath, und wollet meine Strafe nicht: So will ich auch lachen in eurem Unfall, und euer spotten, wenn da kommt, das ihr fürchtet. Gleichwie aber überhaupt menschliche Leidenschaften, von Gott, als dem allerreinesten und aller sinnlicher Vorstellungen und Empfindungen, folglich auch aller daher rührenden Affecten-voller Bewegungen, schlechterdings unfähigem Geiste, nicht anders, als nach menschlicher Weise gesaget werden können, auch daher auf eine göttlicher Majestät anständige Weise erkläret und verstanden werden müssen; also hat man insonderheit bey solchen Gemüths-Bewegungen, die an und für sich selbst lasterhaft sind, dergleichen die Schaden-Freude, und die daher entstehende Verlachung anderer ist, auf das behutsamste zu dencken und zu reden, wenn dergleichen etwa von Gott gesaget werden will. Weil nun, über anderer Unglück und Verderben sich innerlich freuen, oder wohl gar äusserlich spotten und lachen, in sich etwas sündliches ist, so kan diese sündliche Art des Vergnügens in und bey Gott schlechterdings nicht statt finden. Gott hat keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, er suchet

viel-

vielmehr treulich und von gantzem Hertzen aller Menschen Bestes. Es ist ihm auch, nach menschlicher Weise zu reden, ein Leiden, wenn er seine Geschöpfe, die Wercke seiner Hände, und sonderlich den zu seinem Bilde erschaffenen Menschen, im Unglück und Verderben sehen soll. Gott, als das allerheiligste Wesen, hat an nichts, als an sich selbst, und an alle dem, was seinen göttlichen Vollkommenheiten gemäß ist, oder nahe kommt, Vergnügen und Wohlgefallen. Sünde und gottloses Wesen gefället ihm nicht, und kan ihm auch nicht gefallen. Was nun von der Sünde und Gottlosigkeit herkommt, als Tod und Verderben, ist ebener Maaßen kein Vorwurf seines göttlichen Beliebens, Vergnügens und Wohlgefallens. Wenn er nun gleichwohl derer Gottlosen in ihrem Unglück spottet, und daran sich vergnüget, so geschiehet solches gar nicht um solcher ihrer Gottlosigkeit, oder derer dadurch verursachten Bestrafungen halber, sondern von wegen seiner hierbey sich veroffenbahrenden Heiligkeit und Gerechtigkeit. Daß das gottlose Wesen derer Menschen in Zeit und Ewigkeit bestrafet werde, ist ein Werck des allerheiligsten und allergerechtesten Willens Gottes. So oft er nun das Böse bestrafet, so beweiset er seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, erblicket folglich in denen Strafen derer Gottlosen sein eigen Werck, und da er in sich selbst das allervergnügteste und allerseligste Wesen ist, so kan ihm ein Werck seiner unwandelbahren Gerechtigkeit nicht anders als gefällig und erfreulich seyn. Der Gottlose hat Gott und sein Wort verachtet, verspottet und verlachet, was ist gerechter und billiger, als daß er, nach dem gerechten Straf-Gerichte Gottes, wiederum in der Verachtung, und als spöttlich und auslachenswürdig dargestellet werde? Die Ruchlosen, im Buch der Weisheit Cap. V. müssen solches selbst, mitten in ihrer Schande und Strafe, als recht und billig erkennen. Dieses Werck göttlicher Gerechtigkeit äussert sich insonderheit vielmahls an denen Gottlosen in der Stunde ihres To-

des, da sie ohne alle Erbarmung, Hülfe und Trost gelassen werden, nicht als ob Gott ihnen diese Würckungen seiner Liebe, Güte, Gnade und Barmhertzigkeit schlechterdings nicht gönnen oder geben wolle, sondern weil sie derselben, durch ihre beharrliche Verachtung und Verlachung derer Gnaden-Mittel, sich selbst unfähig gemachet haben, und demnach mit allem Rechte vor Gott, vor denen Engeln, und vor denen Gott und sein Wort liebenden Menschen, zu Spott, und, so zu reden, zum Gelächter werden müssen. Lutherus Tom. II. Jen. lat. f. 10. 11. mercket nicht uneben an: Deum dici irridere impios, quando pro sua justitia efficit, ut impii in promeritis, quas sustinent, pœnis, irridendi & subsannandi omnibus objiciantur, daß von Gott gesaget werde, er lache und spotte derer Gottlosen, wann er, nach seiner Gerechtigkeit, machet, daß sie bey Empfindung derer wohlverdienten Strafen und Plagen, allen andern zum Schau-Spiel und zur Verlachung, dargestellet werden. Was kan nun aber wohl unvernünftiger heraus kommen, als in der Stunde des Todes, und da man, so zu sagen, an dem Rande der Ewigkeit stehet, mit dem Tode, und mit denen großen Folgen des Todes, Possen-Werck treiben wollen? Kan etwas mehr der eingebildeten Stärcke des Geistes zuwider seyn, als ein solches Beginnen? Wenn irgends eine Zeit zu ernsthaften Beschäftigungen anzuwenden, sollten es nicht vor allen andern die letzten Augenblicke des Lebens seyn? Sollte da nicht dafür gesorget werden, daß, durch ein wahrhaftig bußfertiges Rückkehr zu Gott, das im Leben verübte Böse wieder gut gemachet, und da man sonst seines Gottes nur gespottet, derselbe als ein heiliger, langmüthiger, gnädiger und barmhertziger Herr erkannt und verehret, und man also nicht, durch seinen gerechten Zorn, zu Schande und Spott gemachet, sondern zu Gnaden und Ehren aufgenommen werden möge?

§. XX.

§. XX.

Nichts soll behutsamer, als die Gelegenheit, von heiligen Dingen zu reden, gebrauchet werden. Es ist eine Schande, gar keine Religion zu haben, es ist lächerlich, solchen Unglauben als ein öffentliches Sieges-Zeichen aufzurichten, und sich damit viel zu wissen. Heimlich und bey sich selbst hat der Gottlose Gewissens-Bisse, öffentlich und vor andern kan er daraus gewißlich sich keine Ehre machen.

§. XXI.

Stilpon antwortete seinem Schüler, dem Crates, sehr weislich, als dieser ihn fragte: Ob auch die Götter an denen Anbetungen derer Menschen einen Wohlgefallen hätten? Frage mich, sprach er, hierüber, wann wir allein seyn werden! Hatte derselbe von seinen Gottheiten nicht die besten und ehrerbietigsten Gedancken; so hielt er es doch nicht erlaubt zu seyn, solches öffentlich an den Tag zu legen, oder er machte, aus einer allzusorgsamen Zärtlichkeit, ein Geheimniß daraus, indem es nicht nöthig ist, daß Unwissende an Dingen Theil haben, die ihren Verstand weit übersteigen.

§. XXII.

Man soll das, was man von gewissen Religions-Puncten dencket, nicht in Gegenwart solcher Leute eröffnen, die entweder durch unsere schlimme Meynungen verderbet, oder durch unsere ausgekünstelte Gedancken, wo nicht in Unglauben, doch wenigstens in Zweifel gestürtzet werden können. Indem ich aber dieses sage und setze, so sehe man

sich wohl für, daß man ja nicht dencke, als ob ich die Freyheit, in Glaubens-Sachen, nach eignem Gefallen, den richterlichen Ausspruch zu thun, billigen, oder befestigen wollte. Ich schelte nur die Unverständigen, die von unsern Geheimnissen, ohne alle Ehrerbietigkeit, reden, oder diejenigen Gelehrten, die, gantz zur Unzeit, ihre Scharffsinnigkeit beweisen.

Ein vernünftiger Mensch, noch mehr ein rechtschaffener Christ, gebrauchet überhaupt, im Reden, alle mögliche Behutsamkeit und Vorsicht. Es hat sich mit der Rede unsers Mundes eben so, wie mit allen übrigen Handlungen. Etwas ohne rechtmäßige Ursach und Absicht thun, oder lassen, ist Unvernunft und Thorheit, und wer etwas redet, das nicht nur nicht nutzet, und taugt, sondern noch darzu ärgerlich oder schädlich ist, der handelt ebenfals unvernünftig und thörlich. Darum wird ein Weiser allemahl nach Iacobi apostolischem Rath Iac. I, 19. schnell zu hören, und langsam zu reden seyn. Er wird die Umstände der Zeit, des Ortes, der Personen, zu und mit welchen, und der Sache, wovon er reden will, in gehörige Betrachtung ziehen, damit, wie aus allen seinen Handlungen, so auch aus seinen Worten, Verstand und Weisheit hervorleuchten möge. Ein Christ weis außer dem, und glaubt, daß er, nach seines Heylandes Ausspruche, von einem jedweden unnützen Worte dereinst Rechenschaft zu geben habe. Wie sollte er nicht mit Furcht und Zittern seinen Mund aufthun, damit ihme ja nicht ein unnützes, noch weniger aber ein schand-und schädliches Wort entfahren möge. Was wahrhaftig, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, was eine Tugend, was ein Lob, ist, dem denckt er nach, und solche, und keine andere Gedancken, wird er auch mit Worten zu erkennen geben. Wenn nun eine solche kluge Für-

sich-

fichtigkeit überhaupt, bey dem Gebrauch der Zungen, nöthig ist, und von vernünftigen und christlich gesinnten Gemüthern in alle Wege beobachtet wird; wie ungleich nöthiger will dieselbige alsdenn seyn, wenn die Rede von Gott und göttlichen Dingen ist? Kan wohl ein Mensch mit Ernst an seinen majestätischen Gott gedencken, daß nicht seine Gedancken voller Furcht, Ehrerbietigkeit, und Demuth, seyn sollten? Gewißlich diese in Hertzen sich regende tiefe Ehrfurcht vor Gott muß noch lebhafter und empfindlicher werden, so oft der Mensch sich unterwindet, von Gott, und von Sachen Gottes, vor, mit, und zu andern ein Wort zu sprechen. Diese mit Furcht beseelte Ehrerbietigkeit vor Gott muß noch höher steigen, und noch weit größere Vorsicht nach sich ziehen, wenn von Geheimnissen des Glaubens geredet werden soll. Was man mit seinem Verstande nicht begreifen kan, davon hat man entweder gar nicht, oder, ohne alle Leichtsinnigkeit, und nicht anders, als mit der äußersten Behutsamkeit, zu sprechen, damit weder Gottes hohe und unbegreifliche Majestät beleidiget, noch ein anderer in denen von Gott hegenden ehrerbietigen Gedancken irre, oder wohl gar davon abwendig gemachet werde. Unser Erlöser selbst hat die Geheimnisse seines Reiches, mit der allerweisesten Behutsamkeit, vorgetragen. Wie wuste er nicht denen unwissenden und einfältigen Hörern seines Worts die allerwichtigsten Grund- und Glaubens-Wahrheiten, unter lauter annehmlichen Bildern, und Gleichnissen, bekannt, und gefällig zu machen? Wie wuste er nicht, wenn er mit seinen Jüngern allein war, und keine widrige, oder wohl gar ärgerliche Erklährung seines Worts, wie etwan vor denen Ohren eines gantzen gantz ungleich gesinneten Volckes, zu befürchten hatte, die heilwärtigen Geheimniß-vollen Lehren von seiner Person und von seinem Amte, frey und gantz unverblümter Weise, heraus zu reden? und wenn er ihre Hertzen zur gebührenden Aufnahme großer Wahrheiten noch nicht hinlänglich ge-

schickt befand, so hielt er, biß auf eine beqvemere Zeit, damit zurück: ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es itzt nicht tragen. Ioh. XVI, 12. Seine Apostel folgten ihm, in solcher heiligen und weisen Vorsicht, getreulich nach. Er foderte solches von ihnen, wann er ihnen die Erinnerung: Habt Saltz bey euch, ertheilete, und sie hiedurch, unter andern, auch zu einem, nach aller christlichen Weisheit und Klugheit eingerichtetem Vortrage derer Geheimnisse des heiligen Evangelii, anermahnete. Die Apostel des Herrn haben solche, im Dencken, und Reden von Gott, und seinem Worte, höchstnöthige Vorsicht ihren Zuhörern ebener maaßen angepriesen und eingeschärfet. Eure Rede, schreibt Paulus an die Colosser, Cap. IV, 16. sey allezeit lieblich und mit Saltz gewürtzet, daß ihr wisset, wie ihr einem jeglichen antworten sollet. So jemand redet (von denen mancherleyen Gnaden Gottes v. 10.) daß ers rede als Gottes Wort (ὡς λόγια τ῀ Θε῀, daß er bedencke, er habe es mit denen Rathschlüssen, Willens-Meynungen, und Ausspruchen Gottes zu thun, und daher so rede, daß dieser heilige Rath, Sinn, und Wille Gottes, in seinen Worten enthalten, ausgedrucket, und denen, die es hören, auf eine Gott geziemende Weise, bekannt gemachet werde:) schreibt Petrus an die Christen insgemein 1 Pet. IV, 11. Wie genau man diese christlich vernünftige Vorsicht, in der ersten Christenheit, beobachtet, wie man die Geheimnisse des Glaubens nicht allen und jedweden, ohne Unterscheid, entdecket, sondern denen im Glauben noch nicht Befestigten und Unmündigen, nur Milch, denen Gesetzten und Starcken hingegen auch starcke Speise, gegeben. Wie man Kinder, und andere zum Erkenntniß und Gebrauch derer hohen Geheimnisse, und Geheimniß-vollen Sacramente in der christlichen Religion, noch nicht gnugsam zubereitete Christen, von Anhörung und Beschauung solcher heiligen Dinge, so gar abgehalten, und wie vorsichtiglich man sonst unter einander, und

son-

sonderlich im Umgange mit denen Ungläubigen, von denen Grund-Lehren des allerheiligsten christlichen Glaubens, geredet habe, ist aus denen Schriften derer jenigen, die uns das erste Christenthum beschrieben und abgebildet haben, zur Genüge bekannt. Wenn nun aber, nach unsers Auctoris Ausdruck, die Gelegenheit von heiligen Dingen zu reden, wohl menagiret, und auf das behutsamste in acht genommen werden soll; so hat es damit gar nicht die Meynung, als ob die christliche Religion, mit ihren Glaubens-und Lebens-Lehren, etwan das Licht scheuete, und mit der Sprache nicht heraus wollte. Das Christenthum ist Wahrheit, und diese Wahrheit kan und muß, wider alle ihre Feinde, bestehen. Sie braucht, zu ihrer Aufrechterhaltung, keiner Verstellung, Arglist, und Kunst. Die heiligen Apostel, und andere treue Bekenner und Zeugen derselben, haben sie, zwar mit aller Vorsicht und Sorgfältigkeit, jedoch auch mit aller Dreustigkeit und Offenhertzigkeit, schrift-und mündlich, bezeuget, hätten auch nimmermehr so freudig und getrost davon reden können, wenn sie nicht von dem, was sie vorgetragen, eine überzeugende ohnfehlbahre Gewißheit gehabt hätten. Gantz anders war es mit der Verheimlichung der Geheimnisse des heydnischen Götzendienstes bewandt. Da hielt man auch mit Offenbahrung der eigentlichen Beschaffenheit der Sachen zurück, aber lediglich aus Arglistigkeit, und in der Absicht, damit der gemeine Mann nicht hinter das Geheimniß der Boßheit, und Betrügerey kommen möchte. Denn Aberglaube, und Unwissenheit ist zu allen Zeiten die vornehmste Stütze derer falschen Religionen gewesen. Daher waren auch die heydnischen Oracula und Priester, in allen ihren Aussprüchen, zweydeutig, damit sie, wenn die Sache etwan anders, als man vermuthet hatte, ausfiel, ihre gegebene Antworten, nach eignem Gefallen, erklähren, und also bey Ehren bleiben konnten. Der Poet sags hiervon:

Ambage nexa Delphico mos est Deo
Arcana tegere. Das ist: Des Gottes zu Delphis Weise ist, seine Geheimnisse, durch zweydeutige tief versteckte Aussprüche zu verbergen. So gar konnten sich vernünftige Männer unter denen Heyden, bey Pflegung ihres priesterlichen Amts, des Lachens nicht enthalten, und musten sich nur in acht nehmen, daß solches nicht von dem Volcke gemercket wurde, wie aus des Ciceronis Büchern de divinatione zu ersehen ist. Eine solche Bewandniß hat es mit denen Geheimnissen des christlichen Gottesdienstes gar nicht. Diese sind nicht, wie jene, Betrügereyen und Erfindungen müßiger Köpfe, sondern von dem wahren und lebendigen Gott geoffenbahrte Lehren und Wahrheiten. Gleichwie aber die Wahrheit überhaupt nicht allezeit, und aller Orten, nützlich eröffnet werden kan, und es, in gewissen Fällen, thunlicher ist, daß dieselbe verschwiegen, oder nur zum Theil in ihrem Lichte dargestellet werde; also können sich auch Umstände ereignen, da es besser ist, von Religions- und Glaubens-Sachen gar nicht zu reden, als, durch eine unzeitige daher genommene Rede, der Wahrheit selbst Nachtheil und Schaden verursachen. Haben doch so gar die alten griechischen Welt-Weisen, zum Theil, beym Vortrage ihrer natürlichen Wissenschaften, diese Behutsamkeit gebrauchet. Pythagoræ Schüler musten fünf gantzer Jahr lang schweigen, damit sie die Lehren ihres Meisters vorher recht einnehmen, und sodenn mit Verstande davon reden konnten. Welches fünfjährige Stillschweigen ἐχεμυθία genennet wurde, wie uns Gellius davon mehrere Nachricht giebet. Wie einige Welt-Weisen Griechenlandes ihre Schüler in ἐσωτερικὲς und ἐξοτερικὲς eingetheilet, und einige intra velum, andere extra velum unterrichtet, und also nicht allen alles vorgetragen haben, ist aus denen Geschichten der alten Welt-Weisheit bekannt. Betraf nun die Sache vollends Gott und göttliche Dinge, so haben auch einige hierbey aufs bedächtiglichste sich verhalten.

Die

Die Antwort des Stilpo auf die Frage des Crates, wovon unser Auctor gedencket, bestätiget dieses. Wir wollen zwar nicht für eine gewisse Wahrheit sagen, daß gedachte Antwort aus einem wahren Eyfer für die Hoheit und Heiligkeit des göttlichen Wesens hergeflossen sey. Herr de la Bruyere ist selbst darüber noch zweifelhaft. Es war ofters unter solchen wohlklingenden Aussprüchen nichts, als Atheisterey verborgen. Man hat noch ein dergleichen Exempel. Simonides war, nach Ciceronis Urtheil, ein angenehmer, gelehrter, und vernünftiger Poet. Hiero, sein König, und der mit ihm vertraulich umzugehen pflegte, fragte ihn einsmahls: quid & qualis esset Deus? Wer und was Gott wäre? Der Philosophus bat sich darüber einen Tag Bedenckzeit aus. Da dieser Tag vorbey war, und er abermahls um die Sache gefraget wurde, so bat er um zwey Tage, und nachdem der Tyrann sodenn seine Frage an ihn wiederhohlte, so verlangte er gar drey Tage. Endlich, und als Hiero fragte, was denn, bey solcher wunderlichen Verzögerung, endlich aus der Sache werden sollte, so bekam er zuletzt die Antwort: Quo diutius Deum considero, tanto mihi res videtur obscurior: je länger ich Gottes Wesen betrachte, je dunckler kommt mir die gantze Sache vor. Nun mögen Stilpon und Simonides, von Gott und seinem Wesen, bey sich geglaubet haben, was sie nur immer gewollt; so war es doch von dem einem so wohl, als von dem andern, eine große Klugheit, daß sie in ihren Reden von Gott eine gewisse Art der Ehrerbietigkeit und Demuth an den Tag legten, und wenn sie ja vielleicht im Grunde des Hertzens anders nichts als Atheisten waren, gleich wohl solche ihre Atheisterey vor andern zu offenbahren, und dadurch Aergerniß anzurichten, Bedencken trugen. In welchem Falle sie gewiß mehr Verstand bewiesen haben, als manche, selbst unter denen Christen, befindliche so genannte starcke Geister zu beweisen pflegen, welche sich eine Ehre daraus machen,

wenn sie, mit Hand und Mund, wider die anbetens-würdige Gottheit streiten, oder wenistens von denen heiligen Dingen der Religion verächtlich, spöttisch, und sonst ärgerlich, reden können. So unvernünftig aber dieses ist, so nöthig will es seyn, daß ein Christ von Gott, und seiner Religion, mit aller nur möglichen Behutsamkeit rede, damit er nicht durch einen unzeitigen, oder leichtsinnigen Vortrag der Wahrheit, seiner guten Sache mehr schade, als auf-und forthelfe, oder bey denen, die ihn hören, mehr niederreise und verderbe, als baue und bessere. Dahin gehen die guten Erinnerungen des Herrn Auctors die er so wohl denen Unwissenden und Einfältigen, als denen Gelehrten und Scharfsinnigen ertheilet. De Deo loqui sine lumine, nefas esto, von Gott ohne gnugsames Licht der Erkenntniß, und Weisheit, reden, ist unrecht, und eine schändliche Vergehung, war einer von des Pythagoræ sinnreichen Lehr-Sprüchen. Ein Wort geredt zu seiner Zeit (דָּבָר דָּבָר עַל־אׇפְנָיו ein Wort in seinen gehörigen Schrancken und terminis gesprochen) ist wie güldene Aepfel in silbernen Schalen. Prov. XXV, 1. Hingegen ein Wort, zumahl von Gott und göttlichen Dingen, zur Unzeit, und außer dem Circul der erforderlichen Klugheit, gesprochen, trägt vielmahls, an statt einer süssen Frucht der Wahrheit, lauter bittere Zanck-Aepfel vor.

§. XXIII.

Vornehmlich hat man diese vorsichtige Zurückhaltung bey Weibes-Personen wohl in acht zu nehmen. Diese sind von Natur neugierig. Sie wollen alles wissen, machen Einwürfe, fodern Erklährungen, widerlegen die Principia und ersten Grund-Sätze, wollen sich durchaus nicht überführen lassen. Also, der du ein neuangehender Theologus bist, * lauf ja nicht mehr in die Winckel

und

und Gassen herum, mit einer leichtsinnigen Artigkeit eine Frage aufzuwerfen und zu handeln, von welcher deine und meine Seligkeit abhanget. Man verlanget von dir, du sollst sagen, was du von der ** Gnade hältest, schweige ja entweder stille, oder rede davon nicht anders, als ein Mensch, der würcklich in der Gnade stehet.

* Fast ein gleiches finden wir 2 Tim. III, 5. 6. 7. wo selbst von solchen Bekennern des christlichen Namens geredet wird, die zwar den Schein eines gottseligen Wesens haben, aber desselben Kraft verläugnen, und daher zu meiden sind, die auch hin und her in die Häuser schleichen, und unvorsichtige Gemüther auf ihre Seite, und in ihre Netze ziehen. Ingleichen gedencket der Apostel solcher neugierigen, vorwitzigen, und durch mancherley Lüste getriebenen Weiblein, die immerdar lernen, und doch nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, vielmehr der Wahrheit widerstehen.

** Hiermit zielet der Herr Auctor vermuthlich auf die zu seiner Zeit, zwischen denen Jesuiten, und Jansenisten, mit vieler Heftigkeit, getriebenen Streitigkeiten, von der nothwendigen, zulänglichen, und kräftigen Gnade Gottes im Wercke menschlicher Bekehrung und Seligkeit. Jene, die Jesuiten, hielten, und halten es mit dem Ludovico Molina, der, wie bekannt, in der Lehre de auxiliis gratiæ, und von dem freyen Willen des Menschen, dem Pelagio das Wort geredet und also denen Kräften des Menschen in seinem Bekehrungs-Geschäfte zuviel zugeschrieben hat; diese aber, die Jansenisten, hielten und halten es noch mit Cornelio Iansenio, der des Augustini Meynung, in einem besondern, unter dem Titul: Augustinus, herausgegebenem Buche, behauptete, und demnach den Molinisten gewaltig zuwider war. Mit was für Hitze und Bitterkeit zwischen diesen beyden Partheyen in Franckreich von der

Zeit

Zeit an gestritten, ingleichen was für Mittel und Wege, so wohl von Seiten des päbstlichen Stuhls, als auch von Seiten des französischen Hofes, zur Beylegung solcher Streitigkeiten, von Zeit zu Zeit vorgekehret worden, das ist aus denen Kirchen-Geschichten neuerer Zeit zur Gnüge bekannt. Wie es nun aber bey solchen öffentlichen Religions-Streitigkeiten gemeiniglich herzugehen pfleget, daß, wenn sie nicht mit aller theologischen Moderation, und Klugheit, geführet werden, selbige zu vielen und großen Aergernissen hinaus schlagen, so möchte es vielleicht zu denen Zeiten des Herrn de la Bruyere ebenfalls mit dem Streite, von der Gnade Gottes, also ergehen. Man redete von der Sache, bey aller Gelegenheit. Es war dieses in allen Zusammenkünften und Gesprächen das erste und das letzte. Da unterstund sich mancher von einem Lehrpunct zu reden und zu urtheilen, der über allen seinen Begriff ging, und davon er nicht die geringste Erfahrung hatte, wodurch denn freylich mehr Unheil und Aergerniß, als Erbauung, und Nutzen, gestiftet wurde. Derowegen gab unser Herr Auctor, zu seiner Zeit, den nöthigen und recht heilsamen Rath, daß, wenn die Materie von der Gnade Gottes zur Seligkeit vorkäme, man entweder schweigen, oder als ein solcher Mensch davon reden sollte, der solche Heils-Gnade suchet, oder dieselbe besitzet und geniesset. Dieser wohlgemeynte gute Rath möchte wohl auch itziger Zeit, bey denen in der Kirche obwaltenden Streitigkeiten, in acht genommen werden, da mancher, wenn von dem Wercke der Pietät, von Haltung der Gebothe Gottes, von der Gegenwart, oder Abwesenheit der guten Wercke im Wercke der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, und andern dergleichen das Christenthum betreffenden Fragen, die Rede ist, ob er gleich keinen besondern Beruf darzu hat, bey aller Gelegenheit, in allen und jedweden Gesellschaften, also darüber ins Gelack hinein schreyet, daß er eines Theils eine große Leichtsinnigkeit

und

und Unvorsichtigkeit, andern Theils ein unbekehrtes Hertz, an den Tag leget, aber auch dadurch nur Aergerniß giebt, und sonst der Wahrheit nachtheilig ist. Pauli Ausspruch von ihm selbst soll billig allen denenjenigen, die von Gott und göttlichen Geheimnissen reden wollen, zur Regul und Richtschnur dienen, wie und zu was Ende sie reden sollen: Ich durfte nicht etwas reden, wo dasselbe nicht Christus durch mich würckte, die Heyden zum Gehorsam zu bringen, durch Wort und Werck, Rom. XV, 18.

§. XXIV.

Ein Christ, der seine Religion nur immer zum Besten haben, und darüber zancken will, kommt mir noch viel strafbarer vor, als ein Atheist im Hertzen. Dieser glaubt gar keinen Gott; aber er sagt es doch nicht. Jener glaubt einen Gott, aber er macht, daß andere in der Ungewißheit, wie auf denen Wellen, hin und her getrieben, und zur Ketzerey verführet werden.

§. XXV.

Was ist gewöhnlicher, als daß man der Moral eine Masqve umlegt, und mit der Religion sein Spiel hat? Es giebt in der Kirche, wie in der Welt, Neulinge, die ihre Meynungen zur Mode, und gangbar machen wollen, ob sie gleich selbst zuerst, wie seltsam und wunderlich ihr Vornehmen sey, erkennen.

§. XXVI.

So viele verschiedene Meynungen über einen Punct aus der Moral dienen zu weiter nichts, als daß sie denjenigen Punct befestigen, den die Religion billiget. Man würde öfters nicht wissen, welches Theil das beste wäre, wenn dasselbe nicht

mit Hartnäckigkeit bestritten würde, und sodenn nicht ein verborgenes, vom Himmel verliehenes, Licht das schlimme Theil einsehen und erkennen liesse. Man handele nur in Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Hertzens. Man folge nicht seiner Neigung zu einem unsterblichen Namen, wenn die Wahrheiten über den Begriff menschlichen Verstandes sind. Man folge auch nicht derjenigen Meynung, die man zu einer muthwilligen Unwissenheit trägt, wenn die Wahrheiten wider unsere Leidenschaften streiten; so wird man mit leichter Mühe die Auflösung derer Widersprüche finden, welche die Vernunft zu treffen, und derselben wehe zu thun, schienen.

Als in der christlichen Gemeinde zu Corinth die Evangelische Wahrheit von Widriggesinnten gewaltig bestritten, und dadurch mancherley Unfug angerichtet wurde, so schrieb der heilige Apostel: Es müssen Rotten (Spaltungen und Ketzereyen) unter euch seyn, auf daß die, so rechtschaffen unter euch sind, offenbahr werden, 1 Cor. XI, 19. Die Nothwendigkeit solcher Rotten und Trennungen rühret gar nicht von einem unveränderlichen göttlichen Rathschlusse her, und ist daher nicht schlechterdings also unumgänglich, daß das Gegentheil, oder der Mangel derer Rotten-Geister, und derer durch selbige erregten Spaltungen in der Kirche, gar nicht möglich sey, die Umstände möchten auch beschaffen seyn, wie sie immer können und wollen. In eben dem Verstande, wie es heisset, es müssen ja Aergernisse kommen, Matth. XVIII. und es ist unmöglich, daß nicht Aergerniß komme, Luc. XVII, 1. wird auch gesagt, es müssen Rotten in der christlichen Kirche seyn. Wären nur die Menschen alle fromm und gottesfürchtig, wie sie, nach Gottes Wort, seyn sollten, so würden weder Aergernis-

se im Leben, noch Ketzereyen und Secten in der Lehre, seyn. Nachdem aber so viele Menschen böse und gottloß sind, daß sie mehr Lust haben zur Lügen, als zur Wahrheit, 2 Thess. II, 10. und also der Wahrheit nicht gehorchen wollen, so ist es, bey solchen Umständen, eine unmögliche Sache, daß nicht dergleichen Irrungen entstehen, und mitten unter dem Weitzen Unkraut und bittere Früchte aufwachsen sollten. Wie aber der allweise und gütige Gott das Unheil, so ohne sein Zuthun, durch der Menschen Boßheit, vorhanden ist, immer zu einem guten Endzwecke, und denen Seinigen zum Besten, zu lencken weis; so müssen auch dergleichen Streitigkeiten wider die Wahrheit, wider ihre Natur und Wesen, etwas gutes schaffen, maaßen dadurch und dabey die rechtschaffenen im Glauben offenbahret und bewähret, auch von denen Heuchlern und Irrgläubigen mercklich unterschieden werden. Es ist von je her also ergangen, daß, je mehr die Wahrheit bestritten und verfolget worden, je mehr hat sie Licht, Kraft und Befestigung erhalten, so daß die boßhaftesten Feinde der Wahrheit zu allen Zeiten wider ihren Sinn und Willen, derselben Beförderer haben werden müssen. Das ist es, was unser Herr de la Bruyere haben und sagen will.

§. XXVII.

Der Unterscheid in denen Meynungen, anstatt daß er eine Begierde, sich von der Wahrheit recht zu unterrichten, oder unterrichten zu lassen, erwecken sollte, machet gemeiniglich nur falsche Einbildungen und Vorurtheile rege, maaßen man solchen Unterscheid nicht sowohl mit Augen eines Zeugen, der die Wahrheit suchet, als mit Augen eines Spectateurs und bloßen Zuschauers betrachtet, der sich ehrgeitziger Weise zum Schieds-Richter über die Schicksaale dieser verschiedenen Meynungen aufwirft.

§. XXVIII.

Wir empören uns wider Wahrheiten, deren wir gar nicht unkundig seyn, oder die wir gar nicht läugnen können, und verwerfen diejenigen, die dem Interesse unserer verderbten Eigen-Liebe nicht gelegen sind.

§. XXIX.

Weder durch die überzeugende Aussprüche derer ersten Kirchen-Väter, noch durch die herrliche Kraft derer Wahrheiten des heiligen Evangelii sich bewegen lassen, hilf Himmel! welche Unbeweglichkeit, welche Härte und Verstockung ist diß?

§. XXX.

Die Gelehrten, man verstehe mich nur recht, haben weniger Religion, als die Ungelehrten und Einfältigen. Je mehr sie sehen, je mehr sie sehen und einsehen wollen; je mehr sie entdecken, je mehr zweifeln sie. Und wenn sie verwegen gnug sind, auch die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes ergründen zu wollen, so verschantzen und entschuldigen sie sich immer mit denen vermeynten delicaten Widersprüchen ihrer Vernunft. Beydes die grobe Unwissenheit, als die allzuspitzfindige Wissenschaft, ist in Sachen, die Religion betreffend, schädlich. Wenn man gar nichts weis, so widerlegt man nichts, daher entstehet der Aberglaube. Will man alles ergründen, so glaubet man schwerlich etwas, daher entstehen gottlose und atheistische Zweifel.

Die Gelehrten haben es mit Untersuchung der Wahrheit zu thun. Wie nun die Qvellen des Erkenntnisses

und

und der Wahrheit unterschieden sind, so haben auch Gelehrte solchen Unterscheid wohl zu mercken, und sich zu hüten, daß sie nicht alle und jedwede Wahrheiten aus einer und eben derselben Quelle herzuleiten suchen. Seligmachende Wahrheiten lassen sich nicht aus der bloßen Vernunft, sondern aus göttlicher Offenbahrung, erkennen und beweisen. Sie enthalten Geheimnisse, und können, da sie eine so hochwichtige Sache, als der Dienst Gottes, und das Werck der Erlösung und Seligkeit ist, betreffen, ohne Geheimnisse nicht seyn. Solche Geheimnisse zu ergründen und vollkömmlich einzusehen, ist keine menschliche Vernunft im Stande, weil sie sonst nicht mehr etwas menschliches, sondern etwas göttliches seyn würde. Je mehr nun Gelehrte, wenn ich so reden mag, ihrer Profeßion nachgehen, und als rechtschaffen Gelehrte sich verhalten wollen, so werden sie sich dessen von selbst bescheiden, und was durch menschlichen Verstand erreichet werden kan, zu erreichen sich bemühen, was aber den Begriff desselben übersteiget, und ein Werck des unerforschlichen göttlichen Raths und Willens ist, werden sie auch willig und gern dafür paßiren lassen, und für ein besonderes Stück ihrer Gelehrsamkeit halten, dasjenige nicht wissen wollen, was sie nicht wissen können. Es fehlet demnach so viel, daß rechtschaffen Gelehrte ohne Religion seyn, oder, mit Verachtung derselben, sich viel wissen sollten, daß sie vielmehr dieselbe desto höher halten werden, je mehr sie um eine gründliche Gelehrsamkeit bemühet sind. Weilen nun aber viele Gelehrte, die aber nichts weniger, als den Namen derer Gelehrten verdienen, weder von denen Schrancken menschlichen Erkenntnisses, noch von denen verschiedenen Quellen der Wahrheiten etwas wissen, und nichts für wahr halten wollen, als was sie mit ihrem Verstande völlig begreifen können, oder sonst ihren Vorurtheilen, Einbildungen, Lüsten und Begierden gemäß befinden; so kan es nicht fehlen, die geoffenbahrten Geheimnisse des Glaubens und der Gottseligkeit müssen ihnen

ein Stein des Anstoßes seyn. Das heilige Evangelium bleibt ihnen, mit seinem himmlischen Licht und Recht, verdeckt. Sie haben entweder gar keine, oder wenigstens keine rechte Religion, weil sie dieselbe nicht nach dem Willen des, der durch die Religion verehret werden soll, sondern nach ihrem eignen verkehrten Sinn und Willen, eingerichtet wissen wollen. Von solchen heisset es mit Recht nach dem alten Sprichwort: Gelehrte, Verkehrte. Von solchen redet unter andern auch unser Heyland: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du solches den Weisen und Klugen (die sich unter den Gehorsam des Glaubens nicht bequemen wollen, und daher die Weisheit Gottes, so im Evangelio geoffenbahret ist, für Thorheit halten) verborgen hast, und hast es denen Unmündigen (die in kindlicher Einfalt dem Worte Gottes gläuben) offenbahret! Matth. XI, 25. Gar nichts, in Religions-Sachen, untersuchen und prüfen, sondern alles blindlings annehmen, ist Aberglauben; alles wissen, und mit seiner Vernunft ergründen wollen, ist der Weg zum Unglauben; viel wissen, und nur davon, mit unnöthiger Spitzfindigkeit und vergeblichen Subtilitäten reden können, ohne durch den Sinn und Geist Christi unter Gottes Wort und Hand gedemüthiget zu seyn, heisset die Kraft des Christenthums verläugnen, und sapienter ad infernum descendere, oder mit aller eingebildeten Weisheit verlohren gehen. Wer die heilige Schrift, wie sie es wahrhaftig ist, als Gottes Wort annimmt, aus derselben das Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit, unter Gottes Beystand und Kraft, schöpfet, auch solchem Erkenntniß gemäß sich bezeiget, der ist gelehrt von Gott, und weise zum Himmelreich.

§. XXXI.

Nur über die Religion raisonniren, und alles nach dem Maaß-Stabe der Vernunft ausmessen wollen, ist ein gefährlicher Eigensinn. Die

Ver-

Vernunft, und das Dencken und Schlüssen der Vernunft, hat niemahls die Kraft, daß der Glaube dadurch gelehriger und folgsamer gemachet werde. Denn der Glaube legt, in der That und Wahrheit, alle Ueberlegungen und Vernünfteleyen (toutes les reflexions) darnieder, und glaubt blindlings.

Dieses letztere Wort schmecket nach denen Lehr-Sätzen der Römischen Kirche, in welcher Herr de la Bruyere lebte. In derselben hat man von dem Glauben einen gantz andern Begriff, als man, nach der H. Schrift, davon haben kan und soll. Eine aus Gottes Wort geschöpfte hinlängliche Erkenntniß, die doch die ursprüngliche Quelle des Glaubens ist, kommt da wenig oder nicht in Anschlag. Das, was die Kirche als Wahrheit angiebt, mit einem blinden Gehorsam, als Wahrheit annehmen und glauben, soll die rechte Art des Glaubens seyn und heissen. Daher man den Glauben lieber gar durch eine Unwissenheit, als durch Erkenntniß und Beyfall beschreiben will. Bellarminus, wie Jo. Gerhard Loco de Justificatione per fidem Tom. III. §. 68. p. m. 1039. seine Worte anführet und widerleget, schreibt ausdrücklich de Justificatione L. I. Cap. 7. Fides distinguitur contra scientiam, & melius per ignorantiam, quam per notitiam definitur, das ist, der Glaube wird der Wissenschaft entgegen gesetzet, und läßt sich besser durch eine Unwissenheit, als durch eine Erkenntniß, beschreiben. Nun ist es zwar an dem, daß der gerecht und seligmachende Glaube keinesweges eine solche Wissenschaft mit sich führet, vielweniger voraus setzet, nach welcher man das, was man glaubet, auf das eigentlichste und wesentlichste erkennen, einsehen und begreifen könne; dergleichen Erkenntniß in Glaubens-Sachen ist, nach unsern gegenwärtigen Umständen, weder möglich, noch nöthig. So

ist auch dieses wahr, daß der Glaube, wie unser Herr Auctor redet, alle Vernunft und alle Ueberlegungen der Vernunft in gewisser Maaße zu Boden legt, weil es doch mit allen Einsichten und Schlüssen der Vernunft, im Wercke unserer Seligkeit, gar nicht ausgemachet ist, noch weniger aber dadurch der wahre, zur Erlangung der Seligkeit, auf Seiten unser, schlechterdings nöthige Glaube gewürcket, oder erzeuget werden kan, als welcher nicht jedermans, das ist, nach einer hebräischen Redens-Art 2 Thess. III, 2. (ἡ πάντων ἡ πίστις) niemandes und keines Menschen Ding, sondern Gottes Werck ist. Daher denn freylich unumgänglich nöthig ist, daß die Vernunft denen Aussprüchen des göttlichen geoffenbahrten Wortes unterthänig gemacht, und unter den Gehorsam des Glaubens gefangen genommen werde, damit sie sich ja nicht unterstehe, die Weisheit Gottes zu meistern, oder ihre kurtze Einsichten zu einem Probier-Steine der Wahrheit zu machen, sondern sich bescheide, daß Gottes Gedancken weiter gehen, als ihre Gedancken, und daß man das, was Gott sagt, auch als Gottes Wort, das ist, als göttliche unbetrügliche Wahrheit, in Gehorsam und Demuth annehmen müsse, wenn man schon die Art und Weise, wie es eigentlich um die geoffenbahrte Sache bewandt sey, nicht völlig erkennen oder begreifen kan. Bey dem allen ist doch der von Gott gewürckte heilsame Glaube kein blinder, sondern ein sehender Glaube. Gott würckt den Glauben nicht unmittelbahr, sondern ordentlich und durch sein Wort. Da handelt Gott mit uns, wie es sich für Menschen, die eine vernünftige Seele haben, am besten schicket. Er will den Willen unsers Hertzens zu sich ziehen. Soll der Wille sich wohin neigen, so muß das, wohin er sich neigen soll, als gut erkannt und gehalten werden. So mag denn unser Hertz in denen Verheissungen des heiligen Evangelii nicht beruhen, wenn es nicht vorher derer selben allertheuersten Werth, und welch Heil und Wohl darinnen enthalten ist, durch Erleuchtung des hei-

ligen

ligen Geistes, erkennet. Der Glaube kommt demnach aus dem Gehör, und überhaupt aus dem heilsamen Erkenntniß Gottes und seines Wortes, obschon dieses Erkenntniß seine Grade hat, und bald schwächer bald stärcker ist. Daher schreibet Gerhardus l. c. quamvis fides non sit notitia intuitiva, omnes causſas & proprietates objecti, rationis lumine, attingens, est tamen notitia spiritualis, tantum de objecto sibi proposito cognoscens, quantum ad salutem in via hujus vitæ requiritur. Denique quamvis notitia fidei suos habeat gradus, ut in quibusdam hominibus sit illustrior & clarior, in quibusdam vero obscurior & tenuior, tamen magis ac minus non variat speciem, proinde etiam infirma ac languida fides non est ignorantia, sed notitia quædam. Weiter unten zeiget er auch an, wie die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu nehmen sey, und daß dadurch nicht aller Gebrauch, sondern nur der Mißbrauch der Vernunft, wann sie in denen Geheimnissen des Glaubens vorwitziger Weise grübeln will, untersaget werde: Obedientia fidei scrupulosum rationis humanæ scrutinium in mysteria fidei, nequaquam vero lucem spiritualis cognitionis excludit. Es ist auch eine gefährliche Sache, und gereicht der Wahrheit des Glaubens selbst zum Nachtheil, wenn man denselben zu einen gantz blinden Beyfall machen will. Was Bayle in diesem Stück für eine, dem ersten Ansehen nach gantz gute, aber in der That sehr gefährliche, Meynung geheget, ist bekannt. Nach seiner Verstellung sollte der Glaube, mit der Vernunft, gar nichts zu thun haben. Die Vernunft, mit allen ihren Wahrheiten, stehe dem Glauben nur im Wege, und reiße mehr nieder, als sie baue und bessere. Sie müsse mit ihren Einwürfen gar nicht gehöret werden. Sie widerspreche dem Glauben. Sie sey wider denselben. Sie könne wider die Geheimnisse des Glaubens unüberwindliche Schwierigkeiten, und unwiderlegliche Zweifel aufbringen. Da

müsse man sich mit ihr gar nicht einlassen. Das Wort Christi: Folge mir, Luc. V, 27. und der Befehl seiner Apostel: Glaube, so wirstu selig, Act. XVI, 3. müsse die Antwort auf alle Wider-Sprüche der Vernunft seyn, und vor denenselben den Platz im Hertzen behaupten. Dis nennete er le Triomphe de la Foi, den Triumph, oder Sieg des Glaubens. Wer siehet aber nicht, daß, wenn alle diese Sätze eingeräumet werden sollten, der Glaube selbst zur Unvernunft und zum Gelächter gemachet werden würde? Kan die Vernunft solche Schwierigkeiten und demonstrationes wider den Glauben, und desselben Geheimnisse vorbringen, die nicht gehoben, und aus dem Wege geräumet werden können, so müssen solche Einwürfe lauter Wahrheit seyn, denn was auf festen und unbeweglichen Gründen beruhet, des ist Wahrheit, und so würden die Lehren des Glaubens lauter Unwahrheit seyn müssen, weil doch eine Wahrheit der andern nicht widersprechen kan, und es ohnmöglich ist, daß zwey Dinge zu gleicher Zeit seyn und auch nicht seyn können. Weilen nun aber unser christlicher Glaube lauter göttliche und unbetrügliche Wahrheit ist, so können die von der Vernunft gemachte Zweifel durchaus keine wahre, sondern nur anscheinende, und also auch gar wohl abzulehnende Widersprüche seyn. Der Herr von Leibnitz hat dieses, wider Baylen, klährlich dergethan, in seinem seiner Theodicée vorgesetzten discours de la conformité de la foi avec la raison, §. 39. p. m. 49. seqq.

§. XXXII.

Wer, oder was hat doch immermehr die Menschen bezaubert, daß sie der Wahrheit nicht gehorchen, und das sanfte Joch der Religion nicht auf sich nehmen wollen? Sie wünschten nicht sowohl, daß man selbige vor ihnen verbergen möchte, sie wollten lieber, daß gar niemand von ihr etwas

was wüste, damit sie niemand ihnen beybringen könnte. Sie sähen gern, daß die strengen Grund-Sätze der Sitten-Lehre auf ewig ungewiß und zweifelhaft blieben, es sey nun dieses darum, weil sie entweder die Geschicklichkeit haben, sich zu bereden, daß, wenn sie keinen Unterricht hätten, sie auch entschuldiget seyn würden, oder weil sie befürchten, es möchte eine gar zu überzeugende Belehrung von der Wahrheit den Entschluß wanckend machen, und über einen Haufen werfen, den sie gefasset haben, nur nach dem Triebe und Wohlgefallen ihrer Affecten zu leben. Was noch mehr ist, sie sollten wohl wünschen, daß der Urheber der Wahrheit gar nicht wäre, und daß diese Fackel, deren Glantz das dicke Gewölcke ihrer fleischlichen Lüste durchdringet und stöhret, auf einmahl erlöschen möchte, in der Hoffnung, daß ihre Unwissenheit sodann ihre Entschuldigung haben, und ihre Sünden ungestraft bleiben würden.

Der Mensch glaube, oder glaube nicht, so hat er keine Entschuldigung vor Gott. Weis er nichts, oder nichts rechts von Gott, und dem Wege zu Gott, so will er es muthwillig nicht wissen. Gott hat sich ihme gnüglich offenbahret. Wüste und hätte er die heilige Schrift nicht, so hat er das Buch der Natur, und den Winck und Trieb seines eignen Hertzens und Gewissens, welches alles ihn auf Gott hinführet, und zu mehrerer Forschung nach Gottes Rath und Willen antreibet. Daher und weil man weis, und wissen kan, daß ein Gott ist, so haben auch die blindesten Heyden, mit ihrer Unwissenheit, weder in ihrem Gewissen, noch vor der Welt, noch auch am Tage des Gerichts, keine Entschuldigung Rom. I, 19. 20. Unser Unglaube hebt Gottes

Wahrheit und Glauben nicht auf. Wenn der Ungläubige lange wünschet, auch wohl sich fest einbildet, es sey kein Gott, kan er auch mit diesem seinem gottlosen Wunsche, und mit aller seiner Einbildung, machen, daß Gott in der That nicht sey? Wird er nicht dadurch seine Verantwortung nur desto größer, und seine Verdammniß desto gerechter machen? Der Herr Auctor fragt also mit Recht: Was doch wohl die Gottlosen bezaubern möge, daß sie der Wahrheit nicht Gehör, noch Beyfall geben wollen? Der Gott dieser Welt, das ist, Augen-Lust, Fleisches-Lust, und hoffärtiges Wesen, verblendet der Ungläubigen Sinne, daß sie nicht sehen, noch sehen wollen das helle Licht des Evangelii, 2 Cor. IV, 4. ist Pauli Antwort auf gedachte Frage.

§. XXXIII.

So sinnreich als wir sind, der Sache der Unwahrheit und Lügen das Wort zu reden, so gerecht und billig wir unsere Urtheile zu seyn glauben, so handeln wir doch nicht aufrichtig. Wir werden immer, wie auf denen Wellen des Meeres, zwischen dem Guten und dem Bösen, herum getrieben. Der Geist bearbeitet, und lässet sich es sauer werden; man sollte sagen, das Hertz wäre willens, Parthie zu nehmen, und auf die beste Seite sich zu wenden. Denn beyde geben sich, dem Ansehen nach, alle Mühe, das Wahre von dem Falschen, und das Gute von dem Bösen zu unterscheiden; im Grunde aber ist, bey allen diesen mühsamen Untersuchungen, wenig rechter Ernst. Wären sie ernstlich und aufrichtig, so würde eine baldige Erkenntniß des Bösen uns mit leichter Mühe den Umfang des Guten wahrnehmen lassen.

Die-

Diese Art von Leuten ist von denenjenigen, die immerdar lernen, und nimmer zur Erkenntniß, viel weniger zur Uebung der Wahrheit kommen können. 2 Tim. III, 7. Warum? sie wollen und suchen eine solche Wahrheit, die nirgends zu finden, und etwas schlechterdings unmögliches ist. Sie wollen ihren Eigen-Sinn und Willen haben, und behalten, wie ist es möglich, daß sie die Wahrheit annehmen, die denen Gedancken ihres Hertzens entgegen stehet, und desselben Neigungen, Begierden, und Affecten verdammet? Wer die Wahrheit finden, und derselben gebessert seyn will, der muß von sich selbst ausgehen, seinen eignen Sinn und Willen verläugnen, und dem Zeugnisse der Wahrheit sich unterwerfen.

§. XXXIV.

Es ist eine Würckung unserer Bößartigkeit, vielmehr auf das Böse, das man, mit Gewißheit, als böse erkennet, als auf das Gute sich lencken, welches man mehr, als über die Helfte, entdecket. Man ist versichert, es sey recht sehr wohl gethan, von gewissen Dingen abzustehen; man zweifelt aber noch, ob es verboten sey, gewisse andere Dinge lieb zu gewinnen, die man für unschuldig hält, und die es gleichwohl nicht sind. Heisset das nicht schon sich schuldig und strafbar machen, wenn man sich für eine Handlung erkläret, die uns ohnfehlbarlich zur Schuld gereichen wird? Uebrigens, was für eine Gewißheit wollen wir denn endlich haben? Wollen wir, daß man uns den eigentlichen Punct und Grentz-Stein sage, wie weit die Vollkommenheit des Christenthums sich erstrecket? Worzu, nach seiner äussersten Strenge, uns dasselbige verbindet? Befürch-

fürchten wir, etwan zu viel zu thun? Wollen wir auch noch fragen, ob nicht der Wucher, ob nicht die Verläumdung nur etwan geringe Fehler sind, und wollen wir nicht aufhören, Wucherer und Verläumder zu seyn, als bis man uns von der Abscheulichkeit dieser Laster überführet haben wird?

§. XXXV.

Es muß, sprechen diejenigen, die von der Religion nur einen schwachen Begriff haben, es muß eine Tugend seyn, die leichte ist, die weder Zwang noch Scrupel machet, eine Tugend, die für einen honnette homme sich schicket, die ihre Grentzen zwischen dem Exceß im Bösen, und zwischen dem gäntzlichen Mangel im Guten, setzet, eine natürliche Tugend, die von grossen Ungerechtigkeiten abhält, ohne zu gar zu Regulmäßigen Uebungen zu verbinden, eine allgemeine Tugend, die mit dem Wohlstande bestehen könne, eine bürgerliche Tugend, die das Gewissen mit dem Eigennutz, die Gebräuche und Moden der Welt mit denen Grund-Sätzen des Christenthums vereinige, dieses Systema, dieser Lehr-Begriff, ist er nicht schön?

Ja! so schön, daß Christus und Belial, Licht und Finsterniß, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Gott und Mammon auf solche Weise, zusammengebracht, und zu eins gemachet werden! so schön, daß die gantze Religion über einen Haufen geworfen, und Gott zu einen Epicurischen Gott, das ist, zu einem sorglosen, unheiligen und ungerechten Wesen, ja zu Nichts gemachet wird! Das ist gerade ein unbetrügliches Kennzeichen einer

ner falschen Religion, wann dieselbe denen sündlichen Neigungen, Lüsten, und Begierden des Hertzens schmeichelt, und nur solche Laster verbietet, für welche auch die Natur selbst einen Abscheu trägt; dagegen ist es eine wesentliche Eigenschaft der wahren Religion, daß sie Gott in seiner unwandelbaren Heiligkeit und Gerechtigkeit, vorstelle; alle unreine Gedancken und Bewegungen des Hertzens verdamme, und auf lauter Vollkommenheit andringe. Da nun dieses keine andere, als die christliche Religion thut, auch die kräftigsten Mittel und Wege angiebt, wie die Sünde mit ihrer Schuld und Strafe hinweggethan, das Hertz geändert und gebessert, und der Mensch, vor Gott selbst, gerecht, und ewig selig werden könne, so ist dieses ein unläugbarer Beweis für die Wahrheit, und Vortrefflichkeit der christlichen Religion.

Das II. Capitel.

§. I.

Gott will, daß wir ihme den * siebenden Tag geben sollen. Er fordert auch einen Tribut von ** unserer Erndte. Sollte ihm denn nicht dergleichen von unserm Geiste gegeben werden, und sind wir ihm nicht auch einen Theil unserer *** Gedancken schuldig?

* Oder einen andern gewissen Tag in der Woche. Denn weil ein jedweder Tag, es sey der erste oder der letztere in der Wochen, durch die Abwechselung des Lichts und der nächtlichen Finsterniß gemachet wird, so ist ein Tag wie der andere, und hat, an und für sich selbst, keiner vor dem andern eine besondere Heiligkeit. Weil denn aber Gott einen Tag für sich und zu seinem öffentlichen Dienste, ausgesetzet haben will, ein solches auch, auf Seiten der Menschen, höchst nöthig, und zu vielem Guten beförderlich ist, so ist derjenige Tag,

an welchem dem Herrn Himmels und der Erden, von denen Menschen, in öffentlicher Versammlung und gemeinschaftlich, nach Gottes Wort und Willen, gedienet wird, Kraft göttlicher Verordnung, heilig und gesegnet Gen. II, 3. Daher denn diese göttliche Verordnung, betreffend die Heiligung des siebenden, oder eines andern gewissen Tages in der Wochen zum öffentlichen Gottesdienste, unter diejenigen Gesetze zu rechnen ist, welche dem gantzen menschlichen Geschlechte sind gegeben, auch daher vermuthlich dem Herrn von je her alle Wochen einmahl öffentlich, und in gemeinschaftlicher Andacht, ist gedienet worden, wie man denn in heiliger Schrift so wohl, als in glaubwürdigen Profan-Scribenten, deutliche Spuhren findet, daß man je und allewege die Zeit nach Wochen, oder von sieben zu sieben Tagen, gerechnet, auch, binnen solcher siebentägigen Zeit, einen Tag zur Ruhe in dem Herrn, oder zum solennen Gottesdienste ausgesetzet hat. Wann es im 4 Cap. des ersten B. M. v. 26. heißet: Zu derselbigen Zeit fieng man an zu predigen von des Herrn Name, so ist dieses ohnstreitig und zuförderst von gemeinschaftlichen zum Dienste Gottes angestellten Zusammenkünften zu verstehen, und daraus das Alterthum des öffentlichen Gottesdienstes zur Gnüge zu ersehen. Welche Gewohnheit, dem Herrn an einem Tage wöchentlich zu dienen, nach der Zeit von einer Familie auf die andere, und von einem Volcke auf das andere fortgepflantzet worden. Daher auch Philo, der gelehrte Jude, den Sabbath ἑορτὴν πάνδημον, ein allen Völckern gemeines Fest genennet hat. Um desto mehr hat man sich zu verwundern, daß Iurieu, in seiner obangezogenen critischen Historie von denen Lehren und Gottes-dienstlichen Gebräuchen der Kirche, diese Wahrheit mit aller Macht bestreitet, und nicht zugeben will, daß, vor der Sündfluth und denen Zeiten Mosis, ein gewisser Wochen-Tag, dem großen Gott zum öffentlichen Dienste, geheiliget und angewendet worden sey. Er kan zwar nicht in Abrede

seyn,

seyn, daß Gott so gleich nach der Schöpfung den siebenden Tag zu seinem Dienste gewidmet, und geheiliget, auch gesegnet habe; er meynt aber, es folge daher noch gar nicht, daß solcher Tag auch derentwegen so gleich und würcklich zur öffentlichen Gottesdienstlichen Feyer sey angewendet worden. Man pflege ja ofters Dinge zu gewissen Gebräuchen zu widmen, und es gehe eine geraume Zeit vorbey, ehe die gewidmete Sache erfüllet, und der geschehenen Widmung gemäß bewerckstelliget werde. Ces paroles, schreibt er, *Dieu sanctifia & benit le septiéme jour*, signifient preciſement, que Dieu destina a son service le septiéme jour, qu' il avoit beni comme le jour de son repos. Est il necessaire, que les choses soyent employées a l' usage, au quel on les destine, dés le moment de leur destination? On destine par exemple un Enfant a l' Eglise, au Barreau, a la Medecine, est il necessaire, que dans le moment, qu' on le destine, il commence a s' occuper aux actions des charges, aux quelles on l' a destiné? Il etoit juste, que Dieu sanctifiât, c' est a dire, destinât a son service un jour dés le commencement du monde, & que Moyse en parlât dans l' histoire de la creation, parce que cette destination se faisoit a l' occasion de la creation du monde, & de ce, que Dieu l' etoit reposé au septiéme jour l. c. P. I. Cap. XVI, p. 119. So viel Mühe aber Monſ. Iurieu sich giebt, seine Meynung zu behaupten, so wenig halten diese, und andere von ihm angeführte vermeyntliche Beweis-Gründe den Stich. Man findet auch, was das Alterthum des an einem gewissen Tage in der Wochen gehaltenen öffentlichen Gottesdienstes anbelanget, gründliche und erbauliche Anmerckungen in des Herrn Probst Reinbecks Betrachtungen über die Augspurgische Confeßion. Betr. XXI. §. XXXV. seqq.

** Vermöge göttlichen ausdrücklichen Gesetzes musten die Israeliten, von allen ihren Feld- und Garten-

Früchten, die Erstlinge, und also einen Theil derselben, dem Herrn geben. Exod. XXIII, 19. Deutr. XXVI, 1. seqq. Ezech. XLIV, 30.

*** Ja wohl gebühret Gott dem Herrn, gleichwie allezeit, so vornehmlich an denen zu seinem Dienste bestimmten heiligen Tagen, der vornehmste Theil unserer Gedancken. Er fodert solche selbst ausdrücklich: זכור gedencke! des Sabbaths, daß du ihn heiligest, Exod. XX, 8. und will also haben, daß, zur Heiligung des Herrn und seines Tages, allermeist die Gedancken beschäftiget seyn sollen. So heist es auch anderweit: Gib mir, mein Sohn, dein Hertz. Prov. XXIII, 26.

§. II.

Wann die Mahler den ewigen Vater vorstellig machen wollen, sie mögen sich auch noch so sehr bemühen, um uns von demselben eine Idee, oder ein Bild zu geben, so finden sie doch weder in ihrer Kunst, noch in ihrer Einbildungs-Kraft so viel Vorrath, daß sie einen solchen Abriß sollten bewerckstelligen können, und werden endlich dahin gebracht, daß sie einen Alten in denen Wolcken mahlen. Inzwischen was für Gleichheit mag wohl das Geschöpfe, welches sie vorstellen, mit dem Schöpfer der gantzen Welt haben? Die Ohnmacht der Mahler machet uns stutzig. Die Ohnmacht derer Welt-Weisen würde uns nicht weniger befremden, wenn wir recht darauf acht hätten. Diejenigen, die über die Gottheit raisoniren und urtheilen, geben uns ofters keine richtigere Begriffe, als die Mahler. Jene sowohl, als diese, legen uns gar deutlich unsere Schwäche vor die Augen.

Wenn

Wenn Gottes Ewigkeit, Majestät, und väterliches Wesen von denen Mahlern, unter dem Bilde eines Alten in denen Wolcken, vorgestellet wird, so geschiehet solches nach Anleitung der heiligen Schrift, als welche uns Gott also vorbildet Dan. VII, und überhaupt das Wesen und die hohen Eigenschaften Gottes, unter mancherley, von sichtbaren Dingen hergenommenen, Gleichnissen und Bildern, unserm Verstande begreiflicher zu machen suchet, immaßen wir, bey unserer gegenwärtigen höchst unvollkommenen Leibes- und Seelen Beschaffenheit, ohnmöglich von dem Wesen eines Geistes überhaupt, am allerwenigsten aber von dem allerreinesten unbegreiflichen Wesen Gottes, einen solchen Begriff uns machen können, welcher gar nichts Bildliches in sich fassen, und einem gantz und gar Cörper-losen, ababsonderlich aber dem allerhöchsten geistlichen Wesen Gottes, gemäß seyn sollte. Was übrigens derer die Gottheit vorstellenden Gemählde und Bilder Ursprung, Alterthum, Absicht, Gebrauch, vermeynte Kraft, und andere hieher gehörige Umstände anbetrifft, so findet man von alle dem gute Nachricht in des Herrn Jurieu Histoire Critique des Dogmes, & des Cultes P. III. Cap. I. seqq.

§. III.

Wären wir erleuchteter, als wir nicht sind, erstreckte sich unsere Weisheit weiter, und hätte unser Verstand nicht so enge Grentzen, so würden wir keiner blinden Unterwerfung, in Absicht auf die Geheimnisse unserer Religion, mehr nöthig haben, wir würden in denenselben keine Widersprechungen, noch Zweifel finden.

Wie diese blinde Unterwerfung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens in denen Geheimnissen der Religion, zu verstehen, und daß die in denenselben vorkommende Widersprüche nicht wahrhaftig, sondern nur

anscheinend sind, ist in dem vorigen Capitul bereits angemercket worden.

§. IV.

Laß es seyn, daß Gott seine Auserwehlte denen Trübsalen ausetzet, daß er ihnen eine gewisse Art der Nothwendigkeit, auf der Erden zu leiden, auferleget hat; man kan die Ursache und Absicht davon erreichen, wenn man nur bedenckt, wie der Hochmuth und die Eitelkeit derer Menschen ihren Umgang uns unangenehm machet. Ein widriges Schicksal, oder ein Unglücks-Fall ziehet ihnen ihren Hochmuth ab, sie lassen die Eitelkeit fahren, sie werden viel leidlicher.

§. V.

Die Verabscheuung der Eitelkeit, des Hochmuths, der Verstellung, und der Betrügerey, ist eine Würckung des uns eingeprägten (und, nach dessen Verlust, durch die Gnade in uns wieder angerichteten) Ebenbildes Gottes sowohl, als die Neigung zur Tugend, und die Liebe zur Wahrheit. Je mehr das göttliche Ebenbild in uns ein- und ausgedrucket ist, desto mehr Abscheu haben wir vor diese Laster, und desto mehr Liebe für diese Tugenden.

§. VI.

Der mehreste Theil derer schlimmen Wege, die man nimmt, und fast alle Fehler, die man begehet, kommen daher, daß man die Dinge nicht gnug bedencket, oder daher, daß man dabey zu viel gedencket, und in seinen Gedancken zu weit gehet. Wenn ich berühmte Gottes-Gelehrte in Irrthum verfallen sehe, so schreibe ich ihr Unglück keiner andern

dern Ursache zu, als daß sie zu viel dencken, oder in ihren Gedancken sich verstiegen haben. Nicht als ob die Wahrheiten der Religion das Licht scheueten, und befürchteten, sie möchten ergründet werden; sondern das ist die Sache, weil unser Auge schwach und wandel wird, wann es zu lange auf ein Object gerichtet bleibet.

Es mag wohl auch, in Absicht auf die Untersuchung derer Wahrheiten in Religions-Sachen, bey der Regul des Poeten bleiben:

Est modus in rebus, sunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit consistere rectum.

Es will in allen Dingen Maaß und Ziel gehalten seyn. Geschiehet solches nicht, so sind Fehler und Vergehungen unvermeidlich. Die Wahrheiten des christlichen Glaubens können und mögen, sollen auch in gewisser Maaße, nach aller Schärfe, untersuchet, und selbst vor den Richterstuhl der strengsten Vernunft gefodert werden. Sie werden sich allemahl aufrecht erhalten, und ihre Sache gewinnen. Allein es geschiehet auch gar offters, daß Männer, die großen Verstand und Einsicht besitzen, wenn sie eins und das andere in denen Geheimniß-vollen Glaubens-Lehren, mit denen Grund-Sätzen und Aussprüchen der Vernunft übereinstimmig finden, sich nach und nach in das Licht der Natur so sehr verlieben, daß sie mit demselben alle Tiefen der Gottheit durchschauen, und alles in denenselben begreiflich machen wollen, weil sie es sich für unanständig, oder wohl gar für eine Schande halten, wenn sie nicht sollten von allen Dingen Raison anzugeben wissen. Darüber wird die aus ihren Schrancken weichende Weisheit der Vernunft zur Thorheit, und sie verfallen, wider Vermuthen und ohne alle Intention, in Irrthum. Aus dieser Quelle sind zu allen Zeiten Ketzereyen und Irrungen hervor geflos-

flossen, wie die Exempel in denen Kirchen-Geschichten zur Gnüge vor Augen liegen.

§. VII.

Ich wollte wohl mit vielen Welt-Weisen dafür halten, daß man denen unsterblichen Göttern, (nach ihrer Sprache zu reden) Unrecht thue, wenn man glaube, daß sie die Menschen um geringer Vergehungen willen bestrafen; Allein wenn ich gleichwohl sehe, was für Sorgfältigkeit der Schöpfer auch bey kleinen Dingen beobachtet, welchergestalt er die kleinsten Thiergen ausgebauet und vollkommen gemachet hat, wann ich die Mannigfaltigkeit, die er unter ihnen, unter denen Blumen, und selbst unter denen Muscheln, veroffenbahret, in Betrachtung ziehe; so nehme ich da eine solche Gewalt wahr, die über und bey denen geringsten Dingen aufmercksam ist, und befürchte daher, daß diese Aufmercksamkeit sich nicht auch bis auf die Handlungen derer Menschen erstrecke.

Keine Sünde ist weder in sich, noch vor Gott, klein und geringe. Alles, was Sünde ist, ist auch unrecht, und daher dem allerheiligsten Gott zuwider, auch seiner allergerechtesten Ahndung schuldig. Es sind zwar alle Sünden nicht gleich, und führet immer die eine grössere Verschuldung und Strafe mit sich, als die andere. Es ist aber doch keine eintzige, sie werde so klein und verächtlich gehalten, als sie wolle, welche nicht, eben darum, weil sie Sünde und Unrecht ist, den Fluch und Tod wider sich habe. So werden auch einige Sünden, in denen Gläubigen, für unschädlich erkläret, das geschiehet aber nicht von wegen ihrer Natur, als ob sie in sich nicht Sünde und schädlich wären, und also nicht um ihrer Grösse oder Kleine willen, sondern in Ansehung

der

der Person, welche in beständiger Buße lebet, wodurch es geschiehet, daß solche sündige Mängel und Fehler von Gott weder zur Schuld, noch zur Schande und Strafe angerechnet werden. Da nun die allergeringste Abweichung vom Gesetz, Sünde und in sich strafbar ist, Gott aber, in dem Lichte seiner Allwissenheit, alles erkennet und weis, so sind auch die allerkleinesten Sünden vor seinen Augen abscheulich und verdammlich. Woraus man deutlich abnehmen kan, daß, wenn der Mensch, der sich ja wohl für grobe Ausbrüche der Boßheit, aber nicht für sündlichen Bewegungen seines Hertzens, hüten kan, die Schuld seiner Uebertretung nicht ewiglich tragen soll, ein gewisses vollgültiges Versöhnungs-Mittel, zwischen Gott und dem Menschen, unumgänglich nöthig sey. Da nun dieses Mittel in der christlichen Religion, auf eine vollkommen zuverläßige Art und Weise, angezeiget wird, so ist dieses ein unumstößlicher Beweis von ihrer Göttlichkeit und Wahrheit.

§. VIII.

Wie viel Jahre, und wie viel Jahrhunderte sind verstrichen, ohne daß man von einem vollkommenerm Stande, als dem Stande der Weltweisen, etwas gewußt hat? Nicht etwan nur ein eintziges Land, sondern alle Welt ist in diesen Irrthum eingegangen, und hat geglaubet, sie, die Philosophen, befänden sich auf dem Gipfel der Vollkommenheit. Heutiges Tages kommen andere Menschen zum Vorschein. Jener ihre Bescheidenheit ist nun nichts mehr, als ein feiner Hochmuth. Ihre Weisheit, in Vergleichung mit der Weisheit derer Christen, verlieret allen ihren Glantz. Wer ist doch immermehr derjenige, der denen Menschen Dinge entdecken können, die, in allen vorigen Zeiten, vor denen Augen de-

rer grösten und geschicktesten Köpfe verborgen geblieben?

Cicero, und Plinius waren, ein jedweder zu seiner Zeit, zweene vornehme und gelehrte Männer in Rom. Beyde bekleideten die ansehnlichsten Ehren-Stellen. Jener kurtz vorher, ehe die kayserliche Würde in Rom auf- und das Regiment an einen einzigen kam. Dieser unter der Regierung des Kayserś Trajanus. Keiner von beyden ließ sich die Sorgen des gemeinen Wesens, von Lesung guter Bücher, und Ausübung der Welt-Weisheit, abhalten. Sie suchten beyde, im Studiren, ihr Vergnügen, und sahen die Untersuchung philosophischer Wahrheiten als einen Hafen an, wohin sie, wie Cicero an einem Orte von sich schreibet, ihre Zuflucht nahmen, so oft sie von ihren Staats-Angelegenheiten ermüdet, oder von denen stürmischen Wettern des Hasses, des Neides, der Zwietracht, und anderer im gemeinen Wesen nur allzu ofters aufstoßender Widerwärtigkeiten beunruhiget waren. Cicero hatte sein Tusculanum, Plinius sein Laurentinum. Ein jedweder begab sich auf das seinige, und vertrieb sich da, mit denen stillen Musen, beydes die Zeit, und die Grillen. Cicero empfand einstmahls, auf gedachtem seinem Land-Guthe, ein solches inniges Vergnügen über dem Studiren, daß er, gleichsam in einer tiefen und höchst süssen Entzückung, ausrief: O Vitæ philosphia Dux, o Virtutis indagatrix, expultrixque Vitiorum, quia non modo nos, sed omnino vita hominum, sine te non esse potuisset! Tu urbes peperisti, tu dissipatos homines in societatem vitæ convocasti, tu eas inter se primo domiciliis, deinde conjugiis, tum literarum & vocum communione junxisti, tu inventrix legum, tu magistra morum & disciplinæ fuisti. Tuscul. Quæst. L. V. p. m. 1151. Plinius befand sich, auf seinem Vorwerge, unter denen Büchern, in gleicher angenehmen Gemüths-Verfassung, als er von daraus an seinen guten Freund, den Minutium

Fun-

Fundanum, also schrieb: In Laurentino meo aut lego aliquid, aut scribo, aut etiam corpori vaco, cujus fulturis animus sustinetur. Nihil audio, quod audisse, nihil dico, quod dixisse, pœniteat: nemo apud me quemquam, sinistris sermonibus, carpit; neminem ipse reprehendo, nisi unum me, quum parum commode scribo: nulla spe, nullo timore sollicitor, nullis rumoribus inquietor. Mecum tantum, & cum libellis loquor. O rectam sinceramque vitam! o dulce otium, honestumque, ac pæne omni negotio pulchrius! o mare! o littus! verum secretumque μεσσῆιον! quam multa invenitis, quam multa dictatis! L. I. Epist. IX. Zeugen nicht alle diese Ausdrückungen von einer süssen Zufriedenheit des Gemüthes, in welcher diese beyde gelehrte Männer, als sie dieses geschrieben, sich befunden? Diese Gemüths-Zufriedenheit war sie nicht eine süsse Frucht der Welt-Weisheit, der sie ergeben waren? Wird nicht hierdurch die Meynung dererjenigen bestätiget, welche den Stand derer Philosophen für den glückseligsten, wo nicht gar für den Gipfel der Vollkommenheit, angesehen haben? Wir wollen nun aber auch einmahl den Fall setzen, es wäre, in die Studier-Stuben dieser beyden so vergnügten Welt-Weisen, ein Christ hineingetreten, und hätte, gegen einen, oder den andern, sich etwan also heraus gelassen: Ich finde euch, ihr großen und vortrefflichen Männer, über den Büchern sitzen, mich deucht, ich kan aus euren Augen lesen, daß ihr, bey diesen Beschäftigungen, euch recht wohl befindet! ihr seyd vergnügt! euer Hertz scheinet von denen Anfällen stürmischer Leidenschaften gantz frey zu seyn! ihr seyd entfernet von dem Geräusche des gemeinen menschlichen Lebens! ihr machet euch nichts mit verworrenen und verdrießlichen Händeln zu schaffen? Ihr verlachet die Eitelkeiten der Welt, und ergötzet euch an denen schönen Gedancken und Ausdrückungen des Platonis, oder eines andern weisen Mannes! Ihr liebet die Tugend, und verabscheuet die Laster! ihr lebt,

nach eurer und anderer Meynung, in einer recht grossen Glückseligkeit! Allein, erlaubet mir, daß ich euch etwas ins Ohr sage: Euer Vergnügen ist noch nicht rechter Art, euer Leben nicht glückselig, euer Stand nicht der beste! Ja! haltet mir es zu gute, daß ich die Wahrheit frey heraus sage: Euer Vergnügen, euer Glückseligkeit, euer Ruhm, ist lauter Einbildung, lauter Selbst-Betrug, lauter falscher Schein! Und was will ich es euch länger verhalten? ihr seyd die elendesten, und die unglückseligsten Leute von der Welt! Es giebt itzt einen solchen Stand, darinnen man ungleich ruhiger leben kan, als ihr in dem eurigen zu leben vermeynet! Es ist ein Reich in der Welt, darinnen eine, Trotz allen feindlichen Anfällen, unbewegliche Zufriedenheit herrschet! Man hat ein Buch, das uns Anweisung, und zugleich die Kraft giebt, Hertz und Gewissen also zu reinigen, daß man vor denen Augen der Gottheit selbst bestehen, zu Gott sich nahen, mit Gott in Vereinigung und Gemeinschaft treten, und Gottes ewiglich genießen kan! ein Buch, das uns den Weg zu einer immerwährenden allervollkommensten Leibes- und Seelen-Glückseligkeit eröffnet! ein Buch, das uns, mit seinen in sich haltenden großen Wahrheiten, in den Stand setzen kan, daß man Noth und Tod nichts achtet, ja als etwas Gutes, als einen Vortheil und Gewinst, als eine Gabe des Himmels, ansehen muß! Und dieses herrlichen und seligen Standes können nicht etwan nur die Großen der Erden, oder die Weisen dieser Welt, sondern auch die Aermsten, die Geringsten, die Einfältigsten im Volck, theilhaftig werden! Was, meynen wir, möchten wohl die beyden Staats-klugen Männer, Cicero und Plinius, in ihren Cabineten, bey Anhörung einer solchen oder dergleichen Anrede, gedacht und gesprochen haben? Würden sie nicht entweder alle diese Erzehlungen, als unmögliche Dinge, verlachet, oder, welches vielleicht von ihrer guten Vernunft und Klugheit, noch eher zu vermuthen gewesen, zur Antwort ge-

gegeben haben, daß, wenn dem also wäre, ein solches Werck, ein solcher Stand, eine solche Anweisung zur Glückseligkeit, gar nichts menschliches, sondern schlechterdings etwas göttliches, seyn müste? Nun hatte Cicero seines Orts keine sonderliche Gelegenheit, hinter diese seligmachende Wahrheiten des Reiches Christi zu kommen. Plinius hingegen hätte von denenselben mit leichter Mühe überzeuget werden können. Er war, nach andern vielen stattlichen Bedienungen in Rom, zuletzt Statthalter in der Landschaft Bithynien. Da war alles voller Christen. Er ließ anfänglich verschiedene derselben, bloß um des christlichen Namens willen, hinrichten. Vielleicht daß er dachte, durch solche, an einem und dem andern vollzogene Todes-Strafe, die übrigen von dem Bekenntniß der Lehre Christi abzuschrecken; allein er merckte gar bald, daß diese Art von Leuten sich nur desto mehr ausbreitete, und in Behauptung ihres Glaubens um so viel beherтzter wurde, je mehr man sie verfolgete. Er stund also mit fernerweitem Verfahren wider die Christen an, und bat sich, in dem merckwürdigen 97sten Briefe des 10ten Buches, von dem Kayser Trajano einen Verhaltungs-Befehl aus. Dieses Send-Schreiben enthält ein sehr herrliches Zeugniß von der ersten Christen unschuldigen und recht tugendhaften Lebens-Wandel, ja so gar von der Gottheit Christi, unsers Erlösers, in sich. Welchem Zeugnisse um so viel desto mehr Glauben beyzumessen ist, da es aus der Feder eines Feindes geflossen, und als ein Actenmäßiger Bericht an die hohe Landes-Herrschaft anzusehen ist. Nun können wir zwar denenjenigen nicht beypflichten, welche vorgeben wollen, als ob Plinius nach der Zeit, wenigstens im Hertzen, ein Christ worden sey, vielmehr halten wir es mit Marco Zuerio Boxhornio, welcher diese Meynung, als falsch und erdichtet, in seiner Universal-Historie mit glaubwürdigen Gründen widerleget, wie solche Widerlegung Christophorus Cellarius seiner Edition von Plinii Briefen, unter dem Titul:

tul: Fabulosus Plinii Christianismus, vorgesetzet hat; inzwischen glauben wir, mit Wahrheit sagen zu können, daß Plinius jezuweilen, bey genauer Bemerckung der gantz bewundernswürdigen Großmuth, Standhaftigkeit, und anderer denen Christen beywohnenden ausnehmenden Tugenden, nicht wenig in seinem Gemüthe wird gerühret, und von der Wahrheit ihrer Lehre überzeuget worden seyn. Dem sey nun wie ihm wolle, so ist doch allein das Christenthum vermögend, den Menschen recht vergnügt und vollkommen glückselig zu machen, so daß alle philosophische Tröstungen dagegen für nichts zu rechnen sind. Da nun gleichwohl ehedem, und ehe sich die christliche Religion in der Welt ausgebreitet hat, die Welt-Weisen für die glückseligsten und vollkommensten Leute gehalten worden sind, und man nicht gemeynet hat, daß noch ein besserer Weg zur Beruhigung des Gemüthes, und zur Erlangung der Glückseligkeit, übrig sey, so folget hieraus gantz deutlich, daß das Evangelium, oder die christliche Religion, ein Werck und eine Kraft Gottes, folglich eine göttliche Wahrheit sey. Daher die Frage des Herrn de la Bruyere: Wer doch wohl denen Menschen solche vor denen Augen aller Griechischen und Lateinischen Welt-Weisen verborgene Dinge offenbahret haben müsse? nicht besser, als mit dem Ausspruche unsers Heylandes, beantwortet werden mag: Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbahret, sondern mein Vater im Himmel. Matth. XVI. 17. Und das ist es auch, was der Herr Auctor mit seiner Frage anzeigen will.

§. IX.

Kan man die Welt ansehen, den Himmel betrachten, ohne an den Anfang und Ursprung dieser Dinge zu gedencken? Kan man von denen Bedrohungen einer unglückseligen, und von denen Verheissungen einer glückseligen Ewigkeit sagen hören, ohne zu wünschen, über diese Wahrheiten nä-

nähere Erklährung und Unterricht zu haben? Kan man diese Dinge, mit Aufmercksamkeit, untersuchen, ohne von ihrer Wahrheit überzeuget zu werden?

§. X.

Wenn man die Menschen dahin brächte, daß sie begreifen lernten, der Mangel der Religion rühre bey ihnen nur von einem Mangel des Verstandes und der Einsicht her, was für einen Eifer zur Untersuchung der Wahrheit würde man nicht in ihnen erwecken?

Denn denen von Natur hochmüthigen Menschen pfleget nichts empfindlicher zu seyn, als wenn ihnen ein Unverstand, und ein Mangel der Beurtheilungs-Kraft, vorgeworfen werden will. Da sie denn, wenigstens zum Theil, alle Mühe anwenden, um diesen Vorwurf zu Schanden zu machen, und daher zu vielen guten Bemühungen veranlasset werden.

§. XI.

Ein Mensch, kan er glauben, daß er eine Laster-That begehet, wenn ihm seine Handlung Hochachtung, Ehren-Stellen, und solche Vortheile zuwege bringet, die nur, wie es scheinet, die Belohnung der Tugend seyn sollten? Ein anderer Mensch, kan er sich wohl überreden, daß er eine gute Handlung verrichtet, wenn ihm dieselbe, wie es gar ofters zu geschehen pflegt, den Haß der Menschen, und alles das zuziehet, was die Bestrafung des Lasters seyn sollte? Beweis eines andern Lebens!

§. XII.

Das ist ein großes Glück, wenn das Hertz eines Menschen in solcher Verfassung stehet, daß es die Wahrheit von alle dem, was uns die Religion lehret, empfindet. Die Religion sagt einem feinen guten Hertzen vielmehr, als der Schlußmäßige Vortrag derer Welt-Weisen und Gottes-Gelehrten demselben nicht wird beybringen können. Wo ist eine andere Religion, die also ans Hertz redet?

Antwort: Es ist nirgends keine, und kan auch keine andere seyn, als die Christliche. Denn diese hat Gottes Wort zum Grunde und zum Inhalt. Gottes Wort aber, weil es Gottes Sinn, Wille, und Meynung ist, führet auch eine göttliche hertzrührende Kraft mit sich. Wenn Gott spricht: Tröstet, tröstet mein Volck, so sind auch die Worte dieser göttlichen Tröstungen mit einer ins Hertz eindringenden Kraft ausgerüstet. Redet mit Jerusalem freundlich דַּבְּרוּ עַל־לֵב redet an und ins Hertz. Was nun ans Hertz treffen und dasselbe seliglich ändern soll, das muß Gottes Wort und Werck seyn. Das Evangelium ist eine solche Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben, Rom. I, 16. daher kan es keinen andern, als einen göttlichen Ursprung haben, und also eine göttliche Wahrheit seyn. Was übrigens der Herr Auctor von der innerlichen Empfindung derer Religions-Wahrheiten, und ihrer, vor allen philosophischen und Theologischen Demonstrationen, vorwaltenden Ueberzeugungs-Kraft, gedencket, ist nur von der persönlichen, oder seines eignen Hertzens Vergewisserung und Ueberzeugung zu verstehen. Denn die Wahrheit göttlichen Wortes, und der darauf gebaueten christlichen Religion, gründet sich nicht eigentlich auf die Erfahrung, sondern auf Beweisthümer, die auch derjenige gelten lassen muß, wenigstens nicht um-

umstossen kan, der kein innerliches Gefühl davon hat. Kommt aber das innerliche Zeugniß des Hertzens und Gewissens darzu, so wird ein solcher Mensch, für seine Person, von der Wahrheit des christlichen Glaubens, desto gewisser überführet, und bekommt auch von einem und andern Stücke des Christenthums ein desto völligeres und lebhafteres Erkenntniß. Daher unser Herr Christus immer auf die Uebung seines Wortes, und die damit verknüpfte Selbst-Erfahrung, andringet: Meine Lehre, spricht er Ioh. VII, 16. 17. ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. So jemand will desselben Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey. Daher fodert auch der Apostel von den Philippern, daß sie je mehr und mehr reich werden sollen, in allerley Erkenntniß und Erfahrung. Phil. I. 9. Da er denn die Erfahrung nach der Erkenntniß setzet, weil dieselbe eine heylsame Frucht des empfangenen und wohl angewendeten seligmachenden Erkenntnisses Gottes ist. Wobey noch anzumercken ist, daß der syrische Dollmetscher das Wort Christi: γνώσεται, er wird inne werden, Ioh. VII, 17. durch מִסְתָּכַל eben so wohl, als die vom Paulo gewünschte αἴσθησιν durch סוּכְלָא übersetzet, auch dem letztern noch das Wort דְּרוּחָא des Geistes, beygefüget, und demnach die γνῶσιν oder das inne werden Ioh. VII, 17. von einer αἰσθήσει, oder einem mit Erfahrung verknüpften Erkenntnisse, verstanden hat.

§. XIII.

Die Größe Gottes läßet sich nicht weniger in denen allerkleinesten, als in denen allergrösten Wercken sehen. Daß der, der die Tiefen des Meeres gemachet, der diese weite und breite Erde gegründet, der diese so erstaunlich große, und so unzehlige Gestirne zubereitet hat, daß, sage ich, eben die Hand, welche diese große Wercke hervor zu bringen vermocht,

mocht, auch adroit gnug gewesen sey, in ein Thiergen, das nur ein Punct zu seyn scheinet, alles, was zum Leben gehöret, zusammen zu bringen, das ist die Würckung einer allmächtigen Kraft!

Von dieser in großen so wohl, als in kleinen Geschöpfen sich veroffenbahrenden Wunder-vollen göttlichen Macht und Weisheit ist bereits oben Meldung geschehen.

§. XIV.

Ich liebe an einigen meiner Freunde die Aufrichtigkeit und Redlichkeit, an andern das gute Hertz, und ein wohlthätiges Gemüth, an andern die Scharfsinnigkeit und gute Vernunft, an andern die Gerechtigkeit und Billigkeit. Wenn wir nun an denen Menschen Tugenden lieben, die allemahl unvollkommen sind; wie vielmehr sollen wir denjenigen lieben, der alle Tugenden in sich begreifet, und derselben Ursprung ist?

§. XV.

Derjenige Saft der Erden, und derjenige Thau des Himmels, der in dem Pommerantzen- und Granaten-Baum so süsse Früchte zeiget, eben derselbe Himmels-Thau, und eben dieser Erden-Saft, bringet in einem wilden Obst-Baume eine saure und bittre Frucht hervor; also hat auch einerley Religion, einerley Geboth, einerley Gnade, unter und in denen Menschen, verschiedentliche Würckungen.

Daß eine Frucht des Baums süsse, und die andere sauer, oder bitter ist, rühret nicht von der Natur des Saftes, sondern von der Disposition und innerlichen Structur des Baumes her, wodurch die in sich zu verschiedenem Geschmack aufgelegte Feuchtigkeiten verschie-

schiedentlich gemischet, zugerichtet, und bald in eine Süßigkeit, bald in eine Säure und Bitterkeit, verwandelt werden. Gleiche Bewandtniß hat es mit denen Heils- und Gnaden-Mitteln. Nachdem sie an ein wohl oder übel disponirtes Hertz kommen, nach dem ziehen sie auch gute, oder schlimme Würckungen und Folgen nach sich. Auf solche Weise wird Christus, der in sich lauter Heil, und Seegen ist, vielen zu einem Fall, aber auch vielen zum Auferstehen Luc. II, 34. So ist die Predigt, von dem gecreutzigtem Jesu, andern Thorheit und Aergerniß, andern aber göttliche Kraft und göttliche Weisheit. 1 Cor. I, 23. 24. Diesem ein Geruch des Lebens zum Leben, jenem aber ein Geruch des Todes zum Tode. 2 Cor. II, 16. Die Ursache und Schuld von dem widrigen Erfolg liegt nicht in Gott und seinem Worte, welches allemahl etwas lebendiges, kräftiges, und heilsames ist, sondern in dem Menschen selbst, und desselben verkehrtem Sinn und Willen, wodurch der Saft und die Kraft des göttlichen Gnaden-Wortes erstücket wird, und so denn, an statt der süssen Frucht der Gerechtigkeit, eine bittere Wurtzel des Unglaubens und der Ungerechtigkeit, auf- und hervorwächset.

§. XVI.

Wie vielerley Begriffe von der Religion giebt es doch! Ein jedweder machet sich davon eine besondere Idee, unter welche man mannigmahl die übrigen alle bringen will.

Das Sprichwort: So viel Köpfe, so viel Sinne, trifft am meisten in Religions-Sachen, ein, wo es am wenigsten, und gantz und gar nicht statt finden, vielmehr unter denen Christen, gleichwie im Leben, also auch in der Lehre, ein Hertz und eine Seele seyn sollte. Der Herr Regierungs-Rath Wolff hat von der Verschiedenheit derer Gedancken über Gott, und göttliche Dinge, eine gantz besondere, und dem ersten Anblick nach, recht seltsame Meynung. Er eröffnet selbige in seiner teutschen Natur-Lehre Part. II. Cap. III. §. 30.

Da führet er an, daß alle Planeten mit vernünftigen Innwohnern bewohnet wären, daß solches die Haupt-Absicht Gottes erfodere, und daß es Gottes Wille sey, daß seine Erkenntniß auch in denen vernünftigen Creaturen zusammen unendlich vermehret würde, unerachtet sie bey einer allein in gar sehr enge Schrancken eingeschlossen ist. Es schicke sich allerdings, daß von Gott, dessen Vollkommenheiten kein Maaß noch Ziel leiden, auch die würckliche Erkenntniß kein Maaß noch Ziel habe. Darauf setzet er, daß nicht allein die Erkenntniß Gottes, in Ansehung derer, welche sie erlangen, sondern auch in Ansehung ihrer selbst, unendlich vermehret werde, und daß also die Erkenntniß des einen von dem Erkenntnisse des andern, in gewisser Maasse, unterschieden sey, folglich ein jedweder Mensch in seinen Gedancken und Begriffen allemahl etwas besonders habe. Dieses will er aus zweyen Gründen, nehmlich aus dem Satze des nicht zu unterscheidenden, und aus dem Wege, darauf die vernünftige Creaturen in der Welt zur Erkenntniß Gottes gelangen, erweislich machen. Denn, schreibt er, da vermöge des Satzes des nicht zu unterscheidenden zwey würckliche Dinge keine völlige Aehnlichkeit haben können; so muß auch der Gedancke, den einer von Gottes Vollkommenheiten hat, immer etwas mit in sich fassen, welches bey dem andern nicht anzutreffen. Er siehet selbst vorher, daß diese seine Meynung etwas recht seltsames in sich fasse. Daher fährt er fort, und schreibet: „So wunderlich, als dieses durch den allgemeinen Beweiß „einigen vorkommen dürfte; so deutlich wird sichs zeigen, „wenn wir den andern Beweis auch beyfügen. Wir erse„hen Gottes unsichtbare Vollkommenheiten aus den sicht„baren Dingen in der Welt. Die Dinge, die einer siehet, „sind immer etwas anders, als die ein anderer siehet, zu„mahl wenn wir die Zuschauer der Wercke Gottes nicht in „einen, sondern in gantz verschiedene Welt-Cörper setzen. „Derowegen hat ein jeder eine besondere Probe von dieser „oder jener göttlichen Vollkommenheit vor sich. Wenn „gleich demnach das allgemeine einerley verbleibet, z. E. „daß einer keinen andern Begriff von der Weisheit Gottes

„ev-

„erhält, als der andere; so siehet doch ein jeder etwas be=
„sonders von der Weisheit Gottes, das ihm, in seiner beson=
„dern Probe, die er vor sich hat, vorgestellet wird. Und eben
„diese Bewandniß hat es mit der Erkenntniß aller übrigen
„Eigenschaften Gottes.„ Nach dieser Meynung des Herrn Wolffs dürfte man sich nun gar nicht verwundern, vielweniger es, mit unserm Herrn Auctore, als etwas la=sterhaftes ansehen, daß die Menschen, in ihren Gedancken über die Religion, so gar sehr von einander unterschieden sind, ja man müste solchen Unterschied als eine Gott wohl=gefällige, und zur Verherrlichung seines Namens abzielen=de Sache erkennen und annehmen. Nun sagt zwar der Hr. Regierungs=Rath ausdrücklich, daß das Allgemeine, in denen Gedancken und Vorstellungen von Gott, einerley bleiben könne und müsse, und lehnet daher sogleich alle an=scheinende Gefährlichkeit von dieser seiner Meynung ab, er mag auch wohl, wie der gantze Zusammenhang der ange=führten Stelle nicht zweifeln lässet, hierbey die lautere Ab=sicht haben, das Erkenntniß des unendlichen Gottes zu er=weitern, und dadurch desselben Ehre zu befördern; allein es scheinet doch, bey dem allen, diese Meynung so gar ge=gründet nicht zu seyn. Erstlich, wenn gesaget wird, es sey Gottes Wille, daß sein Erkenntniß, in den vernünftigen Creaturen zusammen, auch auf diese Weise, unendlich ver=mehret würde, so dürfte vielmehr das Gegentheil von dem Willen Gottes zu vermuthen stehen. Es ist wahr, Gott will von seinen Geschöpfen so weit erkannt seyn, als er von einem endlichen Wesen nur immermehr erkannt werden kan. Weilen er aber der allereinfacheste Geist, und in sei=nem Wesen weder etwas in der That unterschiedenes, oder zusammengesetztes, noch weniger etwas auf einander fol=gendes ist, so ist wohl zu glauben, daß Gott von denen ver=nünftigen Creaturen auf einerley Weise, und unter einer=ley von ihm gefaßten Begriffen, erkannt werden wolle, da=mit also die Einigkeit seines Wesens, gewisser Maaßen, in der Einigkeit und Gleichheit derer Gedancken von ihm, ab=gebildet werden möge. Was den Satz des nicht zu unter=scheidenden anbetrifft, so ist derselbe zwar sehr wahrschein=

lich, und mag wohl nicht leicht durch ein von der cörperlichen Welt hergenommenes Exempel widerleget werden, er ist aber dem ungeachtet noch nicht völlig erwiesen. Und wenn derselbe auch in Dingen, die natürlicher Weise entstehen, seinen guten Grund haben sollte, so sehe doch nicht, wie derselbe in und bey solchen Gedancken, die Gottes Geist durch sein Wort erwecket und hervor bringet, statt finden könne. Endlich so sind zwar die Wege des Erkenntnisses Gottes, und die Dinge, aus deren Betrachtung Gott erkannt werden kan, gar verschieden, es folget aber nicht, daß die aus solcher Betrachtung gezogene Schlüsse, bey allen und jeden, etwas verschiedenes in sich fassen müssen. Es können ja verschiedene Wege zu einem und eben demselben Ort führen, und so können verschiedene in Erwegung gezogene Wercke Gottes bey mehrern einen und eben denselbigen Gedancken von und über Gott zuwege bringen. So viel ist gewiß, daß die H. Schrift auf eine völlige Uebereinstimmung und Gleichheit derer Gedancken und Meynungen in Sachen, den Glauben betreffend, durchgängig andringet. Seyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste, τὴν ἑνότητα τοῦ πνεύματος, befiehlet Paulus Eph. IV, 3. und Rom. XII, 16. daß die Christen unter einander, τὸ αὐτὸ φρονεῖν, eins und eben dasselbe dencken, und einerley Sinn haben sollen. Unterdessen ist freylich nicht zu läugnen, daß, in Ansehung der Zeit, des Orts, der Veranlassung und Gelegenheit, der Stärcke und Schwäche, der Absicht und Anwendung, und anderer solcher Umstände mehr, sich allemahl in dem Erkenntniß Gottes, bey denen Menschen ein Unterschied finden wird, ob sie gleich, was die Sache selbst, und die Idee von Gott anbelanget, gleich gesinnet seyn können, und sollen.

§. XVII.

Die Lehren der Religion streiten eine Zeitlang in uns selbst mit denen Neigungen der Natur. Endlich wird ein Friede gemacht, den ein jedweder nach seiner Art schliesset. Man giebt beydes der Natur, und der Religion nach. Man befestiget sich in der

Ru-

Ruhe durch Gründe, die man sich selbst machet, damit wir wegen des, was wir der Natur einräumen, im Gewissen, oder sonst, keinen Vorwurf oder Verweiß bekommen, und auf der andern Seite uns überreden mögen, daß die Pflichten der Religion durch das, was wir ihr gutwillig zugestehen, erfüllet werden. Dieser Friede wird, bey schwachen und schlaffen Seelen, gleich den ersten Tag des Streites gestifftet, aber auch die stärcksten und tapfersten Seelen streiten nicht länger, ohne etwas nachzugeben, und in einem und dem andern Stücke sich zu vergleichen.

§. XVIII.

Es wollen in der Religion gelinde Theologi seyn, welche das in der Religion befindliche sanfte, leichte und stille Wesen, behaupten, und verhindern, daß diejenigen, die hart und rauhe sind, dieselbige nicht gar zu geistig, oder feurig, machen, (ne la spiritualisent trop) noch zu einer allzugrossen Strengigkeit hinauf treiben; Es wollen aber auch hinwiederum strenge Theologi seyn, welche verhüten, daß die Religion nicht gar zu leichte, gar zu schlaff, und menschlichen Neigungen gar zu gefällig gemachet werde. So groß die Antipathie zwischen diesen beyden Arten von Lehrern zu seyn scheinet, so leisten sie doch einander große Dienste.

Daher wird man auch finden, daß Gott, in seiner Kirche, zu allen Zeiten, solche Männer, als Lehrer, zusammen gebracht, und neben einander aufgestellet hat, da immer die Freundlichkeit und Leutseligkeit des einen, die Schärfe und Strengigkeit des andern gemäßiget, und gleichwohl keiner der Wahrheit und Heiligkeit der Religion etwas vergeben hat. Moses und Aaron, wenn wir des letztern in Zulassung des abgöttischen Kälber-Dienstes bewiesene allzu große und strafbahre Nachgie-

bigkeit ausnehmen, können disfalls zum Exempel dienen. Unter denen dahero von Gott erweckten Propheten wird sich eben dergleichen bemercken lassen. Johannes der Täufer war in seinen Buß-Predigten eben so rauhe und hart, als hart und rauhe seine Kleidung und Lebens-Art war. Der Herr Jesus dagegen war, gleichwie in seinem gantzen Leben und Wandel, also auch in seiner Lehre, voller Sanftmuth, Freundlichkeit, und Leutseligkeit. Sein Joch, das er seinen Nachfolgern vor- und auflegte, war sanft, und seine Last war leicht. Matth. XI, 29. Er selbst bezeuget vor denen Jüden, daß dieser Unterscheid zwischen seinen, und Johannis Predigten, ein Werck der göttlichen Weisheit, und Güte, gewesen sey, und dahin gezielet habe, daß sie desto eher gewonnen werden möchten, da man alle nur mögliche Mittel und Wege zu ihrer Bekehrung gebrauchet hätte, wodurch aber auch, und weil sie, dem allen ungeachtet, unbußfertig geblieben, ihre Schuld und Verdammniß nur desto größer werden würde. Es heist daher aus dem Munde Christi: Wir haben euch gepfiffen und ihr habt nicht getantzet, wir haben euch geklaget, und ihr habt nicht geweinet. Johannes ist kommen, aß nicht, und tranck nicht, so sagen sie: Er hat den Teufel. Des Menschen Sohn ist kommen, isset und trincket, so sagen sie: Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser oder Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle? Und die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern. Matth. XI, 16. 17. 18. Die Gemüths-Neigungen derer Apostel des Herrn waren gleicher Gestalt gar sehr unterschieden. Gott heiligte solche insgesamt, und machte sie zu seinem und der Menschen Dienst geschickt. Es waren unter ihnen Donner-Kinder, es war auch ein H. Johannes da, dessen Worte, sie mochten von denen Lippen, oder aus der Feder fliessen, lauter ausnehmende süsse Liebe und Holdseligkeit im Munde führten. Von was für verschiedenen Geist und Gaben, bey dem gesegneten Reformations-Wercke, die beyden großen Lehrer des evangelischen Glaubens, Luthe-

rus

rus und Melanchthon, gewesen, und wie der Vortrag des einen nicht anders als ein gewaltiger Strohm daher gerauschet, der Vortrag des andern dagegen, gleich einem lieblichen stillen Gewässer, geflossen, und wie diese große Ungleichheit, zur Beförderung der Wahrheit, über alle maaßen viel beygetragen, ist aus denen Umständen damahliger Zeit zur Gnüge bekannt. Ich habe, unter meinem wenigen Bücher-Vorrath, ein Werckgen, unter dem Titul: Propositiones Theologicæ Reverendorum Virorum D. Mart. Luth. & D. Philippi Melanth. &c. cum præfatione D. Philip. Melanth. Vitembergæ 1558. da stehen auf dem Titul-Blat Lutherus und Philippus in kleinen Brust-Bildern, und hat D. Io. Major, in dessen Händen dieses Büchlein gewesen seyn mag, unter denselben diese Worte geschrieben:

In imagines Lutheri & Philippi:
Divisæ his operæ, sed mens fuit unica: pavit
Ore Lutherus oves, flore Melanthon apes
Iohan. Major. D. Daß also scharfe und gelinde, feurige, und in der Hitze des Eifers gemäßigtere Lehrer, in der Kirche, zu allen Zeiten beysammen gefunden worden, wie die Kirchen-Geschichte ausweisen, und noch immer beysammen gefunden werden, wie die Erfahrung vieler Orten bezeugen wird, ist ein Werck der allweisen göttlichen Vorsehung und Regierung über sein Gnaden-Reich, will auch, um der verschiedenen Gemüther willen, mit denen es das Wort Gottes zu thun hat, allerdings nöthig seyn. Wenn nur einer dem andern dienet mit seiner Gabe, die er disfalls von Gott empfangen hat, und alles εἰς τὸ συμφέρον καὶ πρὸς οἰκοδομὴν, zum gemeinen Nutz und zur Erbauung, wie Paulus haben will, angewendet wird.

§. XIX.

Alle diejenigen, die bestrittene Meynungen vertheidigen und behaupten, können sich gar wohl damit trösten, daß sie sehen, daß die wahre Religion selbst bestritten wird.

§. XX.

Daß die Menschen, um ihres besondern Interesse willen, unter einander getrennet sind, darüber verwundere ich mich nicht; allein daß eben diese Trennung unter denenjenigen herrschet, die der Religion gewidmet sind, die ein frommes Leben, und ein beharrlicher Fleiß hätte heiligen sollen, daß man von diesen sehen und hören muß, wie sie unter einander mit List und heimlichen Practiqven umgehen, wie einer des andern Mittel und Wege, deren er sich, die Menschen zu Gott zu führen, gebrauchet, ausschreyet und lästert, da sie einander, zum Dienste ihres einigen Herrns, gemeinschaftlich beystehen, rathen und helfen sollten, das ist es, wobey ich am meisten die Unart und Boßheit der Menschen erkenne.

So ging es schon zu der Apostel Zeiten daher. Paulus klagt über Lehrer, die nur das Ihrige suchen, und nicht, das Christi Jesu ist, Phil. II, 21. Er zeiget auch die Quelle dieses Gesuchs eigener Ehre, eigenen Nutzens, und eigenen fleischlichen Vergnügens an, v. 3. Diese ist ἐριθεία καὶ κενοδοξία, aus Haß und Neid, auch um des eigenen Interesse willen, entspringen der Zanck und Ehrgeitz. Wo diese Lüste des Fleisches im Hertzen die Oberhand haben, da wird der Mensch allemahl bereit, ja genöthiget seyn, die Wahrheit zu beeinträchtigen, und Böses zu thun, wenn er seinen Sinn und Willen erreichen will. Daher setzet er die nöthige Ermahnung darauf: Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des andern ist, v. 4. Wenn dieser Regul, sonderlich von denen Lehrern der Kirche, nachgelebet, und nicht auf eigne, sondern lediglich auf Gottes und des Herrn Christi Sache gesehen würde, so dürften gar viele Streitigkeiten vermieden, und die, so sich etwan entsponnen, gar bald abgeschnitten und aufgehoben, wenigstens gar sehr gemäßiget werden.

§. XXI.

§. XXI.

Wenn uns Gott das Erkenntniß seiner Geheimnisse gegeben, aber dagegen seine Gesetze und Rechte verheelet hätte, so würden wir uns, aus Mangel des Erkenntnisses göttlichen Willens, in einer grossen Verwirrung befinden, und mit Recht uns zu beschweren haben. Da er nun aber uns, durch sein Gesetz, was wir thun und lassen sollen, klährlichen Unterricht gegeben, und im Gegentheil seine geheime Rathschlüsse und Wercke verborgen hat, so hat er über uns sich zu beklagen Ursache, wenn wir die Erfüllung seiner Gebothe verabsäumen, und uns damit beschäfftigen, daß wir in seine Geheimnisse, die er doch unserer Fähigkeit gar nicht bloß gegeben hat, hineindringen mögen.

§. XXII.

Wenn keine Furcht Gottes, ohne einigen Anfang der Liebe, ist, (denn wer wollte das sagen?) woher kommen denn, dieser Sache halber, so viel Zänckereyen und Streit-Schrifften?

Mit diesem Satze wird vermuthlich auf diejenigen Streitigkeiten abgezielet, welche damahliger Zeit zwischen denen Jesuiten und Jansenisten unter andern auch in Sachen, betreffend so wohl die wahre Beschaffenheit der Furcht und Liebe Gottes, als das eigentliche Verhältniß der einen zu der andern, nicht ohne Bitterkeit, geführet worden sind. Der Herr Auctor giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß die streitenden Partheyen weder sich selbst unter einander, noch die Sache, worüber sie gestritten, recht verstanden hätten, und derentwegen alle ihre Zänckereyen und Streitschriften etwas unnützes, ja etwas ärgerliches gewesen wären. Doch scheinet Herr de la Bruyere selbst von der wahren Natur der Liebe und Furcht gegen Gott nicht die rechten Begriffe ge-

habt zu haben. Die wahre kindliche Furcht vor Gott ist ja nicht nur mit einigem Anfang der Liebe Gottes, wie er zu reden beliebet, verbunden, sondern sie setzt so gar die Liebe gegen Gott zum Grunde, und fliesset aus derselben her, empfähet auch mehr oder weniger Werth und Güte, je nachdem die Liebe mehr oder weniger rein und lauter ist. Es giebt eine dreyfache Art der Liebe gegen Gott. Die eine ist die Liebe des Verlangens, da Gott nur von wegen des von ihm zuerwartenden Heils und Wohls geliebet wird, die andere ist die Liebe des Dancks, oder der Erkentlichkeit, da man Gott um der von ihm bereits empfangenen Wohlthaten willen lieb gewinnt, die dritte ist die Liebe der Uneigennutzigkeit, da Gott um sein selbst willen, und in Ansehung seiner allerhöchsten Vollkommenheiten, geliebet wird. Die letztere Art der Liebe ist die reineste und beste. Jedoch gehen diese Arten der Liebe, bey denen rechtschaffenen Kennern und Liebhabern Gottes, so durch einander daher, daß sie zwar wohl von einander, auch der Güte und dem Werthe nach, unterschieden, aber nicht leicht getrennet werden können. Wenn nun ein Mensch seinen Gott, als das allervollkommenste Wesen, als das allerhöchste Gut, als den Vater alles Lichts und Segens, und auch als seinen unläugbahren Wohlthäter, mit einer lebendigen Ueberzeugung, sonderlich nach Anweisung des Christenthums, erkennet, und Kraft solcher Erkenntniß über alles lieb gewinnet, so wird derselbe gewiß äußersten Fleißes bemühet seyn, in dieser süssen Liebe und Lust an Gott ungestöhrt zu verbleiben, ja darinnen immer mehr zu wachsen und zuzunehmen, mithin alles dasjenige zu vermeiden, was solche H. Belustigung in ihm unterbrechen, oder wohl gar aufheben, ihn mithin aus der Liebe Gottes, und denen damit verknüpften seligen Vortheilen, heraus setzen kan. Dieses vorsichtige Bestreben, in der Liebe, das ist, in dem Besitz und Genuß Gottes unaufhörlich fort, und allen dawider streitenden Hindernissen sorgfältiglich zu entgehen, ist und heißet die Furcht vor Gott, deren

Ge-

Geschäffte dahin gehet, daß man Gottes hohe Majestät, Heiligkeit, Güte, Wahrheit, und oberherrschaftliche Gewalt immer vor Augen und im Hertzen habe, und sich hüte, daß man diesen seinen majestätischen, heiligen, gütigen, allgewaltigen, treuen und wahrhaftigen Gott ja nicht mißfällig, vielmehr ihme immer angenehmer, und seiner Liebe und Güte, in immer vermehrterem Maaße, theilhaftig werden möge. Da wir nun dem heiligen Gott, durch nichts, als durch Sünde und Unrecht, mißfällig, und seiner Vereinigung unfähig werden, dieses Mißfallen aber, und diese Unfähigkeit einem wahren Liebhaber Gottes nothwendig höchst empfindlich seyn muß, so ist die wahre Furcht Gottes beständiglich mit einem ernstlichem Haß wider die Sünde verbunden. Es ist aber dieses alles von der kindlichen, nicht aber von der so genannten knechtischen Furcht zu verstehen, bey welcher letztern der Mensch zwar auch einen Scheu vor Gott, aber nur derentwegen hat, damit er von demselben nicht gestrafet, und zur Höllen gestürtzet werden möge. Daher er auch in eben solcher unlautern Absicht das Gute thut, und das Böse läßet, da er sonst, und wenn er nur keine Strafe zu befürchten hätte, um Gott sich wenig oder nichts bekümmern, vielmehr in allen Sünden, Schanden, und Lastern dahin gehen würde. Wie denn bey einer solchen knechtischen Furcht vor Gott gemeiniglich der heimliche Wunsch sich befindet, daß doch nur lieber gar kein Gott seyn möchte! Diese Art der Furcht ist also kein Werck des Glaubens und der wahren Liebe, sondern ein Werck des Unglaubens, und des noch unwiedergebohrnen Hertzens. Von dieser Furcht sagt der heilige Johannes: Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, ist nicht völlig in der Liebe. 1 Ioh. IV, 18. Es kan auch diese knechtliche Furcht bey der wahren kindlichen Liebe nicht statt finden. Denn wo Gott, als Gott, erkannt und geliebet wird, und wo der Mensch, im Glau-

ben und Liebe, mit Gott vereiniget ist, da wird auch, um Gottes und seiner Liebe willen, das Böse unterlassen, und das Gute vollbracht, würde auch unterlassen und vollbracht werden, wenn gleich, im Fall, daß das Gegentheil geschähe, keine Strafe, weder in der Zeit, noch in der Ewigkeit, zu befahren wäre. Der heilige Augustinus hat hierüber schöne Gedancken in dem 18ten Sermon. Ich will davon nur den Inhalt beysetzen: „Wenn Gott, spricht er, zu dem Frommen „sagte: Du kanst nichts Böses thun, daß ich es nicht „sehen sollte. Wann du es thust, so will ich dich derentwegen nicht verdammen, aber du wirst mir doch „mißfällig seyn; so würde dieser fromme Mensch denen „Augen seines himmlischen Vaters nicht mißfallen wollen, und derentwegen vor ihn sich fürchten, nicht damit er nicht verdammet, nicht gestrafet, nicht gepeiniget werde, sondern damit er die Freude seines Vaters „nicht stöhre, und denen Augen dasjenigen nicht mißfalle, „der ihn liebet. Denn wenn er Gott liebet, und wenn „er gewiß ist, daß Gott ihn liebet, so wird er nichts „thun, was demjenigen, von dem er geliebet wird, „mißfällig und zuwider ist.„ Man siehet hieraus, daß die kindliche Furcht mit der kindlichen Liebe Gottes ungertrennlich vereiniget, und nicht die Qvelle, sondern der Ausfluß und die Frucht derselben ist. Nachdem nun diese kindliche Furcht von der begehrenden oder der erkentlichen, oder der so genannten reinen und uninteressirten Liebe erzeuget, oder unterhalten wird, nach dem wird sie auch reiner und vollkommener seyn. Uebrigens kan man hierbey nachlesen den Herrn Iean la Placette in Essais de Morale Tom. II. p. m. 104. seqq. wo von der Liebe Gottes, und Tom. IV. p. m. 213. seqq. wo von der Furcht Gottes ausführlich gehandelt wird.

§. XXIII.

Wie wenig, oder gar nicht, kan doch das Verhalten eines geschickten Mannes, von einem andern Man-

Manne, eingesehen werden, der ohne Einsicht gebohren, und bey Feld-Arbeiten erzogen ist? oder auch von einem jungen Menschen, dessen Verstand noch nicht ausgeschliffen und gnugsam angerichtet ist? Sie können so viele Entwürfe, so viele in Ordnung gebrachte Absichten, so viele Anschläge und Wege, so verschiedene Unternehmungen, die alle ihr Object und ihren Endzweck haben, eine so große Bereitschaft und Fassung des Geistes, sogleich in unvermutheten Vorfallenheiten, aus dem Stegreiff zu antworten, und einen Entschluß zu nehmen, eine so große Herrschaft über sich selbst, eine so gute Vernunft, von entfernten Dingen zu urtheilen, eine so große Penetration und Scharffsinnigkeit, die Neigungen und Absichten derer menschlichen Hertzen und Gemüther zu entdecken, und was man daher gewarten solle, zu entscheiden, die Vielheit der Leute, die durch verschiedene Wege an unser Interesse gebunden, und entweder durch Wohlthaten, oder durch Versprechungen, unterhalten werden; Alle diese Dinge, sage ich, können sie nicht begreifen, alles diß schickt sich nur für einen solchen, der unter eben dem Climate gebohren, und auf gleiche Weise erzogen und abgerichtet ist. Unterdessen wollen gleichwohl die Menschen Gottes Verhalten begreifen, sie, die das Verhalten von ihres gleichen nicht begreifen können.

§. XXIV.

Wenn die Menschen die Geheimnisse der Natur, z. E. was denen Gestirnen die Bewegung giebt, was die Ursache von der Ebbe und Fluth des Meeres ist, genau zu entdecken wüsten; so würde man es ihnen zu gute halten, daß sie sich unterfangen, die Heim-

liche

lichkeiten Gottes zu entdecken, und seine Gerechtigkeit im Wercke der Gnaden-Wahl zu ergründen.

§. XXV.

Könnte man denn nicht alle Streitigkeiten auf einmahl endigen, durch ein offenhertziges Bekenntniß von der * Schwäche des menschlichen Verstandes, welcher die Gerechtigkeit und Macht Gottes in der ** Gnaden-Wahl nicht zusammen räumen kan, ob wir gleich von dem einen sowohl, als von dem andern, überzeuget seyn sollten?

* Nur daß die Schwäche des menschlichen Verstandes nicht so weit getrieben werde, daß sie in einen Scepticismum hinaus schlage; dergleichen nicht undeutlich in dem sonst schönen Buche des Johann Locke: Essai philosophique sur la foiblesse de l' Entendement humain genannt, bey allzu großer Verkleinerung derer Kräfte menschlicher Vernunft, vorgetragen wird.

** Was das Werck der göttlichen Erwehlung zum ewigen Leben anbetrifft, so ist wohl nicht zu läugnen, daß, wie bey andern Gnaden-Wercken und Wohlthaten Gottes, also auch bey diesem, gar vieles dem menschlichen Verstande unbegreiflich sey. Wenn wir aber nur die Sache selbst, wie sie in der heiligen Schrift vorgestellet wird, ansehen und betrachten wollen, so werden wir in dieser Tiefe des göttlichen Raths und Willens, so viel Licht antreffen, als beydes zur Rettung der Unschuld Gottes, als zur Beruhigung unsers Gemüthes, nöthig ist. Handelte Gott bey der Gnaden-Wahl schlechterdings willkührlich, so daß er nach eignem Wohlgefallen nur einige wenige zum Leben erwehlte, die andern hingegen zur Verdammniß aussetzte, ohne hierbey auf der Menschen Verhalten und Beschaffenheit zu sehen, so würde weder seine Heiligkeit und Unschuld sicher stehen, noch der Mensch, er verhalte sich auch so gut, als er

nur

nur immer kan und mag, getrosten Muths seyn können. Nachdem aber die Erwehlung die Beruffung voraussetzet, und Gott, als die höchste Liebe und Güte, alle Menschen mit einer gantz unpartheyischen Erbarmung ansiehet, und daher seinen in sich allezeit kräftigen Gnaden-Beruf an alle ergehen lässet; so kommt es nun darauf an, ob und wie der Mensch gegen solchen Beruf sich verhalte? Nimmt er denselben gebührend an, und bezeiget sich sonst demselben gemäß, so gehet sein Weg zum Himmel, als zu dessen Herrlichkeit er beruffen ist, und wird also als ein Auserwehlter vor Gott angesehen, kan auch, bey solchem seinem Wandel nach Gottes Wort und Willen, freudig und getrost seyn, wie er denn, bey beständigen Uebungen des wahren Christenthums, seinen Beruf und Erwehlung seiner Seits immer fester machen wird. Nimmt aber der Mensch den Gnaden-Beruf entweder gar nicht, oder nicht recht an, so hat er auch nicht diejenige Beschaffenheit, die ein Auserwehlter haben soll, und hat daher sein Verderben und Verdammniß niemand anders, als ihme selbst, zu zuschreiben, weil er, durch Verwerfung, oder Mißbrauch derer von Gott verordneten Heils-Mittel, sich selbst unwerth achtet der ewigen Seligkeit. Diejenigen, die hierbey bloß auf die göttliche Macht, und auf das, was Gott nach seiner unumschrenckten Gewalt, thun oder lassen könne, oder bloß auf die göttliche Gnade und Erbarmung, sehen, und es daher Gott zur Last legen wollen, wann nicht alle Menschen selig würden, da sie doch, durch die Allmacht und Barmhertzigkeit Gottes, alle selig werden könnten und müsten, diese wissen nicht, oder wollen nicht wissen, daß hierbey auch die göttliche Weisheit, Wahrheit, Heiligkeit, und Gerechtigkeit mit in Anschlag zu nehmen sey, und daß Gott nicht allemahl thue, was er nach seiner unendlichen Macht thun könnte, sondern was, nach Erforderung aller seiner hohen Eigenschaften, und nach Beschaffenheit der Dinge, damit er es zu thun hat, sich schicket, und das Beste ist. Solchem

chem nach hat man eben nicht Ursach, über den Articul von der Gnaden-Wahl peinlich sich zu beunruhigen, noch in demselben, ohne Noth, viele und große Geheimnisse der göttlichen Rathschlüsse anzugeben, und so dann, mit unserm Auctor die Zuflucht zur Schwäche des menschlichen Verstandes zu nehmen, als wodurch die gute Sache Gottes, und seines Worts, nicht wenig in Verdacht gezogen wird. Gnug, daß uns so viel von Gott hiervon geoffenbahret worden, als uns, zu unserer wahren Seligkeit, zu wissen nöthig ist.

§. XXVI.

Es werden immerdar, unter denen Gottes-Gelehrten, Streitigkeiten seyn. Sie sind so unvermeidlich, als die Kriege in denen Monarchien. Die Materien, welche man in der Schule tractiret, sind so frey und ungebunden, daß es schwer ist, Wörter zu finden, um die Idee, die man sich davon machet, auszudrucken und fest zu setzen; man läst die Dinge, davon man redet, nur, so zu sagen, halb sehen, und muß sich noch darzu entlehnter Ausdrückungen bedienen. Zwo Personen haben einen, und eben denselben Begriff, und verschiedene Termini, oder Wörter, dadurch sie ihren Begriff anzeigen wollen, werfen sie in eine hartnäckigte Zänckerey hinein. Zum guten Glück sind die Haupt-Sachen fest bestimmet, das übrige ist denen Streitigkeiten derer Menschen überlassen worden.

Daher entstehen Logomachien, Streiche in die Luft, Verdrehungen der Worte, Verketzerungen und andere unfertige Händel mehr. Die Quelle solcher unnöthigen und oft bittern Wort-Gezäncke ist, nach unsers Auctoris Gedancken, diese: Es sind allemahl mehr Sachen, als Worte

und

und Ausdrückungen. Daher kommt es, daß man zur Eröffnung seiner Gedancken nur allzuofters entlehnter und aus einem fremden Gebiete hergenommener Worte und Redens-Arten sich gebrauchen muß, wodurch denn vielmahls gantz unvermerckt zugleich etwas fremdes in die auszudruckende Sache mit hinein gezogen wird. Unzehlige Sachen sind vorhanden, die noch nicht an beständige durchgängig beliebte Worte angebunden sind. So sind denn auch unzehlige Worte, mit welchen noch gar sehr unterschiedene, ofters gantz willkührliche, und noch nicht bey allen und jeden festgesetzte Begriffe verbunden werden. Wenn nun ihrer zweene oder mehrere zwar einerley Idee von einer Sache haben, aber nicht einerley Worte gebrauchen, damit sie die Sache ausdrucken, sondern die Worte des andern in einem gantz andern, und von dem ihrigen sehr weit unterschiedenem Sinne und Verstande nehmen, da doch mit solchen Worten einerley und eben dieselbige Sache, auch in eben dem Verstande, ausgedrucket und angezeiget werden sollen; so kan es nicht fehlen, zumahl wenn so gleich zugefahren, und nicht erst des andern Sinn und Meynung in der Güte vernommen wird, daß nicht die hartnäckigsten Wort-Kriege entstehen sollten. Diejenigen aber, die so gar leicht in solche Wort-Gezäncke eingehen, legen an den Tag, daß sie mehr Lust zu zancken, als die Wahrheit zu untersuchen, haben. Verbi controversia, sagt Cicero von denen Griechen L. I. de Oratore p. m. 160. jam dudum torquet Græculos homines, contentionis cupidiores, quam veritatis.

§. XXVII.

Es ist eine große Wohlthat für uns, daß wir eine Religion haben, die unsere Zweifel zerstreuet, die die Unruhe unserer Einbildungen anhält und stillet, die unsere Gedancken und Begriffe bestimmet; wäre diß nicht, was für eine Menge mannigfaltiger

Hirn-Gespenster würde sich nicht ein jedweder in den Kopf setzen? Und wie weit ist nicht der Menschen Phantasie und Einbildung gegangen, ehe man die Wahrheit erkannt hat?

§. XXVIII.

Die Religion benimmt uns nicht allein unsere Zweifel, was unser eignes Wesen, was unser Verhängniß, und was die recht großen Dinge anbetrifft; sondern die H. Schrift selbst entscheidet und bestimmet auch die unterschiedenen Meynungen von der besten und vollkommensten Beredsamkeit, sowohl durch ihre lebhafte und nette Einfältigkeit, welche mehr, denn alle Emphasis oder Nachdruck der Rede-Kunst, ans Hertz schlägt, als durch ihre unverfälschte Aufrichtigkeit, die viel mächtiger ist zu überreden, als gantze Ströhme derer Gedancken und Worte, welche nur Verwirrung hinter sich zurück lassen.

Augustinus, da er noch in denen Manichäischen Irrthümern steckte, stieß sich gar sehr an der niedrigen und oft gantz einfältig lautenden Schreib-Art der H. Schrifft, so daß er dieselbe gar tief unter des Ciceronis Beredsamkeit herunter setzte, ja nicht einmahl so viel würdigen wollte, daß er sie mit dieser in eine Vergleichung gebracht hätte. Nachdem er aber ein Christ worden war, und die wahre Beschaffenheit der H. Schrift besser eingesehen hatte, so bewundert er in dem ungekünstelten Vortrage göttlichen Wortes die allergewaltigste Beredsamkeit, und in denen einfältigsten Redens-Arten lauter göttliche Kraft, und göttliche Weisheit, wie man hiervon sein eignes Geständniß in seinen libris Confessionum hin und wieder lesen kan. Wie denn selbst Longinus, ein heydnischer Welt-Weise, der die Kunst, wohl und geschickt zu reden, in einer

besondern Schrift, vorgetragen, in einem und dem andern Mosaischen Ausdrucke, der gantz schlecht und niedrig zu seyn scheinet, eine gantz besondere oratorische und göttlicher Majestät höchst anständige Hoheit gefunden hat. Die H. Schrift ist ein Buch für alle Menschen geschrieben. Daher sind nicht allein die darinnen geoffenbahrte Wahrheiten, mit einer göttlichen überzeugenden Kraft, ausgerüstet, sondern es ist auch der äußerliche Vortrag in Worten so weislich eingerichtet, daß er sich für alle Arten der Leute, sie mögen scharfsinnig und gelehrt, oder ungelehrt und einfältig seyn, schicket, und also die allervollkommenste Beredsamkeit in sich fasset. Der Herr Abt Mosheim im Send-Schreiben an einen vornehmen Mann über unterschiedliche Dinge, welches dem zweyten Theile seiner heiligen Reden angehänget ist, und darinnen er seine von einigen in Anspruch genommene Schreib-Art vertheidiget, und bey solcher Gelegenheit von dem Vortrage der H. Schrift, und von der Beredsamkeit unsers Heilandes und seiner Apostel, gedencket, schreibt p. 258. also: „Es ist keine „Figur der Redner, keine Art des Ausdrucks, davon man „nicht in der H. Schrift Exempel findet. Und wer Lust „hat, eine Einleitung in die Beredsamkeit zu schreiben, „und dieselbe mit lauter Stellen der Schrift zu erläu„tern, der wird seine Arbeit leicht fertig machen können.

§. XXIX.

Wenn diejenigen, die, durch das Werck ihrer Vernunft, die Evidentz derer Religions-Wahrheiten nicht entdecken können, doch nur zum wenigsten Respect und Hochachtung gegen die Religion gewinnen möchten, wenn sie den Character derer, welche dieselbige verachten oder bestreiten, gewahr werden!

Die Verächter und Bestreiter der Religion sind verwegene, unvernünftige, thörichte, im Grunde atheistische, im Leben meistentheils lasterhafte, überhaupt abscheuliche

und recht schändliche Leute. Das ist ihr eigentlicher Character. Wer nun an diesen unglückseligen Eigenschaften keinen Antheil haben, oder nehmen will, der muß ja wohl Gott und die Religion wenigstens in ihren Würden lassen, wenn er auch diese hochwichtige Wahrheiten nicht völlig annehmen und gehörig anwenden wollte. Wer nicht mit mir ist, spricht unser Heiland, der zerstreuet, und wer nicht die schuldige Ehrerbietigkeit gegen Gott und göttliche Religion bezeiget, wenn er auch schon nicht verächtlich davon reden, oder dawider streiten sollte, der nimmt schon etwas von denen Eigenschaften und Characteren derer Religions-Verächter an sich. Die Unart derer Feinde der Wahrheit, und Tugend, soll billig Hochachtung und Liebe gegen diese beyde hochangelegene Dinge in allen denenjenigen erwecken, die an Gottlosigkeit und Boßheit ein Mißfallen tragen, wenn sie auch schon das Ehr-und Liebens-würdige Wesen der Wahrheit und Tugend noch nicht recht erkennen und verstehen sollten.

§. XXX.

Ich habe öfters gewünschet, wann ich die Art und Weise, wie ein Printz, oder General, bey seiner Armee bedienet wird, den brennenden Eifer seiner Officiers, den Gehorsam derer Soldaten, und die beständige arbeitsame Munterkeit aller und jeder betrachte, ich habe, sag ich, in Betrachtung dessen, gewünschet, daß die Gerechtigkeit, durch Personen, die eben so genau an ihr Amt gebunden, verwaltet, und daß Gott durch solche Diener, die eben so wachsam, und denen Pflichten und Forderungen ihres Standes eben so ergeben wären, bedienet würde.

Selbst ein Soldat hält dieses für recht und billig. Wenn der heydnische Hauptmann zu Capernaum gegen dem

dem Herrn Christo sich also heraus lässet: Ich bin ein Mensch, darzu der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Krieges-Knechte, noch wann ich sage zu einem, gehe hin, so gehet er, und zum andern, komm her, so kommt er, und zu meinem Knecht, thue das, so thut ers: Matth. VIII, 9. So zeugt er ja unter andern hiermit an: Es sey nichts gerechter und billiger, als daß ein Diener seinem Herrn zu Gebothe stehe, und desselben Willen mit allem Eifer, Fleiße, und Gehorsam vollbringe. Er nennet Jesum einen Herrn. Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehest, v. 8. und giebt mit dieser Benennung zu verstehen, daß er Jesum für den Herrn über alles, ja für Gott selbst erkenne und halte. Denn es war derselbe ein Kriegs-Bedienter von dem damahligen Römischen Kayser Tiberio. Von dem aber ist bekannt, daß er ausdrücklich verbothen, man solle ihm den Titul eines Herrn nicht beylegen, wie denn selbigen allererst sein Nachfolger am Reiche Caligula angenommen, und sich nicht allein einen Herrn, sondern so gar einen Gott nennen lassen. Da nun dieser Hauptmann Jesu den Ehren-Titul beylegte, den er seinem Kayser nicht einmahl beylegen durfte, so erhellet daraus zur Gnüge, daß er ihn in seinem Hertzen für höher, als den höchsten Monarchen in der Welt, ja für Gott selbst, gehalten habe. Und so zweifelt er denn gar nicht, daß wie er der Herr Jesus allen Dingen zu befehlen hätte, auch alles seinem Befehle willig und gern gehorsamen würde. Und freylich sollten demnach diejenigen, die, in einem besondern Verstande, Knechte und Diener Gottes sind und heißen, den Dienst ihres Herrn mit aller Wachsamkeit, Treue, und Eifer abwarten, wie man wohl siehet, daß ein irdischer Herr von seinen Bedienten also bedienet wird. Wer wollte auch läugnen, daß nicht Gott noch hier und dar solche wachsame, und getreue Diener haben sollte? Unterdessen als lange die Menschen mehr auf das Sichtbahre, als auf das Unsichtbahre sehen, so fehlt es auch

niemahls an solchen, die im Dienste des unsichtbahren Gottes sich ungleich schläfricher, als ein Officier und Soldat, in Ausrichtung derer Befehle seines Generals, bezeugen. Wie nun Herr de la Bruyere wünschet, daß es mit denen Dienern der Wahrheit und Gerechtigkeit disfalls besser zustehen möge, so mache auch ich mit diesem hertzlichen Wunsche den Schluß: Gott heilige uns alle in seiner Wahrheit, sein Wort ist die Wahrheit. Amen!

SOLI DEO GLORIA!

Regi-

Register.

Aaron und Moses ungleicher Art pag. 373
Aberglaube was und woher er sey? 340
Anastasius (Kayser) zum Atheismo geneigt 24
Antigoni Sochæi Meynung vom Dienste Gottes 313
Apostel ihre Lehre Gottes Werck 49
ihr Leben heilig und unsträflich 53
Aristoteles ein starcker Geist 295
Arme und Reiche neben einander 218
Atheist
wer er ist 2
kan nicht tugendhaft seyn 20. 315
redet von Tugend und Laster 233
ein Monstrum 23
der gröste Narr 294. 321
seine Aufführung 289
ein Materialist 68
machet sich bereits hier unglücklich 56
bekennet, daß er übel dran sey 58. 304
spottet noch im Tode 322
im Tode anders Sinnes 15. 294
Atheisten ob es rechte gebe? 317
sind in Franckreich häufig 299
Atheistische gantze Völcker ob es dergleichen giebt? 319
Atheismus ist nichts 4
desselben Quellen 7. 340
Athenagoræ Meynung von der Seele 92
Auge desselben Structur 159
beweiset die Existenz Gottes 160

B.

Bayle urtheilt unrecht vom Glauben 345
Begriffe ob sie gantz rein sind? 84

Bewegungs-Gesetze führen auf Gott 70
Bontekoe Beweiß von Gottes Existenz 78
Böses was es heiße 232
Böse in der Welt, siehe Sünde.

C.

Capernaiten sind Naturalisten 251
Cartesii Systema causs. occass. 78
Chantilly Lust-Schloß in Franckreich 95
Christenthum, siehe Religion.
macht gute Unterthanen 41
hat zeitliche Vortheile 55
gehet ans Hertz 366
macht allein glückselig 359
hat verschiedene Würckungen 368
führet etwas sanftes und rauhes 373
desselben Lehrer unterschiedener Art 373
Christen (erste) reden behutsam von Gott 330
Cicero urtheilet von der Unsterblichkeit der Seelen 291
auf seinem Tusculano 360
Claudianus zweifelt, ob ein Gott sey 175
Cliton ein Atheistischer Spötter 17
Collins ein Atheist 20
Contingenz der Welt 62. 117
Cosmus ein Atheist 17
Curiosität eine Tugend und ein Laster 46

D.

Deisten wer sie sind 2
Diagoras ein Atheist 171

E.

Ebbe und Fluth ein Geheimniß der Natur 263
Eltern Recht über die Kinder 228
Epicurus läugnet der Seelen geistliches Wesen 69
die Providenz Gottes 2
Erdkugel 101
Erfahrung (geistliche in Glaubens-Sachen) 366

Erkenntniß unterschiedlich 153
von Gott unendlich 369
Esprits forts wer sie sind 1. 5. 28. 289
Exempel verführen 254
wie weit sich darnach zu richten 255

F.

Feuer-Probe der Unschuld 217
Fix-Sterne 105
Freyheit des Willens 189
Frey-Geister verschiedener Art 40
Fromme in der Welt unglücklich 167
Furcht Gottes 377

G.

Gedächtniß-Kraft ob sie Materie? 72
Gedancken nichts materielles 70
etwas unbegreifliches 271
darinnen nicht zu weit zu gehen 356
an Gott aufzuopfern 351
Geheimnisse selbst in der Natur 256
des Glaubens unumgänglich 28. 250
wornach zu beurtheilen 341
Gott anständig 53
scheuen das Licht nicht 331. 357
heidnische 331
Geist was er sey? 79
starcker Geist 1. 5. 28. 289
Gelehrter sucht deutliche Erkenntniß 153
dessen Religion 340
Gerechtigkeit Gottes 211
Geschmack etwas unbegreifliches 272
Gesetze in der Welt nöthig 230
der Natur 231
bürgerliche 230
Gesellschaft menschliche 227
bürgerliche 229
Gift und giftige Thiere 147

Glaube was er sey? 343
Glaubens-Kraft über die Vernunft 342
Glück was es sey und heisse? 179
derer Gottlosen in der Welt 167
Gnade Gottes behutsam davon zu reden 335
Gnaden-Wahl Lehre davon 382
Gott, daß kein Gott sey, ohnmöglich zu beweisen 22
daß er sey, liegt in der Natur 23
etwas unentbehrliches 27.8
Gottes Existenz bewiesen aus der Natur 60
aus der Natur der Seelen 76
aus der Zufälligkeit der Welt 60. 238
aus der Bewegung der Körper 113
aus denen Himmels-Körpern 109
aus denen kleinsten Würmern 124
aus dem Consens der Völcker 13
aus der Ordnung in der Welt 225
aus der Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen 210
sinnreich bewiesen 207
ist vortheilhaft und tröstlich 309
Gott ein Geist 79
das höchste Gut 180
unbegreiflich 380
ewig 164
unermeßlich 164
gerecht 22
ein Gott der Ordnung 224
unter dem Bilde eines Alten 354
nicht Urheber der Sünde 187
um sein selbst willen zu lieben 310
derer Seinigen Lohn 313
lachet derer Gottlosen 323
Gottesdienst öffentlicher nöthig 351
derer Gottlosen 286
Gottlosen in der Welt glücklich 167
ihr Character 286
Großen in der Welt gegen Gott nichts 149

Großen in der Welt in Religions-Sachen sorgloß 24
Gut, was es sey und heiße? 232

H.

Heuchler (politische) 38
spotten Gottes 40
Hiero will wissen, was Gott sey? 333
Himmels-Körper Beschaffenheit 102
ein Spiegel Gottes 133
ob sie bewohnt? 136
Hobbes (Thom.) Natur-Recht 235
ein Atheist 241
sein Tod 302

J.

Jesus und Johannes ungleicher Art 374
Joseph von seinen Brüdern verrathen 212
Irrthum in der Religion woher? 356
Isis der Egyptier 66

K.

Ketzerey Ursprung 356
in der Kirche nothwendig 338
Kinder Verhalten gegen die Eltern 228
Kirchen-Väter vertheidiget 30

L.

Latitudinarii 350
Laster was es sey? 177
wird endlich doch gestraft 210
Leben (zukünftiges) vermuthlich 94
Lehrer des Evangelii Beschaffenheit 373
Uneinigkeit 376
Leibnitzens Satz des zur. Gr. 63
Systema harm. præst. 86
Lettres Juives & Cabb. was davon zu halten? 300
Liebe gegen Gott, Beschaffenheit 311
in Absicht auf die Furcht Gottes 377

Regiſter.

Lohn, ob man um deſſelben willen Gott dienet? 309
Longinus erkennet in Moſis Schriften etwas Hohes 30
Lucilius ein Atheiſt und Spötter 35
Lutherus und Melanchthon ungleicher Art 374

M.

Mahler bilden Gott ab 354
Mahomeds Religion Menſchen-Werck 51
Materie kan nicht denken 69. 70. 74
was ſie iſt 70
derſelben Subtilität 127
Menſch ihm ſelbſt unbegreiflich 270
zur Unwahrheit geneigt 31
begierig zu leben 45
liebet ſich ſelbſt 135
ohnmächtig 149
Gottes Ebenbild 270
kan des andern nicht entbehren 221. 229
Menſchwerdung des Sohnes Gottes nichts unmögliches 278
Milbe zeuget von Gott 124
Miſſions-Werck was davon zu halten? 42
Möglich was es ſey? 268
Monden-Körper 102
ob er bewohnt? 136
Monſtra woher? 145
Moſes und Aaron ungleicher Art 373

N.

Natur allgemeine 64. 76
derſelben Geheimniſſe 256
Naturaliſt wer er iſt? 3

O.

Obrigkeit Gottes Bild 41
in der Welt nöthig 230
Offenbarung in der heiligen Schrift 283
Ordnung ein Werck Gottes 224
Paulus der Apoſtel kein Betrüger 50

Register.

Paulus III. Pabst Atheistisch gesinnt 25
Pharisäer starcke Geister 256
Philosophus weis vieles nicht 158
stellet Gott unvollkommen vor 354
heidnischer redet von Gott vorsichtiglich 333
ob sein Stand der glückseligste? 359
Philosophie Gebrauch und Mißbrauch 35
definirt 155
von Cicero gelobet 360
Plinius urtheilet von den Christen 54
auf seinem Land-Guthe 360
ob er ein Christ gewesen? 363
Politici Atheistische 18
fromme 18
Principium rationis suffic. 63
indiscernibilium 370
Providenz Gottes, siehe Gott.
Pythagoræ Schüler müssen schweigen 332

R.

Rablais ein Atheist 17
Rationalisten 249
Recht des stärckern 235
Rede von Gott behutsam 328
Reiche und Arme neben einander 218
Reisen in fremde Länder 11
Religion etwas nothwendiges 6
keine politische Erfindung 9
Christliche nicht ohne Geheimnisse 28
enthält hohes und niedriges 28
derselben Wahrheit 49
tröstet im Tode 307
auch im leiblichen nützlich 10
Gottes Werck 50
überzeuget von Gott 48
scheuet nicht das Licht 331
gehet ans Hertz 366
macht alles glückselig 359
derselben Unterschied 369

Religions-Verächter zweyerley 248
Religions-Streitigkeiten wie zu führen 336. 337
wie zu endigen? 382
unvermeidlich 384
Republiquen Ursprung 229

S.

Sabbath von Gott eingesetzt 351
Sadducäer starcke Geister 313
Saturni Höhe am Himmel 104
Satz des zureichenden Grundes 63
des nicht zu unterscheidenden 370
Schertz im Tode liederlich 16. 321
Schrift (heilige) von Gott eingegeben 34
stimmet mit der Vernunft 281
Seele der Menschen keine Materie 67. 70
ein Geist 79
unsterblich 84. 246. 291
Natur unbekannt 92
Seelen der Thiere was sie sind? 80
Selbst-Liebe natürlich 135. 310
Seneca glaubt die Unsterblichkeit der Seelen 292
Sicherheit bey der Christlichen Religion 57
Simonides gefragt, was Gott sey? 333
Sittlichkeit der Handlungen nichts willkührliches 209
Sonderlinge Atheistische 12
Sonnen-Körpers Beschaffenheit 101. unbegreiflich 258
Spener (Phil. Jac.) zeiget von einem Atheisten 57
beweiset, daß ein Gott sey, aus der Zufälligkeit der Welt 64. 238
schließet aus dem principio rationis sufficientis 238
beweiset, daß die Seele unsterblich sey 246
Spinoza (Ben.) ein Atheist 20. 316
dem Ansehn nach tugendhaft ibid.
seine allgemeine Natur 65
sein Recht der Natur 233
sein Tod 299
Sternen des Himmels 105
Stoische Unempfindlichkeit was sie sey? 299

Sünde derselben Ursprung 187. Fall 197. Zulassung 194
kleine auch Sünde 358
Systema causs. occass. Systema. harm. præst. Syst. influxus 78. 85. 86
Systema Ptolomæi, Copernici, Tychonis de Brahe 109

T.

Tag des Herrn zu heiligen 351
Thiere, ihre Seele 80. haben keine Freyheit 189
Thiere kleine 129. ein Beweiß der Allmacht Gottes 367
giftige 147
Tod etwas wichtiges 17. damit nicht zu spotten 17. nach demselben neugierig seyn 45. Zustand nach demselben 46
etwas fürchterliches 295. Trost darwider 305
Traum ein bedenklicher 214
Tugend (wahre) findet beym Atheisten nicht statt 20
machet noch hier glücklich 55. was sie ist? 177
derer Weltgesinnten 350

V.

Vacuum ob es in der Natur sey? 115
Vater-Mörder wird endlich offenbar 216
Vernunft eine Gabe Gottes 249. 281. nicht mißzubrauchen 251. beym Glauben 342
Unglaube 248
Ungleichheit in der Welt 218. 224
Unglück derer Frommen 167. was es heisse? 179
Unmöglichkeit was sie sey? 268
Unordnung in der Welt nicht wider Gott 146
Unterthanen 232
Unsterblichkeit der Seelen 82. 84
Unschuld kommt endlich an den Tag 213
Unwissenheit eine Quelle der Atheisterey 19
Vorsehung Gottes erwiesen 220
Ursprung der Sünde 187

W.

Wahrheit etwas ewiges 209. durch Widerspruch befestiget 338. hat verschiedene Quellen 340. vielen zuwider 346

Welt aus derselben Gott zu erkennen 60. derselben Zufälligkeit 62. 117. ob sie ewig? 118. zeiget den Werckmeister 97. um der Menschen willen 130. für den Menschen zu geringe 134. Gottes Eigenthum und Werck 193 das Böse in der Welt 145. ob diese die beste? 202. zwo Welten in was für Verstande 44
Weltweisheit siehe Philosophie.
Wind desselben Beschaffenheit 259
Wolff (Christian) ob er ein Atheist 88. eifert für die Ehre Gottes 138. beschreibt die Weltweisheit 155. urtheilet von der Mannigfaltigkeit derer Begriffe von Gott 369
Wunderwercke was sie sind 276. zu was Ende sie geschehen 253. in welchem Falle sie Gott thut 147

Z.

Zufälligkeit der Welt 62. 117
Zufriedenheit des Gemüths worinn sie besteht 179
wo zu suchen? 7
Zulassung des Bösen 194

Druckfehler welche, weil man die Correctur nicht selbst versehen können, mit eingeschlichen sind:

Pag. 18. lin. 22. an statt indeß ließ: ja daß p. 29. lin. 31. der doch ließ da doch p. 30. lin. 8. περὶ ὄφος ließ περὶ ὕψος p. 34. l. 3. in Warheit die l. in der Wahrheit der p. 58. l. 33. fehle l. fehlet p. 58. l. 36. sey l. seyn p. 68. l. 31. so gleich l. obgleich p 70. lin. 18. ja l. je p. 94. lin. 24. Würckung l. Vereinigung p 103. l. 13. Nun l. Um p. 112. l. 14 ist das Wörtgen uns überflüßig p. 115. lin. 22. wie l. keine p. 121. lin. 6. jederzeit l. in der Zeit p. 128. lin. 32. stet l. Gottes p. 162. l. 22. habe l. hat p. 163. l. 16. ja zuweilen l. je zuweilen p. 183. l. 1. vergnügliche l. vergängliche p. 237. l. 8. diesem l. dieser p. 246. l. ult. et l. est p. 268. l. 6. enthalten l. enthält p. 275. l. 14. fehlen die Worte: mit Grunde nicht gezweifelt werden kan p. 345. l. 29. Verstellung l. Vorstellung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

La Bruyère, Jean de,

Vernünftige und sinnreiche Gedanken von Gott

Danzig 1739

Ph.sp. 452
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10043668-9
VD18 14483491-001